



Diplomarbeit

Dazwischen – Zwischenräume im mehrgeschoßigen Wohnbau und deren Potentiale zur Förderung von Nachbarschaft

ausgeführt zum Zwecke der Erlangung des akademischen Grades einer Diplom-Ingenieurin,
unter der Leitung von Univ.Ass. Dipl.Ing. Peter FATTINGER
und der Mitbetreuung von Univ.Ass. Mag.Arch. Michael KLEIN,
E253.2 Institut für Architektur und Entwerfen

eingereicht an der Technischen Universität Wien,
Fakultät für Architektur und Raumplanung von:

Laura Lipensky
0827021

Wien, April 2017

Kurzfassung |

Abstract

Der Zwischenraum im Wohnbau wird meist auf die Funktion der Erschließung reduziert, obwohl er den physischen Begegnungsraum zwischen den BewohnerInnen eines Hauses darstellt. Hier beginnt Nachbarschaft. Die positiven Auswirkungen gut funktionierender Nachbarschaften betreffen nicht nur einzelne Individuen oder Gruppen, vielmehr dehnen sich diese auf Stadtquartiere aus und erhöhen so das soziale Kapital einer gesamten Stadt. Deshalb hat die Politik die Nachbarschaft auch für sich entdeckt und fördert gezielt Entwicklungen zur Stärkung von Nachbarschaft (beispielsweise über die soziale Nachhaltigkeit im Bauträgerwettbewerb, Gebietsbetreuung, Straßenfeste, Fragnebenan, ...).

Der Zwischenraum war und ist für viele PlanerInnen ein wichtiges Thema – insbesondere im Wohnbau. Von der Jahrhundertwende über die Moderne bis heute entstanden verschiedene Konzepte, um der Anonymität in der Stadt entgegenzuwirken und stattdessen den Zusammenhalt in der Gesellschaft zu stärken. Im ersten Teil der Arbeit wird, anhand von ausgewählten Beispielen die Bandbreite an Möglichkeiten und Herangehensweisen dieser Konzepte veranschaulicht und ein Auszug daraus diskutiert.

Ein Großteil der Bevölkerung lebt jedoch nicht in diesen Bauten und kann nicht von diesen durchdachten Räumen profitieren. Wie sehen die Zwischenräume aus, mit denen die meisten von uns konfrontiert sind, und wie funktionieren sie?

Das zweite Kapitel umfasst die Analyse von drei verschiedenen Typen des Zwischenraums, welche repräsentativ für den Wiener Wohnbau sind: ein Mietshaus aus der Gründerzeit, ein Wohnhof aus der Ära des Roten Wien und ein Zeilenbau der 50er Jahre dienen aufgrund ihres häufigen Vorkommens in Wien als Muster. Ergänzend zur räumlichen Analyse werden bauliche sowie technische Änderungen, die den Zwischenraum im Laufe seines Bestehens beeinflusst haben, untersucht. Während der gesamten Recherche wurde besonderer Wert darauf gelegt auch stets die zwischenmenschliche Ebene in den Analysen zu erfassen. Interviews und Erzählungen von Zeitzeugen bilden hierbei die historische Basis. Aktuelle Vergleiche zeigen Studien, Beobachtungen und BewohnerInnenbefragungen.

Im letzten Abschnitt werden die Potentiale der Zwischenräume dieser drei Wohnhäuser ausgelotet und konkrete Ideen zur Aktivierung erarbeitet. Exemplarisch werden vier Installationen 1:1 im Zwischenraum eines Wohnhauses installiert und den BewohnerInnen des Hauses zur Aneignung überlassen.

The in-between space in housing is usually reduced to its function of circulation, despite the fact, that this space is the physical space between people, the space where people meet. Right there neighborhood develops. Multiple surveys give evidence of the benefit of good relationships to the neighbors for the individual and the group. Moreover, functioning neighborhood has a positive effect on the social capital of a city or a neighborhood. Therefore, politics actively promote developments to strengthen neighborhood. (e.g. in Vienna through Soziale Nachhaltigkeit in housing-development competition, Gebietsbetreuung, street festivals, Fragnebenan, ...).

The in-between space was and still is an important topic for planners – especially in housing. Since the late 19th century various concepts working with this space were created to prevent anonymity in the big cities and encourage solidarity in society. The first part of the thesis shows the diversity of in-between spaces in housing and the different opportunities of planning supporting environment for residents.

Most people can't enjoy those sophisticated buildings discussed in the first chapter though. What does the in-between space look like in common housing? What is the in-between space most of us are confronted with? And how does it function? In the second part, three different in-between spaces which are in a way representative for Viennese housing based on spatial analysis, are evaluated. A typical Viennese Gründerzeit house, social housing of the Red Vienna period and row housing of the fifties serve as exemplary because of their high occurrence in the city. Complementary to the spatial analyses, technical and constructional modifications, that changed the in-between space over the years of its existence, are explored. Through narratives and interviews, the interpersonal level and the original social function of the in-between space is reconstructed. Based on surveys, experiences and questionnaires the comparison to today's function is drawn.

What are the potentials of in-between spaces in housing? How can we activate them for neighborhoods? The three analyses are completed with explorations of the potentials and exemplary concepts for activation. Certain concepts are installed 1:1 in the analyzed Gründerzeit house and the effect on the residents is reviewed.

„Jenseits des Subjektiven, diesseits des Objektiven, auf dem schmalen Grat, darauf Ich und Du sich begegnen, ist das Reich des Zwischen.“

Buber, Martin: Das Problem des Menschen

“Die Bewohner eines gleichen Wohnhauses wohnen nur einige Zentimeter voneinander entfernt, eine einfache Wand trennt sie, sie teilen sich die gleichen Räume, die sich über die Stockwerke hinweg wiederholen, sie machen zur gleichen Zeit die gleichen Bewegungen, den Wasserhahn aufdrehen, an der Wasserspülung ziehen, das Licht anknipsen, den Tisch decken, einige Dutzend gleichzeitiger Existenzen, die sich von Stockwerk zu Stockwerk, von Haus zu Haus, und von Straße zu Straße wiederholen. Sie verbarrikadieren sich in ihren Privaträumen – da man es so nennt – und am liebsten wäre ihnen, wenn nichts von dort hinausginge, doch so wenig sie von dort auch hinausgelassen, den Hund an der Leine, das Kind, das zum Brotholen geht, der Hinausgeleitete oder Hereingeleitete, man geht immer durchs Treppenhaus hinaus. Denn alles, was geschieht, führt durchs Treppenhaus, alles was kommt, kommt durchs Treppenhaus, die Briefe, die Familienanzeigen, die Möbel, die die Möbelträger bringen oder wegbringen, der eilends herbeigerufene Arzt, der Reise-lustige, der von einer langen Reise zurückkommt.“

(Perec, 1982, S. 19–20)

Inhalts- verzeichnis

<u>EINLEITUNG</u>	/	9
TEIL I	/	15
<u>I. ZWISCHENRÄUMLICH – ZWISCHENMENSCHLICH</u>	/	17
Was ist gemeint mit Zwischenraum?	/	18
Nachbarschaft! Wozu?	/	29
Conclusio	/	36
<u>II. GEBAUTE ZWISCHENRÄUME</u>	/	39
Eingang	/	41
Einrichtung	/	44
Innenliegende Erschließung	/	49
Außenliegende Erschließung	/	55
TEIL II	/	61
<u>I. ARBEITERMIETSHAUS DER GRÜNDERZEIT</u>	/	65
Gebäudeauswahl Fotoessay	/	69
Räumliche Analyse	/	76
Begegnung und gelebte Nachbarschaft – damals und heute	/	84
Conclusio	/	94
Konzepte zur Aktivierung	/	95
<u>II. WOHNHOF DES ROTEN WIEN</u>	/	105
Gebäudeauswahl Fotoessay	/	108
Räumliche Analyse	/	114
Begegnung und gelebte Nachbarschaft – damals und heute	/	119
Conclusio	/	123
Konzepte zur Aktivierung	/	124
<u>III. WOHNZEILE DER 50ER UND 60ER JAHRE</u>	/	129
Gebäudeauswahl Fotoessay	/	133
Räumliche Analyse	/	139
Begegnung und gelebte Nachbarschaft – damals und heute	/	143
Conclusio	/	148
Konzepte zur Aktivierung	/	149
<u>IV. SCHLUSSWORT</u>	/	157
<u>ANHANG</u>	/	163
Literaturverzeichnis	/	164
Onlinequellen	/	168
Abbildungsverzeichnis	/	170
BewohnerInnenbefragung	/	176

Einleitung

Das Ziel ist im Weg.
Mine

PERSÖNLICHER ZUGANG

Faszination über die prächtigen Stiegenhäuser der gründerzeitlichen Bauten in Wien und Enttäuschung über fensterlose, beengende Gänge in neueren Wohnhäusern gaben den Anstoß zum Thema der vorliegenden Arbeit. Die beengten Wohnverhältnisse der Massen in der Gründerzeit stehen scheinbar im Gegensatz zu den großzügigen Zwischenräumen der damaligen Arbeitermietshäuser. Im 20. Jahrhundert entstanden wiederum Wohnhäuser, deren Zwischenräume rein funktional sind und eine effektive Erschließung ermöglichen. Zwischenräume sind in vielen Bauaufgaben, wie bei Flughäfen, Museen oder Theatern, essenzieller Bestandteil der architektonischen Planung und ihnen wird große Aufmerksamkeit zuteil. Im Wohnbau für die Massen wurde ihnen wenig Beachtung geschenkt und eine ihrer wichtigsten Aufgaben vergessen: Die soziale Interaktion.

Mit meiner Diplomarbeit möchte ich dem Zwischenraum im mehrgeschoßigen Wohnbau die Beachtung geben, die ihm zusteht, und einen Anstoß geben für alle PlanerInnen sowie BewohnerInnen, den Zwischenraum zu erobern.

FRAGESTELLUNG UND ZIELSETZUNG

Zwischenräume sind in jedem mehrgeschoßigen Wohnbau vorhanden und zumeist der einzige geteilte Raum der Bewohnerschaft. Die Kernfrage der vorliegenden Arbeit ist daher:

Haben Zwischenräume Potentiale, die zur Förderung von Nachbarschaft beitragen können?

Um diese Frage zu beantworten wurden folgende Themen behandelt:

1. Primär dient der Zwischenraum der Erschließung. Eine Mehrfachnutzung erhöht das Aufenthaltspotential und damit Begegnung. Gibt es Funktionsüberlagerungen im Zwischenraum?
2. Sind Funktionsüberlagerungen in der Architektur abzulesen beziehungsweise mit der Architektur beeinflussbar?
3. Können gebaute Zwischenräume im Nachhinein als Begegnungsorte aktiviert werden?

INHALTLICHER AUFBAU DER ARBEIT

Im folgenden Abschnitt soll ein Überblick über die Arbeit erfolgen, die in zwei Teile gegliedert ist. Eine Grafik veranschaulicht den Aufbau. (Abb. 1, s. S. 12)

Der erste Teil bildet das theoretische Fundament der vorliegenden Arbeit. Zunächst wird eine Begriffsbestimmung vorgenommen, deren Erkenntnisse folglich mithilfe von Anwendungsbeispielen diskutiert werden. Die Gliederung erfolgt hierbei nach ihrem architektonischen Motiv: Eingang, Einrichtung, innenliegende und außenliegende Erschließung.

Der zweite Teil umfasst die Analyse des Zwischenraums in drei exemplarischen Wohnbauten in Wien. Die drei Wohngebäude wurden aufgrund ihres Wohntyps und dessen häufigem Auftreten in Wien ausgewählt. Jede Analyse gliedert sich in sechs Kapitel: Erläuterung der Gebäudeauswahl und Fotodokumentation, räumliche Analyse, Untersuchung der Nachbarschaft damals und heute, Conclusio und Konzepte zur Aktivierung. Im ersten Kapitel wird ausgeführt wie es zur Wahl dieses Gebäudes kam, der Bautyp wird beschrieben und der geschichtliche Hintergrund wird beleuchtet. Durch eine Fotodokumentation (2. Kapitel), die den Nachhauseweg

darstellt, wird ein erster Eindruck vom Zwischenraum vermittelt. Dessen detaillierter Untersuchung dient die räumliche Zwischenraumanalyse (3. Kapitel), nach sechs Parametern. Der Zwischenraum wird dabei in seine Bestandteile zerlegt und vom Raumgefüge bis hin zur Materialität ergründet. Das 4. Kapitel widmet sich der Nachbarschaft damals, in den ersten Jahren des Bestehens des Gebäudes, und heute. Nach der Conclusio (5. Kapitel), die eine Zusammenfassung der Analyse mit Schlussfolgerung für die Bearbeitung des Zwischenraums darstellt, folgen Konzepte zur Aktivierung des Zwischenraums. In diesem letzten, sechsten Kapitel fließen die gewonnenen Erkenntnisse des ersten Teils der Arbeit ein, um aufbauend auf die Analyse Konzepte zu entwickeln, die eine Aktivierung des Zwischenraums als Begegnungsort für die Nachbarschaft fokussiert. Der Schwerpunkt liegt dabei auf der ersten Analyse, Arbeitermietshaus der Gründerzeit, bei dem vier Aktivierungskonzepte auch realisiert wurden.

Abschluss dieser Arbeit bildet eine Diskussion und Erläuterung der durch die Aktivierung der Zwischenräume in den analysierten Massenwohngebäuden gewonnenen Erkenntnisse.



Abb. 1: Aufbau der vorliegenden Arbeit, die in zwei Teile gegliedert ist.

TECHNISCHES ÜBER DAS VERFASSEN

Die Grundlage der Arbeit war die wissenschaftliche Auseinandersetzung mit Primär- und Sekundärliteratur. Theoretische Basis bilden die folgenden Werke: Bobek & Lichtenberger: *Wien; bauliche Gestalt und Entwicklung seit der Mitte des 19. Jahrhunderts* (1978); Hösl & Pirhofer: *„Massenwohnen“ in der Gründerzeit* (1988); Reutlinger: *Soziale Nachbarschaften; Geschichte, Grundlagen, Perspektiven* (2015); Seyfang: *Freiraumnutzung im Geschloßwohnungsbau* (1980); Spitthöver: *Freiraumqualität statt Abstandsgrün* (2002); Trüby: *Geschichte des Korridors* (2011) und Studien der Wiener Wohnbauforschung. Die Begehung von rund 60 Wohnbauten unterschiedlicher Epochen in Wien vervollständigt die Recherche und war grundlegend für die Begriffsbestimmung und Eingrenzung des Zwischenraums in dieser Arbeit. Literatur, Architekturzeitschriften und Architekturwebseiten lieferten die exemplarischen Beispiele aus der Architektur. Zusätzlicher Austausch mit ArchitektInnen und BewohnerInnen von themenrelevanten Objekten fand regelmäßig durch persönliche Gespräche und Emailverkehr statt. Ergänzt wurde diese Recherche durch persönliche Besuche vor Ort, wie zum Beispiel des *Frauenwohnprojektes ro*sa KalYpso*. Im zweiten Teil der Arbeit wurde für die räumliche Analyse einerseits eine Fotodokumentation herangezogen und andererseits die Methodik der Schwellenraumanalyse nach den Prinzipien von Egon Schirmbeck und den Ergänzungen von Till Boetger¹ angewandt. Dabei wurden die Gebäude auch anhand der Originalpläne im CAD modelliert. Bei der Schwellenraumanalyse wird der untersuchte Raum in seine Bestandteile zerlegt

und detailliert von Form bis Atmosphäre nach sechs Prinzipien² erfasst. Um die Nachbarschaft damals und heute festzuhalten wurde zu einem gewichtigen Teil auf das Buch von Michael John: *Hausherrnmacht und Mieterelend* (1982) zurückgegriffen, beziehungsweise darauf aufgebaut. Das Buch beruht auf der Methodik der Oral History, bei der Alltagsgeschichte in narrativer Befragungsform von Zeitzeugen dokumentiert wird. Um die Nachbarschaft heute zu beleuchten, fand eine teilstrukturierte Befragung der BewohnerInnen statt. Bei einem Glühweinabend im Zwischenraum, zu dem alle BewohnerInnen eingeladen wurden, konnte in qualitativ geführten Interviews, welche von der Autorin geführt wurden, ein Fragebogen ausgefüllt werden, der sich auf die Wahrnehmung und Nutzung des Zwischenraums bezieht (s. Anhang). Im Anschluss bekam jeder Teilnehmer Klebezettel und einen Stift. Beim Durchschreiten des Zwischenraums sollten sie Orte und Dinge mit einer Notiz versehen, die sie als besonders *gut, schön, schlecht, störend, ...* empfanden. Auf diese Weise konnte ein *Moodboard*³ des Zwischenraums erstellt werden. Des Weiteren fanden bei jedem Hausbesuch spontane Unterhaltungen mit BewohnerInnen statt, die ähnlich der teilstrukturierten Befragung hauptsächlich auf freien Erzählungen beruhten.

Die Arbeit ist in gendergerechter Sprache verfasst. Durch die Verwendung des Binnen-I wird die Bezeichnung von männlichen und weiblichen Personen verdeutlicht.

¹ Till Boetger erforscht seit mehreren Jahren im akademischen Rahmen der Bauhaus Universität Weimar die Thematik der Schwellenräume. Durch die Zerlegung von Gebäudetypologien und die räumliche Darstellung dieser Räume wird versucht Erkenntnisse über die Übergänge in der Architektur zu gewinnen.

² Die Prinzipien lauten: 1. Raumbildung | Begrenzung, 2. Raumfolge | Sequenz, 3. Raumstruktur | Geometrie, 4. Raumlage | Topographie, 5. Raumgestalt | Materialität, 6. Raumfunktion | Einrichtung

³ Das Moodboard spiegelt die emotionale Ebene der NutzerInnen zu den Räumen wieder, in Form von Stimmungen. Die Interpretation bildet die Basis für aufbauende Konzepte.

TEILL I

I.

Zwischen- räumlich

—

Zwischen- menschlich

S. 18 Was ist gemeint mit Zwischenraum?

S. 29 Nachbarschaft! Wozu?

S. 36 Conclusio

Die Typografie beschäftigt sich zu einem großen Teil mit Zwischenräumen, in Form von Abstand und Nähe von Elementen. Die Gestaltgesetze der visuellen Wahrnehmung, oder auch *Gestaltpsychologie* genannt, sind dafür Grundlage. Sie erklärt wie die Wahrnehmung des Menschen von einzelnen Teilen und von Zusammenhängen funktioniert. So zeigt das Gesetz der Nähe, dass Elemente, die beisammen liegen, gruppiert werden und als eine Einheit wahrgenommen werden, während Elemente, die große Zwischenräume aufweisen als eigenständige Inhalte verstanden werden. Eines der Prinzipien ist das *Figur-Grund-Prinzip*, das sich auf ein Objekt und seine Umgebung bezieht und dadurch eine Bildtiefe suggeriert. Man spricht auch von positivem und negativem Raum. Die Figur definiert sich durch den Grund. In zahlreichen Grafiken wird das Prinzip auch so eingesetzt, dass der Grund zwischen den Figuren gleichzeitig auch als Objekt erkannt werden kann. Der Zwischenraum wird zum positiven Raum und die Figur zum Hintergrund, zum *Negativraum*. (Abb. 3)

In der Typografie unterscheidet man zwischen *Makrotypographie* und *Mikrotypographie*. Die *Makrotypographie* bezeichnet die Kunst des Layouts, die Organisation von Elementen auf dem Blatt, die Wahl von Größe und Format und dergleichen. Das Verhältnis zwischen Bild, Text und Zwischenraum, in der Typografie *Weißraum* genannt, ist essenzieller Bestandteil dieser Disziplin. Durch das Setzen von *Weißraum* werden Inhalte entsprechend gewichtet, können Beziehungen zwischen Elementen hergestellt werden und vor allem kann die Lesart gelenkt werden. Die *Mikrotypographie* beschäftigt sich mit den Details in der Zeile, wie den Zwischenräumen zwischen Zeilen, Worten und Buchstaben. Durch gezielte Setzung von Zeilen-, Wort- und Zeichenabstand beeinflusst man die Lesbarkeit und Lesegeschwindigkeit. Unterschiedliche Schriftarten haben unterschiedliche Zwischenräume, was dazu führt, dass sie für manche Zwecke besser und andere schlechter geeignet sind. (Hochuli, 2011) (Abb. 4)

THINK

Abb. 3: Das Logo spielt dem Negativraum und impliziert damit das Motto „Think different“: Logo Design Think, Gustav Wiese, Kopenhagen – DK, 2014.

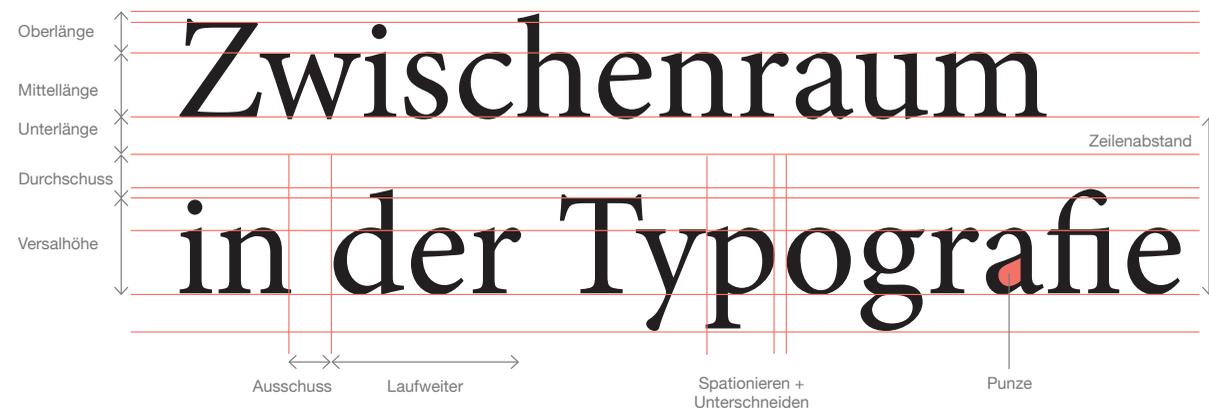


Abb. 4: Zwischenraumbezeichnungen in der Typografie.



Abb. 5: Abgüssen eines Stiegenhauses. Der Zwischenraum steht als Negativraum für sich: *Transient Space*, Rachel Whiteread, Deutsches Guggenheim, Berlin – D, 2001.

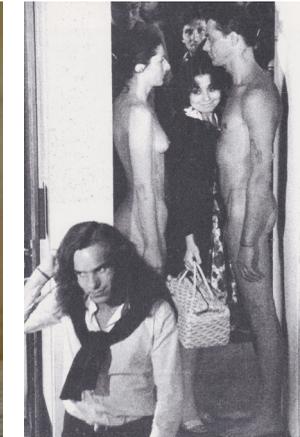


Abb. 6: Der Eingang als markante Schwelle, verdeutlicht durch die nackten Künstler an denen man sich vorbei drängen muss: *Imponderabilia*, Marina Abramovic und Ulay, Bologna – IT, 1977.

ZWISCHENRAUM IN DER KUNST

Die britische Künstlerin Rachel Whiteread überträgt den *Negativraum* aus dem Zweidimensionalen in die dritte Dimension. Sie schafft Skulpturen, in dem sie Abgüsse von verschiedenen Gegenständen aus Gips, Beton oder anderen Materialien anfertigt. Leerräume ganzer Häuser wurden ausbetoniert, ihre Form entfernt und stehen als Skulptur in der Landschaft. Die ursprüngliche Begrenzung dieser Räume fehlt. Durch ihre monolithische Gestalt sind feine Details, Fugen und Kanten leicht erkennbar. „Sie lenkt den Blick auf das gewöhnlich Unbeachtete und ruft Dinge in Erinnerung, an die wir allein kaum zurückdenken würden.“ (Wiegand, 2001) In *Transient Spaces* macht sie den Treppenraum zu ihrem Thema. Die Treppe ist immer ein verbindendes Element, zwischen zwei unterschiedlichen Geschossen oder Niveaus. Doch nicht das Bauelement der Treppe ist Gegenstand der Arbeit, sondern der Raum der sich zwischen den Treppenläufen befindet. Diesen Zwischenraum stellt sie als Volumen in originaler Größe dar. Sie entfernte seine definierenden Elemente, wie die Treppenläufe und die Geschosse, die er verbindet. Auf diese Weise versetzt sie die Betrachter in eine ungewöhnliche Position. Den Treppenraum kennt man aus dem Alltagsleben nur von Innen, in der Rolle des Benutzers. Durch die Umkehrung von Raum und seine isolierte Darstellung wird der Zwischenraum aus dem Kontext gerissen und damit seiner Funktion entraubt. Der Zwischenraum ohne seine bestimmenden Grenzen verliert seine Sinnhaftigkeit. Rachel Whiteread steigert diese Darstellung des Funktionsverlustes noch weiter, in dem sie die Skulptur um 90° dreht und hinlegt. (Abb. 5)

In den siebziger Jahren verblüffte das Künstlerduo Abramovic und Ulay mit der Performance *Imponderabilia* bei einer Ausstellungseröffnung in Bologna, Italien. Abramovic beschrieb die Aktion mit diesen Worten:

„We are standing naked in the main entrance of the museum, facing each other. The public entering the museum have to pass sideways through the small space between us. Each person passing has the choice which one of us to face.“ (la lulla, 2010)

Der Museumseingang stellte den Übergang von draußen nach drinnen dar und war an dem Tag der Vernissage 1977 die Schwelle zwischen Alltag und Ausstellung. Die beiden benutzten den Eingang als ihre Bühne und verwandelten das Betreten der Ausstellung in ein Hindernis, einen Test, eine Art Übergangsritual. (Abb. 6)

Gordon Matta-Clark, Architekt in New York City, beschäftigte sich in seiner Arbeit *Reality Properties: Fake Estates* mit Raum im Sinne seiner Verwertbarkeit. Durch Ungenauigkeiten bei der Landvermessung entstanden beim Bebauen der Parzellen kleine, schmale Restflächen. Er kaufte zehn solcher Grundstücke, die bei einer Auktion als „inaccessible“ (Walker, 2005, S. 111) bezeichnet wurden. Die einzelnen Restflächen nahm Matta-Clark fotografisch und planerisch auf und zeigte sie in seiner Ausstellung *Reality Properties: Fake Estates* im Jahre 1973. Diese schmalen Flächen sind funktionslos, da sie am Immobilienmarkt nicht verwertbar sind. Sie werden vergessen, bleiben aber Teil des städtischen Raums und stellen daher auch Raum für Möglichkeiten dar. In seiner Arbeit thematisierte Matta-Clark diese Möglichkeiten aber nicht weiter. (Abb. 7)

Auf ein ähnliches stadtplanerisches Phänomen von Restflächen stieß Arno Brandhuber in Berlin, wobei sein Projekt explizit von Möglichkeitsräumen spricht, was der Titel *Option Lots* schon hinweg nimmt. In Berlin entstanden diese Überreste beim Schließen von Lücken in Blockrandbebauungen in den 80er Jahren. Damals wurde vorwiegend mit Fertigteilen in Plattenbauweise gebaut. Die standardisierte Größe der Platten hatte beim Bauen im Bestand immer Restflächen zur Folge. So entstanden zwischen Neubau und Bestand meistens tortenförmige Resträume, die von der Fassadenwand versteckt wurden. Brandhuber entdeckte in Berlin Mitte ganze 58 solcher Zwischenräume. Als Grundstücke sind sie genauso wie Matta-Clarks *Fake Estates* nicht verwertbar, aber als einzelne Räume, die im Durchschnitt

7m² groß sind, werfen sie doch die Möglichkeit einer Nutzung auf. (Koch, 2011) (Abb. 8)

ZWISCHENRAUM IN DER STADTPLANUNG

Die Stadtplanung bietet eine Struktur in die sich Architekturen einfügen. Sie definiert aber auch deren Zusammenhänge und die Räume dazwischen. Der Charakter einer Stadt wird durch seine Plätze, Straßen und Gassen geprägt. Hier bewegen sich Menschen, verweilen und begegnen sich. Die Rede ist vom öffentlichen Raum, der das Gesicht unserer Städte darstellt und sich zwischen den Architekturen aufspannt. Die historischen Zentren unserer Städte sind nicht nur bei Touristen beliebt: Ihre verwinkelten Gassen, die sich zu Plätzen öffnen und die durchdachten Proportionen und Materialien schaffen

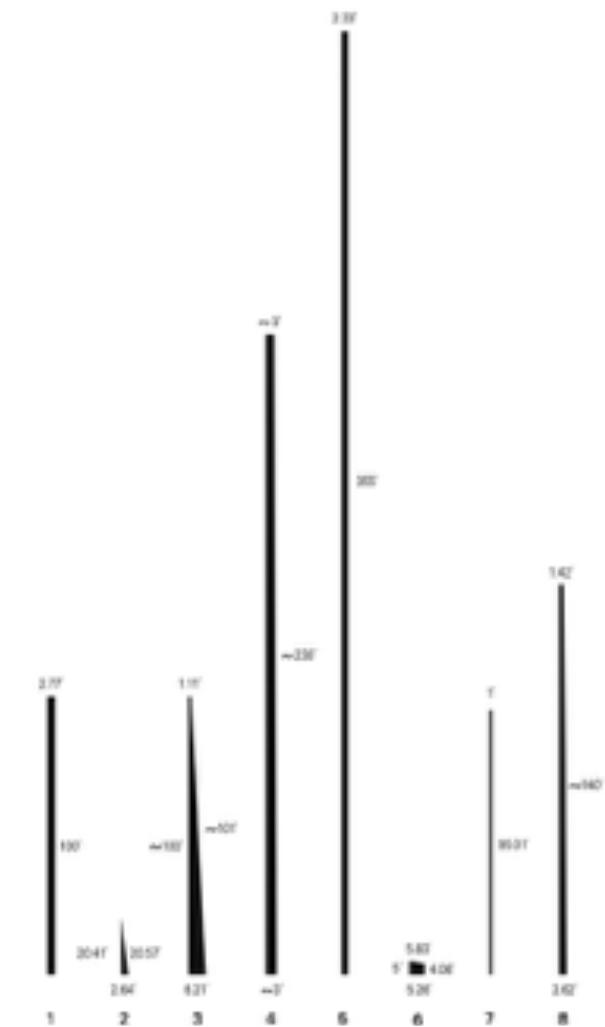


Abb. 7: Zwischenräume als Resträume im Stadtgefüge dokumentiert: *Fake Estates*, Gordon Matta Clark, NYC – US, 1973.

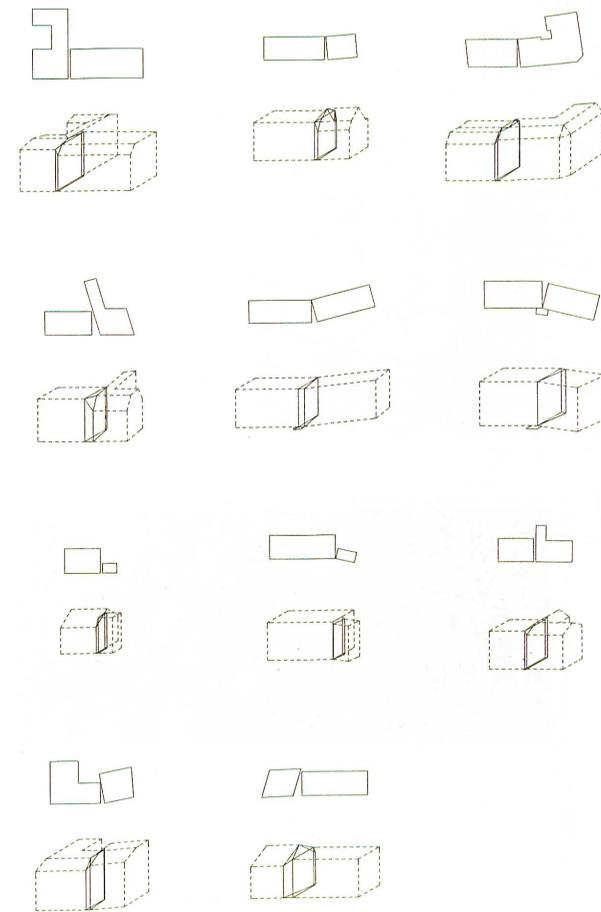


Abb. 8: Durch das Schließen von Baulücken mit standardisierten Konstruktionen ergaben sich Zwischenräume, die sich heute hinter Verkleidungen entdecken lassen: *Option Lots*, Brandhuber+, Berlin – D, seit 2010.

eine ganz eigene Atmosphäre. Im Laufe der Jahrzehnte und Jahrhunderte ihres Bestehens haben sich die Altstädte immer wieder neu erfunden und sich den neuen Gegebenheiten angepasst. Eine Stadt zeichnet sich durch ihre fortwährende Wandelbarkeit und Anpassungsfähigkeit an neuen Bedürfnissen aus. Ihre Zwischenräume müssen dabei fähig sein sich an neue Nutzer und veränderte gesellschaftliche Tendenzen anzupassen, um zu funktionieren.

In der spanischen Stadt Ripoll entstand beispielsweise durch den Abriss eines Gebäudes ein neuer Freiraum. RCR Architekten gewannen den Architekturwettbewerb mit einem Konzept, das anstatt der Schließung der Baulücke das Freilassen und damit das Schaffen eines öffentlichen Platzes vorschlug. Eine Brücke über den benachbarten Kanal ergänzt den neu geschaffenen Zwischenraum, durch die Vernetzung mit dem Stadtgefüge. (Abb. 9)

Der öffentliche Raum einer Stadt ist von allen rund um die Uhr begehbar und benutzbar. Er ist konsumfreie Zone, der das Zusammentreffen aller Schichten, Altersgruppen, Religionen und Nationalitäten ermöglicht. Im öffentlichen Raum gibt es soziale Durchmischung, weshalb er einen wesentlichen Beitrag zur Integration und vor allem zur sozialen Gerechtigkeit beiträgt. Privatisierung oder gar Kommerzialisierung von öffentlichen Plätzen verdrängt und entmischt die Nutzergruppen. In mehreren internationalen Städten, wie London oder Istanbul, werden Plätze und Parks an Unternehmen oder Banken verkauft, die beispielsweise deren Pflege und Gestaltung übernehmen. Die Stadtverwaltung



Abb. 9: Durch den Abriss eines alten Theaters entstand eine Baulücke im Stadtgefüge. RCR Architekten bespielten diesen Zwischenraum indem sie ihn als öffentlichen Platz frei ließen: *La Lira*, RCR Architects, Ripoll – ES, 2011.

erwartet sich dadurch vor allem finanzielle Entlastung. Gleichzeitig können die neuen Besitzer den Platz beispielsweise für ihr Unternehmen als Werbefläche nutzen und eigene Benutzungsregeln aufstellen. Im Film *Wem gehören unsere Städte* (Laborey, 2015) wird die Problematik, die für die Stadtbevölkerung und die Demokratie damit einhergeht, ausgiebig besprochen. So werden diese Plätze beispielsweise überwacht, bestimmte Gruppen, wie Obdachlose oder Skater, ausgeschlossen und Demonstrationen untersagt. Henri Lefebvre spricht schon 1968 vom *Recht auf Stadt*, das kurzgefasst als das Recht der Nutzung aller städtischen Ressourcen interpretiert werden kann und darüber hinaus das Recht auf die Aneignung des Raums, durch all seine BewohnerInnen, umfasst. Dieses Recht ist so gesehen die Grundlage einer gerechten, demokratischen Stadt. (Purcell, 2015) Heute taucht *Recht auf Stadt* in Bürgerbewegungen in unterschiedlichsten Städten auf und wird oftmals funktionalistisch als Slogan verwendet. Oft handelt es sich um die Verteidigung des öffentlichen Raums für die demokratische Benützung und Mitgestaltung der tatsächlichen Nutzer, der BewohnerInnen der Stadt. Die Mitgestaltung in und von öffentlichem Raum wird auch unter dem Begriff der Aneignung thematisiert:

„Aneignen heißt, dass du dir die Räume in einer Art und Weise herrichstest, so dass du sie für deine Zwecke nutzen kannst und in diesem Zuge letztlich auch Verantwortung und Identität entwickelst für diesen Raum“ Klaus Overmeyr, Stadtforscher, Berlin in (Bruns, 2014)



Abb. 10: Monotonie in der Plattenbausiedlung: Neustadt, Halle – D, 1963-1990.

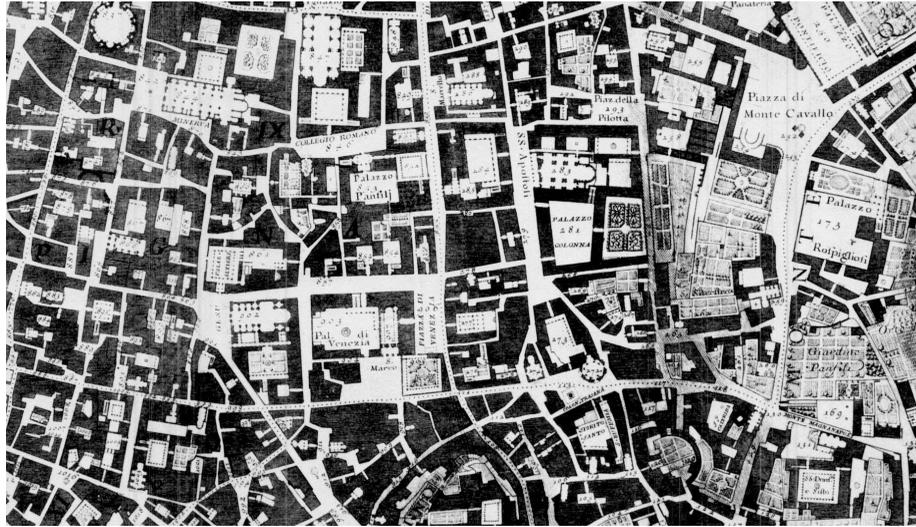


Abb. 11: Der öffentliche Raum, der Zwischenraum der Stadt wird als zusammenhängendes Netzwerk dargestellt, ohne zwischen drinnen und draußen zu unterscheiden: Nolliplan, Giovanni Battista Nolli, Rom, ca. 1692-1756.

Aneignung ist so gesehen auch ein wichtiger Faktor für die Identifizierung der BürgerInnen mit ihrer Stadt, ihrem Grätzl, ihrer Nachbarschaft. Durch Aneignungsprozesse steigt die Verantwortlichkeit der BürgerInnen mit ihrem Umfeld, wodurch die Räume aufgewertet werden. Stadtplanung seit den 1950er Jahren beschränkt sich oft auf die einzelnen Gebäudearchitekturen, ohne ihre Zusammenhänge zu beachten und vernachlässigt dabei die wichtigen Zwischenräume. Städte entstehen, die überall auf der Welt lokalisiert werden könnten und keinen Bezug mehr zu den NutzerInnen des öffentlichen Raums aufweisen. Möglichkeiten zur Aneignung sind meistens nicht vorhanden. Mitscherlich⁴ verfasste 1965 ein Pamphlet⁵ zum damals gegenwärtigen Städtebau, mit dem Titel *Die Unwirtlichkeit unserer Städte*. Er kritisierte die funktionale Stadtplanung, die die Bedürfnisse von BewohnerInnen missachte. Mehr noch: Er behauptete, die Menschen könnten ihre neuen Siedlungen nicht mehr gestalten und die Lage habe sich grundsätzlich umgekehrt, denn nun müsse sich der Mensch der Stadt anpassen und die Stadt beeinflusse das menschliche Verhalten.

„Die gestaltete Stadt kann Heimat werden, die bloß agglomerierte nicht, denn Heimat verlangt Markierung der Identität eines Ortes.“ (Mitscherlich, 2008, S. 15)

Im Schwarzplan ist die gebaute Struktur einer Stadt als schwarze Fläche dargestellt, wodurch es möglich ist in den weißen Flächen das weite zusammenhängende Netz des Zwischenraums, das sich über die gesamte Stadt entfaltet, auszumachen. Die Gebäude sind als *Positivraum* dargestellt, während der Zwischenraum den *Negativraum* einnimmt. Eine besondere Form des Schwarzplans wurde im 18. Jahrhundert von Rom angefertigt. Alle öffentlich zugänglichen Flächen wurden bewusst als Teil des Zwischenraums gezählt und dargestellt. Der Zwischenraum zieht sich in das Innere der öffentlichen Gebäude. (Abb. 11) Nicht mehr die Architektur steht im Vordergrund, sondern der Raum, wie er von StadtbewohnerInnen wahrgenommen wird:

„Im Nolli-Plan von Rom aus dem Jahr 1748 wird die Verschmelzung des städtischen mit dem architektonischen Raum thematisiert. Er zeigt die Stadt als Schwarzplan, wobei bestimmte Gebäude als Hohlkörper im Grundriss dargestellt wurden. So werden die Innenräume des Pantheons oder verschiedener Sakralbauten als Teil des städtischen Raums verstanden.“ (Niemann & Schädler, 2011, S. 1100)

Im Stadtplan von Tokio auf Google Maps wurde dieses Prinzip teilweise auch angewandt. So ist die *Tokio Train*

⁴ Der deutsche Psychoanalytiker Alexander Mitscherlich kritisierte in den 60er Jahren die Stadtplanung der Nachkriegsjahre und setzte die seelische Gesundheit, demokratische Haltung und Mündigkeit der BürgerInnen damit in Bezug. Nach dem Motto „Planen für die Freiheit“ setzte er wichtige Impulse für die partizipative Planung. (Englert, 2008)

⁵ Pamphlet ist eine Streitschrift, die sich zu politischen, religiösen oder wissenschaftlichen Themen oder Personen äußert.

Station Chiyoda beispielsweise mit all seinen innenliegenden Zwischenräumen und Wegen abgebildet.

ZWISCHENRÄUME IM WOHNBAU

„Die alten Baumeister hatten nicht Gebäude im Kopf, sondern einen Zusammenhang von Innen- und Außenräumen. Diese von Innenräumen umschlossenen Außenräume, die Übergänge vom einen zum anderen, vom Dunklen zum Hellen, und wie das Ganze sich zusammenfügen sollte.“ (Wilkins, 2010, S. 287)

Bei einem mehrgeschoßigen Wohnhaus ist der Eingang keine lineare Grenze mehr, sondern besteht aus aufeinanderfolgenden Raumsequenzen, die den Vorgang des Betretens räumlich und zeitlich ausweiten. Aus der einfachen Schwelle wird somit ein *Schwellenraum*. Den Beginn des Eintretens markiert zumeist die Haustüre und das Ende die Wohnungstüre. In dieser Arbeit wird der Raum zwischen diesen beiden linearen Schwellenelementen als Zwischenraum im Wohnbau definiert. Dieser Zwischenraum umfasst die Eingangssituation, die Gänge, die Stiegenhäuser, den Aufzug und die Innenhöfe, den halböffentlichen Bereich, deren primäre Aufgabe die Erschließung der einzelnen Parteien ist. Sie wirken als verbindende, aber auch als trennende, Elemente zwischen Funktionsräumen, wie den Wohnungen, und dem öffentlichen Raum. (Ruby & Ruby, 2004)

BESTANDTEILE DES ZWISCHENRAUMS IM WOHNBAU

Der Zwischenraum im Wohnbau setzt sich aus unterschiedlichen Teilen zusammen, die wie Sequenzen aneinandergereiht werden und den Weg von der Öffentlichkeit in die Privatheit bereiten. Die horizontalen und vertikalen Wegräume bilden ein Netzwerk, das seine Arme zu allen Einheiten des Hauses ausstreckt – vergleichbar mit dem Netz des öffentlichen Raums im Stadtgefüge. Jede/r BewohnerIn und jeder Gast durchquert den Zwischenraum und verlässt durch ihn wieder das Gebäude. Im Zwischenraum wird man von A nach B geführt – von der Straße zur Wohnung. Er verschafft uns einen Überblick und ermöglicht die Orientierung im Haus. Menschen kommen und gehen. Seine Grenzen verändern sich temporär, durch das Öffnen und Schließen von Türen. Das Raumerlebnis erfolgt in der Bewegung, was zu einem ständigen Wechsel der Sinneswahrnehmungen führt. Die Lichtstimmungen, Gerüche oder auch der Hall der Schritte und Worte verändern sich.

BESTANDTEIL: EINGANG

Der Zwischenraum nimmt seinen Anfang in der Eingangssituation. Der Zugang zu einem Gebäude ist sein Gesicht nach Außen und nimmt auch eine repräsentative Rolle ein. Durch die unterschiedlichen klimatischen Bedingungen von draußen und drinnen, stellt sie den Übergang zwischen kalt und warm oder umgekehrt dar. Darüber hinaus ist der Eingang eine Schwelle, die den Übergang vom öffentlichen zum halböffentlichen Raum kennzeichnet. Diese Grenze ist oft sehr klar formuliert und wird durch eine verschlossene Tür gekennzeichnet. Das Thema der Sicherheit spielt hier eine große Rolle. Im Wohnhaus stellt der Eingang gleichzeitig die Grenze für Unbefugte dar und ist versperrbar, um vor Vandalismus oder Einbruch zu schützen. Die Schwelle des Eingangs bildet eine lineare Grenze zwischen Außenraum und Innenraum. Doch der Eingang verwehrt nicht nur den Eintritt, sondern kann auch eine einladende Geste darstellen. Seine Gestaltung reicht von dekorreichen Türen und kleinen Stufen bis hin zu aufwendigen Wegeführungen. Eingänge sind besonders bei öffentlichen Gebäuden oft inszenierte Portale, verkommen bei Wohngebäuden jedoch häufig zu anonymen, standardisierten Türen mit Nummern.

Dabei tragen Eingänge zur Orientierung bei und ermöglichen eine Identifizierung der BewohnerInnen mit ihrem Wohnhaus. Bei der Transformation von Eingängen in Reihenhaussiedlungen lässt sich erkennen, wie markant die persönliche Gestaltung im Zuge von Aneignungsprozessen ist. Materialien, Farben, Dekorationselemente, Pflanzen, Zubauten, Vordächer und dergleichen geben der Eingangssituation einen persönlichen Charakter. (Abb. 12)

Im Gebäudeinneren von mehrgeschoßigen Wohnbauten findet man eine Verteilerebene vor, die den Weg zu den unterschiedlichen Stiegen oder den Hof weist. Dieser Eingangsbereich ist sozusagen das Zentrum jedes Gebäudes, den jede/r BewohnerIn immer passieren muss. Hier sind meistens die Postkästen und Informationstafeln angebracht.

BESTANDTEIL: VERTIKALE ERSCHLIESSUNG

Die Treppe verbindet zwei Geschoße miteinander und ist Grundvoraussetzung für Mehrgeschoßigkeit. Besonders in der Renaissance wurde die Kunst der Treppenarchitektur bis auf die Spitze getrieben. In den Gebäuden, die vor 1900 erbaut wurden, prägt das Treppenhaus oft das gesamte Gebäude. Als große Geste dominiert sie den Zwischenraum. In den neueren Wohngebäuden hat die Treppe ihre Bedeutung als architektonisches Element weitgehend verloren. Der Aufstieg in den dritten oder

rechts: Abb. 12: Die monotone Reihe von Eingängen wird von den BewohnerInnen rasch einem Aneignungsprozess unterzogen: Reihenhaussiedlung in Salzburg – AT.

unten: Abb. 13: Treppe als raumbildendes Element: Akademie der Künste, Behnisch & Partner, 2005, Berlin – D.



noch höheren Stock ist zu anstrengend und der Aufzug ohnehin schon Standard.

„Die Treppe ist das Herz eines jeden mehrgeschossigen Baus. Sie pumpt sozusagen Leben in jede Etage. Die Treppe sollte den Bau aus seiner Anonymität befreien und eine innere Ordnung herstellen. Wenn man heutige Bauten betritt, sieht man die Treppen zu Beförderungsmitteln degradiert. Der Aufzug tut ein übriges [sic]. Das Hausinnere wird anonym. Nach dem Entree kommen gleich Verteiler, Gänge, Zimmer. Treppen aber sollen Erlebnisse vermitteln - Erlebnisse des Baus und des Raums.“ (Kodré, 1983, S. 13)

Im 20. Jahrhundert wurde die Treppe zunehmend auf ihre Funktion reduziert und tritt architektonisch in den Hintergrund. In Wohntürmen bekommt man die Treppe gar nicht zu Gesicht, da sie als reiner Fluchtweg, abseits

der Nutzflächen liegt, und die vertikale Bewegung nur mehr durch den Lift erfolgt. (Kodré, 1983)

Die Rolle der Treppe im Zwischenraum wird unterschiedlich aufgefasst und planerisch umgesetzt. Viele ArchitektInnen nutzen die Möglichkeiten, die die Treppe bietet, für ihre Entwürfe und schaffen damit Raum zur Interpretation und Entdeckung für ihre NutzerInnen. Baunormen und -zwänge erschweren die Realisierung von Alternativen zum Standardtreppenhaus aber häufig.

BESTANDTEIL: KORRIDOR

Einen weiteren Teil des Zwischenraums stellt der Korridor, auch als Gang und Flur bekannt, dar. Er ermöglicht die Organisation von einzelnen voneinander getrennten Zellen und eine ökonomischere Erschließung. Der Korridor ist heute in allen Gebäudetypen, von Bürohaus bis Wohnbau, in Verwendung. Das war nicht immer so. Der Begriff *Korridor* bezeichnete vor dem 17. Jahrhundert



Abb. 14: Korridor in einem Gründerzeithaus in Wien.

Wege entlang der Stadtgrenze und Festungsmauern, die die schnelle Bewegung von Truppen zu Verteidigungsmaßnahmen ermöglichte. (Jarzombek, 2011) Als architektonisches Mittel taucht er als erstes in Klöstern im 17. Jahrhundert auf, wo das Prinzip der *Korridor-Zelle* den Rückzug der Mönche ermöglichte. Zunehmend wurde er auch in Krankenhäusern und Irrenanstalten eingesetzt und löste in weiterer Folge dort die Pavillonarchitektur ab. Ab 1780 dominierte er auch die Gefängnisarchitektur. In seinem Ursprung diente der Korridor also der Trennung von Einheiten, der bestmöglichen Überwachung von Individuen und der Disziplinierung. Im Wohnbau wurde der Korridor, als Erschließungssystem, zwar erst ab dem 19. Jahrhundert genutzt, war zu Ende des Jahrhunderts aber bereits Standard in allen Architekturen. (Trüby, 2011)

In der höfischen Architektur Europas bis hin zur Aufklärung fand man keine Korridore. Die Räume grenzten an einander und wurden den zeremoniellen Traditionen am Hof angepasst. Ab 1700 tauchten Wegräume in der Dicke der Wand der noblen *Beletage* in Frankreich auf. Die Angestellten konnten die Herrschaften unsichtbar, und dadurch ohne zu stören, bedienen. In der Renaissance und im Barock war der Arkadenhof in Wien ein verbreiteter Bautyp, dessen Name sich von den hofseitigen Arkadengängen herleitet. Die gemauerten Balkone wurden in Stadtpalästen des Adels eingesetzt. Ende

des 18. Jahrhunderts beschränkte sich die Bebauung in Wien, abseits der Gebäude des Adels, weitgehend auf ein bis zweigeschößige Seitenflügelhäuser oder Straßentrakte. (Bobek & Lichtenberger, 1978) Durch die Industrialisierung und das starke Wachstum der Stadt als logische Konsequenz, mussten neue Konzepte für die Unterbringung der Bevölkerung entwickelt werden. Die Wohnungsnachfrage war enorm, vor allem nach Kleinstwohnungen für die Arbeiterklasse, und die Grundpreise stiegen. Anfänglich wurden die Seitenflügelhäuser aufgestockt und mit eng gewendelten Stiegen und Pawlatschen ausgestattet. (Bobek & Lichtenberger, 1978) Die Pawlatsche war im Gegensatz zu den Arkadengängen eine filigrane und einfache Konstruktion aus Holz und stammte aus dem ruralen Raum. Im Wiener Umland wurde sie beispielsweise häufig in den Weinhauerhäusern eingesetzt, wo sie heute noch zu finden sind. Pawlatschen wurden gebaut, um gleichzeitig mehrere einzelne Zimmer zu erschließen und damit Stiegenhäuser einzusparen. Sie hatten neben den wirtschaftlichen Vorzügen auch andere Vorteile, wie die Verschattung im Hof, Schutz vor Schlagregen oder die Möglichkeit direkt vor der Wohnzelle Kleidung und dergleichen auszulüften oder zu trocknen. Überdies ging damit eine ländliche Wohnform einher, die die neuen Städter kannten und vom Land in die Stadt importierten. Das Pawlatschenhaus stellt den Einzug des Korridors in die Wiener

Wohnarchitektur dar und war die Vorstufe zum späteren Bassenahaus. (Wulz, 1976)

Mit dem tragischen Ringtheaterbrand 1881 erfolgte eine Novellierung der Bauordnung 1883, um Brände zu verhindern. Unter anderem wurden die hölzernen Pawlatschen verboten, was dazu führte, dass die funktionellen Balkone zu innenliegenden Gängen ausgebaut wurden. In weiterer Folge wurden die Parzellen dichter bebaut und die Gebäude aufgestockt, um das Maximum an Gewinn aus dem Grundstück heraus holen zu können. Erst der Korridor ermöglichte die ökonomische Bebauung größerer Parzellen, mit noch mehr Wohnungen pro Stockwerk und gewinnbringenderer Vermietung. Gegen Ende des Jahrhunderts wurden schon bald von einem Treppenhaus zwei Korridore mit je fünf Wohnungen auf fünf Geschoßen, zugänglich gemacht.

Mit den neuen medizinischen Erkenntnissen über die Krankheitsübertragung und dem Erstarken der Arbeiterklasse ab 1900, wurde der Korridor immer unbeliebter. In den 1920er Jahren versuchte man die unbeliebten, dreckigen und kalten Gänge zu vermeiden, so wurden diese von Drei- und Vierspännern abgelöst. Der Korridor hat sein unbeliebtes Image im 20. Jahrhundert weitgehend bewahrt. Besonders im Wohnbau überwiegt seither der Spännertyp. Architekten, wie Le Corbusier, versuchten den Korridor neu zu erfinden. So gibt es in seiner *Unité d'Habitation* in Marseilles eine Mittelgangerschließung, die *Rue Interieure*, die nur durch Leuchten an den bunten Wohnungstüren beleuchtet ist.

In der Dissertation von Stephan Trüby *Geschichte des Korridors* wird der Korridor als „räumliche Technik der Sozialdisziplinierung“ bezeichnet und er spricht vom „Prinzip des überwachten Zwischenraums“. (Trüby, 2011, S. 55) Im Wohnbau bewegen sich aufgrund der höheren Anzahl an erschlossenen Einheiten mehr Personen in den Zwischenräumen, wodurch soziale Kontrolle erhöht wird. Trüby bezeichnet die heutige Gangerschließung, als *Korridor 2.0*, da sie immer mehr durch die Bauordnung (building codes) bestimmt wird. So wird der Korridor heute auch als Fluchtweg bezeichnet und unterliegt jeder Menge Auflagen. Seine architektonische Bedeutung und Qualität (design codes) rückte immer weiter in den Hintergrund. (Trüby, 2011)

BESTANDTEIL: WOHNUNGSEINGANG

Die Schwelle, die den Zwischenraum abschließt, ist die Wohnungstüre. Sie ist Ort des Ankommens und Fortge-

hens und bildet die Grenze zwischen halböffentlichem und privatem Raum. Dieser Übergang kann unterschiedlich stark ausgeprägt sein. Manchmal schließt die Wohnungstüre direkt an den Korridor an und ein anderes Mal ist der Wohnung ein Bereich vorgelagert, wie ein Vorgarten. Die Gestaltung und Durchlässigkeit dieser Grenze hat große Auswirkungen auf die Beziehung der BewohnerInnen zum halböffentlichen Raum. Der Bereich vor der Wohnungstüre ist ein geteilter Raum, der allen BewohnerInnen gleichermaßen dient. Hier teilt man Geräusche, Gerüche und Platz mit der Hausgemeinschaft. Je nach Handhabung und Gestaltung kann er die BewohnerInnen verbinden, aber auch den Abstand zwischen ihnen verdeutlichen. Dadurch wird der Zwischenraum zu einem sehr sensiblen Raum, der die Art der Begegnung zwischen den Personen prägt.

Der Zwischenraum liegt immer zwischen zwei Funktionsräumen und wird durch diese und ihre Eigenschaften definiert. Die Funktion der angrenzenden Bereiche wird in eine Beziehung gebracht. Die Aufgabe des Zwischenraums ist eine vermittelnde und zugleich vorbereitende. Er ist Übergangsraum: Von laut zu leise, von kalt zu warm, von hell zu dunkel, von weit zu eng, von privatem Rückzug zu sozialer Interaktion.

Jeder Zwischenraum ist geprägt von seinen kleinen Nischen und Eigenheiten. Wohnen befindet sich in einem ständigen Wandel. Konsequenzen daraus sind die Umgestaltung von Zwischenräumen und Vernachlässigung von einzelnen Bereichen. Die Ausstattung von Altbauten mit Aufzügen beispielsweise, schafft neue Räume. Der Stellenwert der Treppe im Gebäude wird dadurch verändert. Die ständige Anpassung des Zwischenraums an veränderte Wohnbedürfnisse eröffnet neue Möglichkeiten. Möglichkeiten Zwischenraum neu zu interpretieren, ihm neue Funktionen zuzuschreiben und sich den Raum dadurch auch stärker zu Nutzen zu machen. Zwischenraum im Wohnbau ist stets auch der Raum der Konfrontation und der Begegnung. Er setzt nicht nur die Straße und die Wohnung in Beziehung, sondern auch die einzelnen Wohnungen miteinander und damit auch ihre BewohnerInnen. So wie er zwischen Räumen vermittelt, vermittelt er auch zwischen Menschen. Der Zwischenraum ist ihr gemeinsamer Nenner. BewohnerInnen eines Hauses begegnen sich hier.

Hier, im Zwischenraum, entsteht Nachbarschaft.

NACHBARSCHAFT! WOZU?

„Je weiter sich jemandes persönlicher Einfluß [sic] auf seine Umgebung ausstrecken kann, desto mehr fühlt er sich damit verbunden und wird auch eher geneigt sein, Aufmerksamkeit, Sorge und Liebe zu investieren.“

(Herman Hertzberger, 1976, S. 22)

⁶ Stephan Trüby ist Architekt, Autor und nach seinen Lehrtätigkeiten an unterschiedlichen internationalen Universitäten nun Professor an der TU München. Er veröffentlichte seine Dissertation „Die Geschichte des Korridors“ an der Staatlichen Hochschule für Gestaltung Karlsruhe, 2011. 2014 war er Ko-Kurator und Forschungsdirektor der Biennale Venedig, die sich den einzelnen Bestandteilen von Architekturen widmete, wie beispielsweise dem Korridor.

Nachbarschaft beschreibt die Beziehung zwischen Menschen, die an einem Ort, also in der Nähe voneinander, wohnen. Diese Beziehung kann unterschiedlich stark ausgeprägt sein, kann aber im städtischen, dicht besiedeltem Gebiet, vor allem eines nicht: Ignoriert werden. Im Geschoßwohnungsbau sind wir den Nachbarn unter, über, rechts, links und gegenüber ausgesetzt. Unweigerlich nimmt man einander wahr. Die nachbarschaftlichen Beziehungen tragen wesentlich zur Wohnzufriedenheit und zur Lebensqualität bei und verdienen deshalb besondere Aufmerksamkeit auch in der Planung. Die Häufung von Förderprogrammen zu Themen der Nachbarschaft zeigt, dass die Stadtverwaltungen sich längst aktiv damit beschäftigen.

Das Wort *Nachbar* setzt sich ursprünglich aus den Worten *nahe* und *Bauer* zusammen und erinnert an das ländliche Leben, wo die nächsten Menschen in den angrenzenden Bauernhäusern wohnten. („Duden: Nachbar“, o. J.) Der Begriff des Nachbarn bezeichnet jemanden, der sich in der Nähe von jemandem befindet – temporär oder permanent. So spricht man in der Schule vom Sitznachbarn, in der Geografie vom Nachbarland oder in Wohngebieten eben vom Nachbarn, der nebenan wohnt. Die Nachbarschaft bezeichnet zum einen das soziale Gefüge zwischen Nachbarn, also die Beziehung eines Personenkreises in einem Wohnhaus, einer Siedlung oder einem Viertel. Zum anderen benennt sie das Viertel selbst in dem man wohnt, als Örtlichkeit.

Laut dem Soziologen und Philosophen Ferdinand Tönnies ist die Nachbarschaft die „Gemeinschaft des Ortes“. Er unterscheidet in seinem Hauptwerk *Gemeinschaft und Gesellschaft* drei Formen der Gemeinschaft: *Die Gemeinschaft des Blutes*, die gegeben ist und die Verwandtschaft benennt, *die Gemeinschaft des Geistes*, die durch Interessen und Vorlieben entsteht und die Freundschaft ausdrückt, und eben *die Gemeinschaft des Ortes*, die aufgrund ihrer örtlichen Nähe entsteht. (Tönnies, 1920) In die Verwandtschaft wird man hinein geboren und sie lässt sich nicht ändern. Die räumliche Nähe und die Zeit, die man mit Verwandten verbringt, kann allerdings selbst bestimmt werden. Freundschaften entstehen aufgrund von gemeinsamen Interessen oder Zielen. Diese Beziehungen zeichnen sich durch ihre Freiwilligkeit und intrinsische Motivation aus und können heutzutage auch über große Distanzen gepflegt werden, durch die hohe Mobilität und das Internet. Nachbarn kann man sich, wie Verwandte, meistens nicht aussuchen, man kann sich aber auch schwer räumlich von ihnen distanzieren. Man benützt die selbe Straße, die selbe Haustür, den selben Aufzug und teilt

vielleicht sogar die selbe Wand. (Reutlinger, 2015) Das macht die *Gemeinschaft des Ortes* zu einer außergewöhnlichen, wobei das Wort *Gemeinschaft* in diesem Zusammenhang in Frage zu stellen ist und nicht mit der städtischen Nachbarschaft automatisch in Verbindung gesetzt werden sollte.

Ich bin am Land aufgewachsen, in einer Reihenhaussiedlung mit etwa 400 Bewohnern (davon etwa 100 Kinder). Es war sozusagen ein kleines Dorf, etwas abseits des Kleinstadtzentrums. Man kannte seine NachbarInnen alle beim Namen, traf sich zum gemeinsamen Spielen und Feiern, borgte sich dieses und jenes und half sich gegenseitig bei der Kinderbetreuung, mit Lebensmitteln, Werkzeugen oder Bauarbeiten aus. Eine Nachbarschaft wie aus dem Bilderbuch, würde man sagen, eine Gemeinschaft im tatsächlichen Sinne oder eben, um weniger idyllisch zu klingen: Eine „soziale Gruppe, die primär wegen der Gemeinsamkeit des Wohnorts interagiert“. (Hamm, 1973, S. 18)

In ruralen Gebieten sind, aufgrund der geringeren Bevölkerungsdichte, weniger Personen im näheren Umkreis verortet, wodurch sich die wenigen BewohnerInnen schnell miteinander bekannt machen und die sozialen Kontakte eben aufgrund von Einfachheit auf NachbarInnen konzentrieren. Im urbanen Raum sind die vielen BewohnerInnen eines Hauses oder eines Viertels seltener miteinander bekannt und Nachbarschaft definiert sich im großstädtischen Kontext anders:

„(...) Soziale Gemeinschaftsbildung löst sich von der Basis räumlicher Nähe und erfolgt zunehmend ortsungebunden. Räumliche Identität wird gesprengt und rekonfiguriert sich fortan über Geschlecht, Beziehungswahl, individuelle Vorlieben und berufliche Position. Für eine wachsende Zahl mobiler Menschen verliert Lokalität, im Sinne örtlicher Fixierung, an sozialrelevanter Bedeutung. In diesem Prozess der gesellschaftlichen Neuformierung des Raumes werden an Raum und Räumlichkeit gebundene, einst hoch integrierte Sozialräume wie Haushalt, Nachbarschaft, Dorfgemeinschaft und Nationalstaat aufgebrochen“ (Reutlinger, 2015, S. 59. zitiert nach Schneider, Mobil, flexibel, gebunden: Familie und Beruf in der mobilen Gesellschaft, Frankfurt, 2002, S. 16)

In seinem Werk *Die Großstädte und das Geistesleben* grenzt der Soziologe Georg Simmel das ländliche, kleinstädtische Leben deutlich von dem großstädtischen ab. Er meint, die Großstadt wirke sich auf den Menschen derart aus, sodass dessen Individualität stärker gefördert und herausgefordert wird, um sich in

der Masse hervorheben zu können. Durch die ständige Nähe zu Menschen stumpft die/der GroßstädterIn ab und reagiert auf die Reize, Situationen und Begegnungen in der Stadt nicht mehr so, wie einer vom Land das tun würde:

„Teils dieser psychologische Umstand [Überforderung], teils das Recht auf Mißtrauen [sic], das wir gegenüber den in flüchtiger Berührung vorüberstreichenden Elementen des Großstadtlebens haben, nötigt uns zu jener Reserve, infolge deren wir jahrelange Hausnachbarn oft nicht einmal von Ansehen kennen und die uns dem Kleinstädter so oft als kalt und gemühtlos erscheinen läßt [sic].“ (Simmel, 1903)

Da die GroßstädterInnen ohne die Reserviertheit und *Blasiertheit* überfordert wären, kann die Anonymität in Großstädten als Schutzmechanismus interpretiert werden. Simmel spricht im Bezug darauf von der Freiheit, die der Großstädter dadurch erlangt, auch in der Wahl seiner InteraktionspartnerInnen. (Simmel, 2006)

Die Stadtsoziologin Jane Jacobs greift 1963 diese Divergenz zwischen GroßstädterIn und KleinstädterIn wieder auf und leitet davon die Unterschiedlichkeit der jeweiligen nachbarschaftlichen Beziehungen ab. Sie unterscheidet deutlich zwischen der dörflichen Nachbarschaft und der großstädtischen und warnt davor die eine auf die andere übertragen zu wollen. Sie gibt eine eigene Definition der großstädtischen Nachbarschaft:

„Nachbarschaft ist ein Wort, das den Klang einer Liebesbotschaft angenommen hat. In dieser sentimental Bedeutung ist jedoch der Begriff Nachbarschaft für die Stadtplanung ausgesprochen schädlich. Er verleitet dazu, das Großstadtleben zu Imitationen kleinstädtischen oder vorstädtischen Lebens zu verzerren. Sentimentalität treibt hier mit guten Absichten ein böses Spiel, für Vernunft bleibt wenig Raum. Eine Nachbarschaft mit guter Funktion ist ein Ort, der seiner Probleme einigermaßen Herr wird und ihnen nicht erliegt. Eine funktionsunfähige Nachbarschaft ist ein Ort, der von seinen Schwierigkeiten und Problemen erdrückt wird und ihnen immer hilfloser gegenübersteht.“ (Jacobs, 1963, S. 78)

Jacobs verwendet den Begriff Nachbarschaft als Örtlichkeit (vgl. Begriff *neighborhood* im Englischen) und definiert die großstädtische Nachbarschaft rein durch sein Funktionieren, im Sinne von Sicherheit und Wohlbefinden. Persönliche Beziehungen und Interessensgemeinschaften sind dabei nur indirekt impliziert. Es geht

ihr eher um Anonymität, aber Sicherheit durch lose, freiwillige Beziehungen und auch um soziale Kontrolle.

WOZU NACHBARSCHAFT?

Die Nachbarschaftsbeziehungen der Gründerzeit hatten einen existentiellen Nutzen. Die gegenseitige Unterstützung ermöglichte den Menschen über die Runden zu kommen. Heute spielt Nachbarschaft nach wie vor eine große Rolle im städtischen Alltag. Sie beeinflusst das Vertrauen und die Sicherheit in den Straßen und Vierteln, deckt wichtige menschliche Bedürfnisse und trägt dadurch zur allgemeinen Gesundheit bei.

Städte zeichnen sich durch ihre Diversität aus. Für alle Vorlieben und jedes Interesse gibt es Netzwerke. Freundschaften sind in der heutigen Stadt nicht mehr auf die örtliche Nähe beschränkt, sondern können expliziter ausgewählt werden, als am Land. Die urbane Nachbarschaft hat deshalb weniger mit Freundschaft zu tun, als mit Atmosphäre und Sicherheit.

„Der städtischste Bürger ist an der Atmosphäre seines Bezirks und der Straße, in der er wohnt, interessiert, und zwar unabhängig von der Wahl seiner Möglichkeiten außerhalb dieses Bezirks; das Gros der Großstadtbewohner hängt im täglichen normalen Leben sogar sehr von seiner Nachbarschaft ab.“ (Jacobs, 1963, S. 81)

StädterInnen wählen ihre Wohnung nicht nur aufgrund des Grundrisses, sondern besonders auch nach der Lage aus. Ein belebtes Viertel, mit vielfältigem kulturellen Angebot, sowie Restaurants, Bars und Einkaufsmöglichkeiten, das sicher und gut erreichbar ist, und Ruhe zur Erholung lauten hier meistens die Anforderungen an den Wohnraum. All diese Punkte sind Ausdruck einer guten städtischen Nachbarschaft. Ein belebtes Viertel entsteht, wenn in der näheren Umgebung eine gemischte Nutzung vorhanden ist, die rund um die Uhr Menschen anlockt. Das Gegenteil wäre zum Beispiel ein Geschäftsviertel, das nach Dienstschluss wie leergefegt ist, oder auch ein reines Wohnviertel, das zu normalen Arbeits- und Schulzeiten wie eine Geisterstadt wirkt. Jane Jacobs erklärt, dass belebte Straßen gleichzeitig sichere Straßen darstellen, und spricht damit auch die Funktion der sozialen Kontrolle an. Wo ständig Menschen verkehren, wird auch jeder beobachtet. Das führt dazu, dass Unregelmäßigkeiten, wie Hilferufe oder auffälliges Verhalten, sofort Reaktionen der anwesenden Passanten auslösen. Anders gesagt beeinflussen Nachbarschaften das Verhalten der Menschen. Die *Broken-Window-Theory*⁷ aus den Achtziger Jahren, die

versucht den Zusammenhang zwischen Umgebung und sozialem Verhalten herzustellen, ist seit jeher sehr umstritten. Dennoch beschreiben auch zahlreiche weitere Studien das Potential der Nachbarschaft, Auswirkungen und Einflüsse auf NachbarInnen zu haben - im positiven, wie im negativen Sinne. Sichere Straßen stärken das Vertrauen in die Nachbarschaft und dementsprechend kann es zu mehr Wohlbefinden führen. Die Faktoren sind jedoch zahlreich und keine der Studien ist eindeutig repräsentativ. Dennoch lässt sich feststellen, dass städtische Nachbarschaften sich weniger durch persönliche Beziehungen auszeichnen, als durch ständige zufällige Kontakte und Begegnungen, deren Vertiefung auf Freiwilligkeit basiert. Man bleibt scheinbar anonym, dennoch fällt es auf, wenn man länger nicht im Stammbeisl ums Eck war oder der ältere Herr vom zweiten Stock nicht mehr im Stiegenhaus auftaucht. Man kennt den Namen der NachbarInnen nicht, aber man fragt sich, warum die Tür um 7 Uhr morgens nicht mehr laut ins Schloss fällt.

Diese kleinen alltäglichen Begegnungen im Wohnviertel sind, wie der Sozialpsychologe Markus Brändle-Ströh (1999) feststellt, wichtig für die psychosoziale Gesundheit. Er stellte sich die Frage „Was braucht der Mensch zum Wohnen“ und gliederte unsere Wohnbedürfnisse in drei Gruppen:

- Biologische,
- biopsychische und
- psychosoziale Bedürfnisse.

Die biologischen Bedürfnisse entsprechen den essenziellen Voraussetzungen, die das Leben erst ermöglichen, wie Licht, Luft, Wasser, Nahrung, Hygiene, ein Dach über dem Kopf, Regeneration und Fortpflanzung.

Biopsychische Bedürfnisse umfassen sensorische Reize, Ästhetik, Repräsentation, Orientierung, Sicherheitsgefühl und Selbstbestimmtheit. Diese Bedürfnisse sind teilweise nicht von uns allein steuerbar, sondern Einflüssen der Umwelt unterworfen. Das Wohlbefinden in der eigenen Wohnung kann beispielsweise durch laute NachbarInnen stark beeinflusst werden.

7 Die Broken-Window-Theory ist eine Studie von den amerikanischen Politik- und Sozialwissenschaftlern James Wilson und George Kelling, die besagt, dass „der physische Verfall zum sozialen Verfall“ führt. Eine zerbrochene Glasscheibe muss dahingehend sofort repariert werden, um nicht weiteren Vandalismus in der Umgebung mit sich zu ziehen. Die Theorie wurde Anfang der Achtziger Jahre veröffentlicht und war von Anfang an sehr umstritten. Die Kritik bezieht sich hauptsächlich darauf, dass nicht die Ursachen für Kriminalität untersucht wurden, sondern nur deren Symptome. Die Beweggründe, die zur Tat führen, bleiben unbehelligt und weisen daher zu viele unsichere Faktoren auf, um zu einer repräsentativen Studie zu führen. („Broken-Windows-Theorie“, o. J.; Kara, 2016)

8 Henri Lefebvre war ein marxistischer Philosoph und Soziologe, der von 1901 bis 1991 in Frankreich lebte. „Das in den 1960ern entwickelte Recht auf Stadt genießt aufgrund der aktuellen Verhältnisse ungebrochene Aktualität und gerade in den letzten Jahren wurde vieles dazu publiziert. So gut allerdings Recht auf Stadt als Slogan funktioniert, weil er offen ist und Spielraum für Interpretationen lässt, so wenig ist – abseits der akademischen Beschäftigung – über den genaueren Zusammenhang mit Henri Lefebvre bekannt und damit über den Ursprung von Recht auf Stadt als (Auf-)Schrei und Verlangen (>comme appel, comme exigence<).“ (Laimer & Rauth, 2015)

Die psychosozialen Bedürfnisse sind sogar wesentlich von der Nachbarschaft abhängig. Brändle-Ströh nennt hierzu das „Bedürfnis nach Beistand und Zuwendung“ (Austausch aller Art zwischen Menschen), nach „Zugehörigkeit und Anerkennung“ (Anteilnahme, Respekt), nach „Unverwechselbarkeit und Autonomie“ (Kontrolle, Mitbestimmung, Repräsentation) und nach „Austausch-Gerechtigkeit“ (ausgeglichenes Verhältnis zwischen Geben und Nehmen). Es ist ein menschliches Bedürfnis mit anderen Menschen in Interaktion zu treten und bedeutungsvoll für das Wohlbefinden der Menschen, und damit auch für deren Gesundheit. (Brändle-Ströh, 1999)

Zahlreiche Studien (Kara, 2016) untersuchen die Auswirkung der Stadt auf die Gesundheit des Menschen und einige zeigen, dass StädterInnen ein erhöhtes Gesundheitsrisiko haben. Grund dafür sei beispielsweise Stress: „Stadtstress entsteht wahrscheinlich durch die Kombination von sozialer Dichte und sozialer Isolation.“, meint Mazda Adli, Stressforscher in Berlin, im Gespräch mit der Zeit. (Kara, 2016, S. 40) Tatsächlich steigt die Zahl der Singlehaushalte schon seit Ende der Gründerzeit und das Thema der Vereinsamung in Mitten von Menschen ist groß. In Wien waren im Jahr 2011 bereits 45 % der Haushalte Einpersonenhaushalte, Tendenz steigend. (Lebhart, 2016, S. 12) Besonders ältere Menschen, die alleine leben, sind von Vereinsamung betroffen, was in einer alternden Gesellschaft immer häufiger vorkommen wird. Gute Nachbarschaften sind in diesen Fällen von großer Bedeutung.

Nachbarschaften können auch solidarische Gemeinschaften darstellen, die durch kollektives Agieren ihr Leben mitbestimmen. Bürgerinitiativen sind ein Beispiel dafür. Hier treten die BewohnerInnen gemeinsam auf, um sich Gehör zu verschaffen und Mitsprache zu erlangen. In Bezug auf solcher Art Stadtbewegungen taucht der Ausspruch *Recht auf Stadt* in den letzten Jahrzehnten immer wieder auf. Er stammt ursprünglich von Henri Lefebvre⁸ und seinem gleichnamigen Werk, das 1968

erschien. Lefebvres *Recht auf Stadt* fordert nicht nur, wie im juristischen Sinne, mehr Rechte und Mitsprache der BürgerInnen bei städteplanerischen Themen, sondern es versteht sich auch als Gesellschaftskritik. Es ist ein Aufruf für mehr Engagement und Eigeninitiative, um ein selbstbestimmtes Gestalten der eigenen Lebensbedingungen zu erreichen:

„In einer Stadt zu sein, meint Lefebvre, ist erheblich mehr als nur da zu sein. ‚Wohnen bedeutet Anteil am sozialen Leben einer Gemeinde, eines Dorfes oder einer Stadt zu nehmen. (...)‘ (Lefebvre 1996, S. 76) (...) Die Reduktion der Stadt auf ein reines Habitat zeigt den Verlust ihres Status als Oeuvre an, der im soziologischen Sinne auch mit dem Wegfall der Integration und Partizipation verbunden ist.“ (Russo, 2015, S. 46)

Henri Lefebvre definiert den Begriff *Wohnen* an sich viel weiter und schließt die soziale Interaktion mit Nachbarn und Mitmenschen mit ein. Erst durch die aktive Mitgestaltung der alltäglich genutzten Zeiten und Räume mit anderen Personen, existiert der Mensch nicht mehr nur, sondern wohnt:

„Unter Wohnen versteht er (*meint Lefebvre*) eine aktive, nahezu poetische Weise des In-der-Welt-Sein. (...) Tatsächlich aktiv wohnen zu können bedeutet in diesem Sinn, soziale Verhältnisse gestalten und verändern zu können.“ (Vogelpohl, 2015, S. 7)

POLITISCHE TENDENZEN

„Seit Mitte der 1990er Jahre lassen sich verschiedenste Programme, Projekte und Initiativen benennen, welche auf die Stärkung lokaler Vergemeinschaftung setzen (...), um darüber ganz unterschiedliche soziale Herausforderungen, wie beispielsweise Überalterung, Vereinsamung, Armut, Gewalt, soziale Ausgrenzung oder gesellschaftliche Spaltung, angehen oder gar lösen zu können.“ (Reutlinger, 2015, S. 11)

Diese Projekte reichen von Internetplattformen, wie *Fragnebenan*⁹, die die Kommunikation zwischen NachbarInnen modernisieren und erleichtern sollen, bis hin zu permanenten Einrichtungen, wie die Wiener *Grätzlzentren*¹⁰, die Aktionen im Bezirk initiieren und unterstützen, um Kontakte im Grätzl zu fördern. Es sollten Netzwerke entstehen, die über die zufälligen Begegnungen hinaus wirksam werden. Zusätzlich ist das Ziel das Eigenengagement der BewohnerInnen zu fördern und eine Identifikation mit der Wohngegend zu bewirken. (Rohr-Zänker & Müller, 1998) Die Stadtverwaltung oder auch die EU fördert solche Projekte oder ruft sie auch selbst ins Leben. Sie versuchen dadurch das *soziale Kapital*¹¹ der Gesellschaft zu stärken.

Die Bedeutung von Nachbarschaft für die einzelne und den einzelnen variiert sehr stark. Sie ist abhängig von der Stellung in der Gesellschaft und der jeweiligen Lebensphase. Besonders sozial benachteiligte und ökonomisch schwache Personen, wie Arbeitslose, Geringverdienende, Alleinerziehende und alte Menschen, sind auf ihre Nachbarschaft angewiesen. Sie verbringen viel Zeit zu Hause und in der wohnungsnahen Umgebung, müssen mit wenig Geld auskommen und können daher Kultur- und Freizeitangebote nur begrenzt wahrnehmen. NachbarInnen sind oft die einzigen Personen mit denen sie sich täglich austauschen und treffen können. Auch Kinder und Jugendliche sind auf die Nachbarschaft angewiesen, da ihr Aktionsradius eingeschränkt ist. Sie

9 Die Plattform *fragnebenan.com* stellt ein Forum da, in dem sich BewohnerInnen einer Stadt oder eines Bezirkes über unterschiedliche Themen austauschen können. Nachbarschaftshilfe wird durch die digitale Vernetzung der Menschen neu erfunden. („*fragnebenan.com*“, o. J.)

10 Die Stadt Wien betreibt an neun Standorten ein Grätzlzentrum. Deren „Tätigkeitsschwerpunkte umfassen wohn- und mietrechtliche Beratung, Projektarbeit im öffentlichen Raum (...), Fragen zu Infrastruktur im Stadtteil (...), Informationen zu Stadterneuerung (...), Begleitung von Blocksanierungen, Aktivitäten im Gemeinwesen, für starke Nachbarschaft und ein gutes Zusammenleben in der Stadt.“ („GB* Gebietsbetreuung Stadterneuerung“, o. J.)

11 Nach Robert D. Putnam definiert sich Soziales Kapital als kollektive Ressourcen und gesellschaftlichen Vorteil, „die aus den Beziehungen zwischen Individuen resultieren oder auch aus dem Eingebundensein von Menschen in Gruppen, Assoziationen, Gemeinschaften oder gar in ganze Gesellschaften (...).“ (Reutlinger, 2015, S. 169) Durch soziales Engagement und das solidarische Verfolgen von gemeinsamen Zielen, wird ein Mehrwert für das Individuum und die Gruppe erzielt. (Reutlinger, 2015, S. 169–171) Soziales Kapital sollte jedoch mit Vorsicht betrachtet werden. Der Begriff geht ursprünglich auf Pierre Bourdieu (1983) zurück, der damit die Ressourcen benennt, die ein Individuum durch die Gemeinschaft erlangt und sich somit Vorteile gegenüber anderen verschafft. Demnach würde ein starkes soziales Kapital die Gesellschaft nicht stärken, sondern, ganz im Gegenteil, spalten. (Reutlinger, 2015, S. 173) Man spricht heute auch oft von Vitamin B oder Freundalwirtschaft, die immer auch den Nachteil anderer, die nicht Teil der Gruppe sind, mit sich bringen.

knüpfen ihre ersten Freundschaften in der Schule und in der näheren Wohnumgebung. Somit profitieren vor allem diese Teile der Bevölkerung von einer funktionierenden und belebten Nachbarschaft. Eine heterogene Zusammensetzung von Stadtvierteln kann sozial-ökonomische Differenzen ausgleichen und für mehr soziale Gerechtigkeit sorgen. Die Chancen auf ein gutes, gesundes Leben sind in unserer Gesellschaft nicht gerecht verteilt. Durch die Interaktion und den Austausch zwischen Menschen unterschiedlicher sozialer Herkunft, kann dem entgegengewirkt werden. (Fleischanderl u. a., 2015)

Eine homogene Bewohnerschaft als Voraussetzung für eine gute, solidarische Nachbarschaft gilt dennoch als verbreitetes, nachvollziehbares Argument. (John, 1982) Homogenität verspricht gemeinsame Interessen, Vorlieben und Hobbies und kann daher eine gute Basis für gemeinsame Aktivitäten und interessante Gespräche sein. Beispiele dafür wären die gut funktionierenden nachbarschaftlichen Beziehungen in den damaligen Eisenbahner Siedlungen, wie beispielsweise die „Johann-Hoffmann-Platz Wohnhausanlage für Eisenbahner“ (John, 1982, S. 121) – heute Oswaldgasse 14-21, 1120 Wien. Die gleichen Arbeitszeiten, ähnliche Alltagsprobleme und Ziele im Leben führten zu einem starken Zusammenhalt. Doch diese These lässt sich vorwiegend nur auf sozial und ökonomisch gut gestellte Wohngegenden anwenden, da diese BewohnerInnen auch das Geld, die Energie und die Zeit für Kultur und Gemeinschaft haben. In sozial benachteiligten Gegenden sind die BewohnerInnen mit der Bewältigung alltäglicher Konflikte überlastet. Dementsprechend sind die Potentiale für Nachbarschaftshilfe beschränkt und die Ressourcen gering, die aus der Gemeinschaft für den Einzelnen von Nutzen sein könnten. Man spricht in diesem Kontext auch von *überforderten Nachbarschaften*:

„Während sich gerade sozial benachteiligte Bevölkerungsgruppen auf den Nahraum resp. die darin vorhandenen Potentiale stützen sollen, zeigen stadtsoziologische Studien, dass Segregations- und Entmischungsprozesse zu einer Spaltung der Bewohnerinnen und Bewohner einer Stadt führen. Am Ende dieser Prozesse bilden sich benachteiligte Wohngebiete heraus, die auf Grund der Homogenität ihrer Bewohnerinnen und Bewohner hinsichtlich sozioöko-

nomischem Status wenig Potential für eben diese unterstützende Hilfe und damit für eine bestimmte, als positiv erachtete Bildung von Gemeinschaftlichkeit beinhalten würden.“ (Reutlinger, 2015, S. 18)

Diese Wohngegenden werden oft als Problemviertel oder Ghettos stigmatisiert. In der Soziologie spricht man von *benachteiligten Gebieten*, und impliziert damit schon deren schwierige Ausgangssituation. Viele sozialpolitische Strategien setzen genau in diesen benachteiligten Gebieten an, um durch die Stärkung von nachbarschaftlichen Beziehungen, das soziale Kapital dort zu stärken. Die Aktionen finden meistens im öffentlichen Raum und in den Zwischenbereichen der Wohnhäuser statt. Diese konsumfreien Zonen ermöglichen die Nutzung aller Menschen gleichermaßen und eignen sich deshalb besonders gut, um niederschwellig zu vernetzen. Die Potentiale zur Selbsthilfe bleiben in den benachteiligten Gegenden jedoch gering. (Steinbichler & Dutkowski, 2016)

Aus stadtplanerischer und soziologischer Sicht wird die Heterogenität von BewohnerInnen daher präferiert, das heißt mit anderen Worten *soziale Durchmischung* wird angestrebt, „um Ausgleichspotentiale zwischen verschiedenen Gruppen zur Wirkung zu bringen und um zu vermeiden, daß [sic] die durch Wohnungsmarktmekanismen und Wohnpräferenzen verursachte sozial-räumliche Segregation zur Ghettoisierung ökonomisch und sozial benachteiligter Gruppen führt.“ (Rohr-Zänker & Müller, 1998, S. 51)

In der aktuellen Wohnbaupolitik in Wien beispielsweise wird deshalb gezielt versucht eine soziale Durchmischung in den neuen Wohnvierteln zu erwirken. (Gutmann & Huber, 2014) Durch die Förderung von leistbarem Wohnraum in zentrumsnahen Gebieten und/oder guter öffentlicher Anbindung, heterogenem Wohnumfeld und Zugang zu unterschiedlichsten Kultur- und Freizeitangeboten wird ein Grundstein zur Gleichberechtigung von Menschen gelegt. Um die gewünschte Entwicklung zu erreichen hat die Stadt Wien 2009 auch die Kriterien des Bauträgerwettbewerbs¹² erweitert. Neben den Qualitätssäulen Architektur, Ökologie und Ökonomie ist nun auch die *soziale Nachhaltigkeit*¹³ ein explizites Auswahlkriterium. Die Zielsetzung dieser vierten Qualitätssäule ist wie folgt formuliert:

¹² Der Bauträgerwettbewerb wurde 1995 in Wien eingeführt und dient seither der Qualitätssicherstellung von leistbarem Wohnbau. Bei diesem öffentlich ausgeschriebenen Wettbewerb bewerben sich Teams bestehend aus ArchitektInnen und Bauträgern und werden von einer interdisziplinären Fachjury nach den Kriterien Architektur, Ökonomie, Ökologie und soziale Nachhaltigkeit (seit 2009) beurteilt. Seit 2013 finden sich auch die dialogorientierten zweistufigen Bauträgerwettbewerbe in Wien. Ziel ist es nicht mehr bloß auf einem Bauplatz zu planen, sondern sich mit den anliegenden Baufeldern zu koordinieren und bauplatzübergreifende Lösungen zu fördern. („Die Sicherung der ‚Sozialen Nachhaltigkeit‘ im zweistufigen Bauträgerwettbewerb“, o. J.)

- „Geförderter Wohnraum soll unterschiedlichen Nutzungen, NutzerInnengruppen und Wohnformen durch vielfältig nutzbare Grundrisse, Erschließungs- und Gemeinschaftsflächen und Außenbereiche entsprechen.
- Auf Alltagstauglichkeit und Reduktion der Errichtungs- und Bewirtschaftungskosten durch geeignete Planung ist zu achten.
- Soziale Durchmischung, Mitbestimmungskonzepte, Hausorganisation, identitätsstiftende Maßnahmen und Vernetzung mit sozialer Infrastruktur sollen gestärkt werden.“ (Gutmann & Huber, 2014, S. 12)

Soziale Durchmischung wird explizit angeführt. Auch die Wichtigkeit der Mitbestimmung im eigenen Wohnumfeld wird angesprochen. BewohnerInnen sind nicht nur Konsumenten ihres Lebensumfeldes, sondern wichtige Akteure. Gemeinschaftliches Handeln im Wohnumfeld ist förderlich für die Kontakte in der Nachbarschaft und erhöhen das Zuständigkeitsgefühl. Die Konzepte zur sozialen Nachhaltigkeit schließen oft partizipative Prozesse mit ein. So führt die Errichtung von Gemeinschaftsräumen allein nicht zu Gemeinschaftlichkeit, sondern erst deren Bespielung durch die Bewohnerschaft. In diesem Sinne werden beispielsweise immer häufiger partizipative Prozesse mit zukünftigen NachbarInnen angeleitet, die die Mitbestimmung bei der Ausstattung ermöglichen, die Organisation von gemeinsamen Aktivitäten anregen und die Nachbarschaft in der Selbstverwaltung ihrer Räume schult. (siehe In der Wiesen Süd: Wiesendialog.at)

Herman Hertzberger, Architekt und Vertreter von partizipativen Prozessen, meinte dazu:

„Je weiter sich jemens persönlicher Einfluß [sic] auf seine Umgebung ausstrecken kann, desto mehr fühlt er sich damit verbunden und wird auch eher geneigt sein, Aufmerksamkeit, Sorge und Liebe zu investieren.“ (Herman Hertzberger, 1976, S. 22)

Die Stadt Wien hält 2022 die Internationale Bauausstellung ab, die im Zeichen des *Neuen sozialen Wohnens* steht. Innovation und Experiment auf technischer und architektonischer Ebene zeichneten unter anderem die

¹³ Der Begriff der Nachhaltigkeit bezieht sich auf ökonomische, ökologische und soziale Aspekte. Allgemein geht es darum ressourcenschonend zu agieren und nicht-reversibles Handeln zu vermeiden. Das heißt, unsere Umwelt und unser Umfeld nicht durch unsere Taten zu verschlechtern und besten Falls zu verbessern, um die Erhaltung für nachfolgende Generationen und andere Lebewesen zu gewährleisten. Bei der sozialen Nachhaltigkeit steht die Herstellung und Sicherstellung von Gleichberechtigung aller Mitglieder der Gesellschaft im Mittelpunkt. Das setzt die Bekämpfung von Armut voraus, um eine Chancengleichheit für alle – unerheblich welcher Herkunft, Religion, Geschlecht, Alter, Beruf oder sozialer Stellung er oder sie ist – zu garantieren. Stadtplanung und Architektur nehmen dabei eine tragende Rolle ein. Wer wohnt und arbeitet wo? Wie sieht die Infrastruktur aus? Welche Möglichkeiten zur Gestaltung der Freizeit stehen im wohnungsnahen Bereich zur Verfügung?

CONCLUSIO

„Die baulich-räumliche Struktur ist in doppelter Hinsicht bedeutsam für die Entwicklung nachbarschaftlicher Beziehungen. Zum ersten sind Wohnzufriedenheit und Identifikation mit der Wohnsituation eine Voraussetzung dafür, sich auf nähere Kontakte mit Nachbarn einzulassen; zum zweiten erleichtern räumliche Strukturen, die zum Aufenthalt im öffentlichen Raum und zur Aneignung des Wohnumfeldes einladen, die Kontaktaufnahme und somit die Chance auf nachbarschaftliche Beziehungen. Damit kommen der Architektur von Wohngebäuden, der Raumstruktur, der Nutzbarkeit und der Gestaltbarkeit von Freiflächen durchaus Funktionen für das Entstehen nachbarschaftlicher Kontakte zu.“

(Rohr-Zänker & Müller, 1998, S. 46–47)

Nachbarschaftliche Beziehungen tragen wesentlich zum Wohlbefinden, zur Gesundheit und zur sozialen Gerechtigkeit von StädterInnen bei. Ob Kontakt mit den NachbarInnen aufgenommen wird, unterliegt vielen unterschiedlichen Faktoren, die zu einem großen Teil persönlicher und sozialer Natur sind – wie beispielsweise die verfügbare Freizeit und ihre Gestaltung, persönliche Interessen oder die Einbindung in soziale Strukturen abseits der Nachbarschaft. Zwischenmenschliche Beziehungen benötigen auch Zeit. So kann man davon ausgehen, dass gewisse Zeit verstreichen muss, um Kontakte aufzubauen und das nachbarschaftliche Netzwerk zu entwickeln. Ein häufiger Mieterwechsel erschwert diese Entwicklung.

Bauliche Strukturen sind nur ein Faktor, der Kontaktaufnahme in der Nachbarschaft beeinflusst. Dennoch können durch die bauliche Umgebung und deren Gestaltung Begegnungen gefördert werden, weshalb dieser Aspekt in der Planung nicht übersehen werden sollte. (Rohr-Zänker & Müller, 1998) Dementsprechend haben gemeinschaftlich nutzbare Flächen das Potential der Nachbarschaftsförderung. Es hat sich herausgestellt, dass Gemeinschaftsräume, die seit 2009 auch in der Wiener Bauordnung verankert sind, nur teilweise angenommen werden. Häufig dienen sie hauptsächlich privaten Zwecken und weniger der Bewohnerschaft für gemeinschaftliche Aktivitäten. Grund dafür könnte unter anderem die Tatsache sein, dass eine Hausgemeinschaft nicht unbedingt eine Interessensgemeinschaft darstellt, beziehungsweise dafür erstmal Kontakt zu den anderen MieterInnen hergestellt werden müsste. (Maerki, Leitner, & Schikowitz, 2009) Dem Zwischenraum soll deshalb eine besondere Rolle zugesprochen werden. Er wird von allen BewohnerInnen zur Erschließung ihrer Wohnungen genutzt und führt folglich immer zu zufälligen Begegnungen. Eine kommunikationsfreundliche Gestaltung vereinfacht die Kontaktaufnahme im Alltag.

In der vorliegenden Arbeit wird der Zwischenraum als Instrument aufgefasst, um eine Basis für das mögliche Entstehen von nachbarschaftlichen Prozessen zu schaffen. Nicht die Vergemeinschaftung ist hier das Ziel, sondern das Gestalten von Begegnungsraum, um Kontakte leichter und schneller knüpfen zu können.

II.

Gebaute Zwischenräume

- S. 41 Eingang
- S. 44 Einrichtungen
- S. 49 Innenliegende Erschließung
- S. 55 Außenliegende Erschließung

EINGANG

Jedes gebaute Wohnhaus liefert Zwischenräume mit sich, die sich mehr oder weniger bewusst geplant für die Begegnung zwischen BewohnerInnen eignen. Im folgenden Kapitel werden gebaute Beispiele und Projekte erörtert deren Zwischenräume speziell als Begegnungszonen entworfen und gestaltet wurden. Die Beispiele sind gegliedert nach ihrem architektonischen Motiv: Der Eingangsbereich, das Mobiliar, die innenliegende und die außenliegende Erschließung.

„Darüber hinaus ist die Schwelle als gebauter Bereich ebenso wichtig für die Entstehung sozialer Kontakte wie dicke Mauern für das Bewahren der Privatsphäre.“

(Herman Hertzberger, 1995, S. 61)

Ein Gebäude dient dem Menschen vorrangig zum Schutz und besteht zu diesem Zwecke aus umgrenzenden Mauern und einem Dach. Für die Interaktion mit der Außenwelt gibt es zwei Formen der Öffnung: das Fenster und den Eingang. Letztere erlaubt es das Gebäude zu betreten und zu verlassen und nimmt daher eine ganz besondere Rolle in der Architektur ein. Oft nimmt der Eingang auch eine wichtige repräsentative Funktion ein und wird mit gestalterischen Elementen inszeniert, wie Säulen oder Torbögen. Im Wohnbau kennen wir solche repräsentativen Eingangssituationen besonders von den Gemeindebauten des Roten Wiens.

Der Eingang stellt stets eine Schwelle dar, die zwischen außen und innen vermittelt. Im 20. Jahrhundert hat sich dieser Übergang durch den Einsatz von Glas von einem linearen zu einem graduellen gewandelt. So wurde aus dem massivem Türblatt eine transparente Haut, die von allen durchblickt werden kann. Der Übergang wird fließend und unsichtbar. (Mandl, 2010) In unseren Breitengraden nimmt die lineare Grenze, aber hinsichtlich der unterschiedlichen klimatischen Bedingungen von außen und innen, dennoch eine bedeutende Rolle ein. Der Übergang von außen nach innen ist heute zwar oftmals transparent, grenzt jedoch meistens einen kälteren von einem wärmeren Raum ab. Die Erschließung im Gebäudeinneren ist ein wichtiger klimatischer Puffer zu den Wohnungen, wodurch der Zwischenraum zur Schleuse wird.

Die Bedeutung des Eingangs als Schwelle ist wesentlich, er nimmt zudem die Rolle des geregelten Zugangs ein. Die Rede ist von den Zugangsbeschränkungen, vom normalen Schlüssel bis hin zum Drehkreuz mit Augenscan. Der Eingang sorgt hier dafür, dass nur autorisierte Personen das Gebäude betreten können, und ist damit wichtiger Bestandteil für die Bewahrung der Sicherheit im Haus. Im Wohnbau geht es dabei auch um die Abgrenzung zur Öffentlichkeit und die Bewahrung der Privatsphäre. In der traditionellen Architektur lassen sich hierfür immer wiederkehrende Elemente finden. Nischen, Vordächer und Windfänge markieren beispielsweise die Eingänge und dienen auch zum Unterstellen bei Regen. Der *Stoep* ist in der niederländischen Architektur charakteristisch und prägt das Erscheinungsbild ganzer Städte. Er besteht aus einer oder mehreren Stufen, die zur Haustüre führen und diese kennzeichnen. Der Übergang in die Privatsphäre setzt hier vor der Türe an, der eigentlichen Schwelle, und bereitet darauf vor. Durch die niederländische Kolonialzeit findet man den *Stoep* heute auch in Nordamerika oder Südafrika, wobei seine Definition sich dort gewandelt hat. In Südafrika ist der *Stoep* heute ein

anderes Wort für Veranda. Er stellt eine erhöhte Plattform dar, die dem Hauseingang vorgelagert ist. In Amerika spricht man vom *Stoop*, wenn mehrere Stufen zum Eingang führen. Besonders in Greenwich Village in New York City und anderen amerikanischen älteren Stadtvierteln sind die *Stoops* charakteristische städtebauliche Elemente, wie wir sie auch aus Amsterdam kennen. (Bas, 2003) Diese Stufen vor dem Eingang werden häufig auch von ihren BewohnerInnen bespielt und angeeignet. Blumen, eine Bank, Fahrräder und ähnliches machen den Bereich zum eigenen und erlauben eine Identifikation mit dem Haus. Hält man sich auf dem *Stoep* auf ist man nicht drinnen, aber auch noch nicht ganz draußen. Man ist Zuhause und kann dennoch Teil des Geschehens auf der öffentlichen Straße sein.

„STOEP is a space which mediates between the street and the dwelling and which makes the transition feel less evident.“
(Mozas, Per, & Ollero, 2013, S. 360)

Der Eingang, die Schnittstelle zur Außenwelt, ist zugleich Schnittstelle zu den hausinternen Wegen – denn hier kreuzen sie sich alle. Jede/r BewohnerIn betritt und verlässt das Haus an diesem Punkt, nebensächlich in welchem Stock sie oder er wohnt. Die Kreuzung von Wegen wird immer wieder zum architektonischen Konzept des Treffpunkts ausgearbeitet. Durch Gestaltung und Ausformulierung wird der Eingang zum Aufenthaltsort und führt dadurch zum Zusammentreffen der NachbarInnen. Dieses Konzept wurde beispielsweise beim Projekt *PaN-Wohnpark*, am Nordbahnhofareal in Wien, realisiert. Hier entstanden drei Wohngebäude, von drei unter-



Abb. 15: Stufen zwischen Öffentlich und Privat: Stoep in Amsterdam – NL.

schiedlichen Architekturbüros, auf einem Grundstück. Sie unterscheiden sich in ihrer Fassade, ihren Grundrissen, Erschließungssystemen und so weiter. Trotzdem bilden sie eine Einheit. Die drei internationalen, kooperierenden Planungsbüros, Sergison Bates, Ballmoos Krucker und Werner Neuwirth, haben sich gemeinsame Parameter überlegt, wie eine geputzte Lochfassade und Sichtbeton in der Sockelzone. Doch nicht nur Äußerlichkeiten wurden besprochen, sondern vor allem die Beziehung der Gebäude zueinander und die Interaktion der Menschen, die darin zu Hause sein werden. Sie thematisierten in ihrem Projekt das interkulturelle Zusammenleben und die bunte Nachbarschaft, was besonders in der Gestaltung der zusammenwirkenden Eingangsbereiche zur Geltung kommt. Die Eingangsbereiche sind in das monolithische Bauvolumen eingeschnitten und schaffen dadurch einen überdachten, frei zugänglichen Bereich. Sie verfügen über Sitzmöglichkeiten und stimmungsvolle Beleuchtung. Der Zwischenraum endet nicht, wie sonst üblich in Wien, an der Haustüre, sondern ihm wurde noch ein zusätzlicher geschützter Bereich vorgelagert. Alle drei Eingangsbereiche sind zueinander orientiert und spannen dazwischen einen gemeinsamen Raum auf, der an einen Dorfplatz erinnert. Abseits von der befahrenen Straße ist hier Kinderspiel und gemütliches Tratschen möglich. Der Platz grenzt sich nicht vom Viertel ab, sondern fügt sich in die restliche Stadtstruktur ein und wird Teil davon. Er ist durch seine Lage geschützt, verliert aber nicht seinen öffentlichen Charakter. Die



Abb. 16: Grundriss Erdgeschoß: Drei Häuser, Sergison Bates, Ballmoos Krucker und Werner Neuwirth, Wien – AT, 2013.

Erdgeschoßzonen sind mit öffentlichen Einrichtungen ausgestattet, einer Kinderbetreuungseinrichtung und einem Restaurant, die als kommunikative Zentren in die erweiterte Nachbarschaft wirken. Die überdachten Bereiche, die zu den Eingängen führen, sind eindeutig den Gebäuden zuzurechnen. Die teilweise breiten Stützen und die niedrigere Raumhöhe, im Gegensatz zum Freiraum zwischen den Gebäuden, grenzen die Bereiche von der Öffentlichkeit scheinbar ab. Die Schwelle zwischen Öffentlichkeit und Halböffentlichkeit verläuft dadurch graduell. Kinder nutzen die Bereiche sehr häufig zum Spielen. Selbst bei schlechtem Wetter ist das Spielen im Freien unter der Überdachung möglich. Die drei Eingangszonen unterscheiden sich wesentlich von einander – jede hat seinen eigenen Charakter. Die Materialien variieren zwischen Fliesen, Holz, Pflastersteinen und Beton und jeder der vorgelagerten Räume besitzt ein außergewöhnliches Beleuchtungskonzept. Die Variationen steigern die Identifikation der BewohnerInnen mit ihrem Haus und erleichtern die Orientierung für die Kinder. Dadurch, dass sich drei Gebäudezugänge hier an einem Platz kreuzen, wird der Platz belebt und Begegnungen finden häufiger statt. Doch rein die Frequenz der Benützung steigert nicht die Kontaktfreudigkeit. Beim *PaN-Projekt* wurde diese Schnittstelle mit Details, die zum Aufenthalt einladen, wie der unterschiedlichen Zonierung, den Überdachungen und den Sitzmöglichkeiten, verfeinert. (Neuwirth, Ballmoos Krucker Architekten, & Sergison Bates architects, 2014)



Abb. 17: Foto vom Zwischenraum: Drei Häuser, Sergison Bates, Ballmoos Krucker und Werner Neuwirth, Wien – AT, 2013.

EINRICHTUNG

„Groß dürfen Dinge nur sein als Vielfalt von an sich kleinen Einheiten, denn mit Übermaß wird ziemlich schnell Abstand geschaffen. Indem man überall alles zu groß, zu leer und dadurch zu weitab und unantastbar macht, werden Architekten vor allem Produzenten von Abstand und Unherbergbarkeit.“

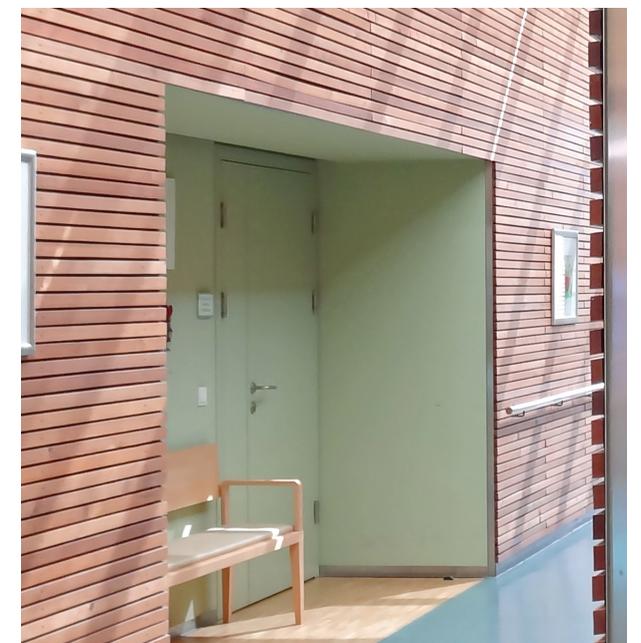
(Herman Hertzberger, 1976, S. 21)

Um Aufenthaltsqualität zu schaffen und Menschen zum Verweilen und Begegnen anzuhalten, wird in Zwischenräumen auch fixes Mobiliar eingesetzt.

Ein bekanntes Bild ist die Hausbank vor dem Eingang. Ihr Ursprung ist schwer zu eruieren. In ruralen wie urbanen Gebieten sitzen die Menschen früher und heute vor ihrem Haus und beobachten das Treiben. Auf den Straßen spielt sich das Leben ab und Alt und Jung sitzen auf Bänken, beobachten das Treiben, plaudern mit den Vorübergehenden und tauschen sich aus. Das Motiv des *Bankerl-Sitzens* findet sich auch in Erzählungen aus der Stadt in der Gründerzeit wieder (vgl. John, 1982, S. 118), sowie in zahlreichen Architekturentwürfen. (Abb. 18 und 19) In der modernen, zeitökonomischen Stadt rückt dieses Motiv in den Hintergrund.

Mit besonderer Hingabe beschäftigte sich der niederländische Architekt Herman Hertzberger mit der differenzierten Gestaltung von Zwischenräumen. Hertzberger hatte zum Ziel wieder den Menschen ins Zentrum der Planung zu stellen. So zeichnen sich seine Entwürfe einerseits durch das Prinzip *form follows function* aus und andererseits durch die Planung von Details im menschlichen Maßstab, die erst durch eine „Wechselwirkung von Form und Gebraucher“ vollendet werden. (Herman Hertzberger, 1995, S. 6) Man könnte ihm auch eine *Korridor-Aversion* unterstellen. In keinem seiner Projekte findet man Korridore im herkömmlichen Sinne. Seine Klassenzimmer und Büroräume werden über große, helle Atrien und Foyers erschlossen, die wiederum variable Plätze zum Verweilen aufweisen. Wie der Hauptplatz in der Stadt sind diese Atrien das Herz der Gebäude. So verbringen beispielsweise die SchülerInnen ihre Pause hier oder die ganze Schule trifft sich für eine Aufführung. Der dunkle, enge Korridor, als reiner Wegraum, wird vergeblich gesucht. Hertzbergers Zwischenräume lassen sich in unterschiedliche Bereiche gliedern, die durch geschickte Zonierung unterschiedlichen Öffentlichkeitscharakter aufweisen und sich für diverse Aktivitäten eignen.

Sein Ziel war stets Architektur für den Menschen zu schaffen, die der BenutzerIn Raum für Kreativität und Aneignung geben. Besonders in den Zwischenräumen seiner Bauten findet man Ecken, Nischen, Mauervorsprünge und Sitzmöglichkeiten, die als fix verbaute Rohlinge Teil des Gebäudes sind und die Bewohnerschaft zur In-Besitznahme einladen.



oben: Abb. 18: Hausbank der Moderne: Haus Schröder, Gerrit Rietveld, 1924, Utrecht – NL.

unten: Abb. 19: Hausbank im Seniorenheim: kadawittfeldarchitektur, Seniorenwohnheim St. Nikolaus, 2001, Neumarkt – AT.



Abb. 20: Sitzzecke im Stiegenhaus einer Wohnanlage: Herman Hertzberger, Wohnanlage „Schöne Aussicht“, 1982. Kassel – D.

„Wieweit der Entwerfer auch geht, nach Übernahme eines Bauwerks werden es die Bewohner immer wieder auf eine andere Art selbst fertigstellen und es dadurch in Besitz nehmen. Sie interpretieren das Bauwerk auf eigene Weise und je mehr Möglichkeiten geboten werden, desto mehr Leute die Chance haben, sich wirklich zuhause zu fühlen.“

(Herman Hertzberger, 1976, S. 22)

Im Zuge der *Documenta Kassel* realisierte Hertzberger in den Achtzigerjahren einen Teil der Wohnhausanlage *Schöne Aussicht*. Das Projekt bestand aus einer schlangenförmigen Anlage, deren Abschnitte je von einem Architekten bearbeitet wurden. Zwischen den einzelnen Abschnitten waren im Masterplan gemeinsame Stiegenhäuser zur Erschließung angedacht. Ihnen galt als Kitt der Siedlung also besondere Aufmerksamkeit. Sie sollten wie Scharniere die Schlange zu einem Ganzen verbinden. Hertzberger war der Meinung, dass Stiegenhäuser über ihre konstruktive und funktionale Aufgabe hinaus, eine kommunikative Atmosphäre schaffen sollten und die Möglichkeit zum Raumplus für alle

BewohnerInnen eröffnen sollen. In dieser Wohnhausanlage ist das Podest eines Treppenhauses durch einen großen Erker ergänzt. (Abb. 20) Typisch für Hertzberger ist ein fixes Mobiliar mitgedacht und Teil des Gebäudes. Betonierte Bänke umranden den halbkreisförmigen Erker entlang der Außenwand. Zusätzlich ist mittig eine Erhebung in der Bank und eine Art Fensterbank zur Ablage von Gegenständen und Pflanzen vorhanden. Der Zwischenraum ist rundum verglast und ermöglicht daher Ausblicke und helles Ambiente. Die angrenzenden Wohnungen sind so entworfen, dass aus deren Küchenfenster in den Zwischenraum gesehen werden kann. Durch die möglichen Einblicke wollte er, dass dort spielende Kinder von ihren Müttern beobachtet werden können, die in der Küche arbeiten. Ziel des Architekten war es, diesen Zwischenraum als zusätzlichen Raum zu nutzen. Er sollte auch der Zusammenkunft der Eltern dienen und den Austausch unter den BewohnerInnen unterstützen. Vom Architekten wird dieser Erker sogar als Gemeinschaftsraum bezeichnet. Die Einrichtung im Zwischenraum ist bewusst fix und roh gestaltet. Das Unfertige soll zum Aneignen anregen. Am Bild ist zu

erkennen, dass die MieterInnen den Raum schon mit Pflanzen, Sitzpolstern und Tischchen ausgestattet haben. Dies lässt vermuten, dass der Bereich rege genutzt wird. (Herman Hertzberger, 1995)

In einem weiteren Projekt von Hertzberger werden nun weitere Möglichkeiten der Bespielung von Zwischenräumen mit Einrichtungen aufgezeigt: In den Sechzigerjahren realisierte er ein Studentenwohnheim in Amsterdam. Der relativ lange Baukörper ist in der Sockelzone differenziert und abwechslungsreich artikuliert. Generell springt die Fassade in der Sockelzone zurück, wodurch eine Überdachung entsteht, die vorm häufigen Regen schützt. Der überdachte Bereich stellt eine Übergangszone zwischen öffentlicher Straße und halböffentlichem Gebäude dar und erinnert an Arkadengänge. Es sind zahlreiche Möglichkeiten zum geschützten Unterstellen von Fahrrädern vorhanden und immer wieder gibt es Sitzgelegenheiten, die sich einmal zur Straße hin orientieren und ein andermal dem Gebäude zuwenden. Der Gebäudezugang liegt asymmetrisch, fast mittig des Gebäudes. Er unterbricht den Baukörper im Erdgeschoß und lockert ihn dadurch auf, um einen verträglichen, menschlichen Maßstab zu erreichen. Der Zugang erfolgt nicht von der Straße, sondern über eine weitere Ebene, die durchgesteckt, wie eine Terrasse gestaltet ist und einen erhöhten Blick auf beide Seiten des Gebäudes ermöglicht. In der Sockelzone befinden sich hauptsächlich öffentliche Einrichtungen, wie eine Mensa, Büros, ein Café und ein Aufenthaltsraum. Horizontal gliedert sich das Gebäude in drei Teile: Der untere und obere Teil besteht

aus Studentenzimmern entlang der beiden Fassaden und einer Mittelzone, die die Erschließung und alle gemeinschaftlich nutzbaren Einrichtungen, von Bad und Küche zu Leseplatz und Wohnzimmer, beherbergt. Auch bei diesem Projekt sind keine Korridore zu finden, sondern die Mittelzone ist aufgelockert und dient verschiedensten Aktivitäten. Es finden sich überall fixe Einrichtungen, die zum Sitzen, Liegen und anderen Verweilpositionen einladen. Der mittlere Gebäudeteil ist etwa vier Meter nach innen versetzt und gliedert den Baukörper horizontal. Die freigespielte Fläche funktioniert wie eine Straße inmitten des Gebäudes. Sie dient allen BewohnerInnen als Terrasse und lässt viel Raum zur Aneignung. „Die Bänke, die gleichzeitig Beleuchtungskörper, Sitzfläche und Tisch sind, wirken als Kristallisationspunkte für das soziale Leben“. (E.H., 1968, S. 310) Besonders hervorzuheben ist die Gestaltung der Zugänge zu den einzelnen Studentenzimmern. (Abb. 21) Die Eingänge liegen hinter der Mauerflucht und bilden dadurch einen kleinen Vorbereich. Dieser wird noch verstärkt artikuliert durch einen einmal abgetreppten Mauervorsprung, der nicht nur der Zonierung dient, sondern auch der Ablage von individuellen Gegenständen. Auf diese Weise ermöglicht er die intuitive Aneignung durch die dort wohnenden Studenten.

Hertzberger schrieb in seinem Werk *Vom Bauen – Vorlesungen über Architektur*, dass Details dieser Art mehr Planungszeit, Material und daraus folgernd mehr Geld in Anspruch nehmen und deren Sinnhaftigkeit und Nutzen schwer nachzuweisen wäre. Deshalb müssen PlanerInnen viel Energie und Überzeugungsarbeit leisten, um



Abb. 21: Mauervorsprünge im Zwischenraum: Herman Hertzberger, Studentenhuis Weesperstraat, 1966, Amsterdam – NL.

einen Mehrwert für die zukünftigen BewohnerInnen zu bewirken. (Herman Hertzberger, 1995, S.61)

Die einfache Sitzgelegenheit findet immer wieder auch ihren Platz in der zeitgenössischen Architektur. Dort dient sie nicht nur dem Verweilen, sondern auch dem Abstellen von Dingen oder als Kinderspielbereich. Die Bereiche funktionieren dann am besten, wenn sie Platz zur Aneignung lassen oder im Bestfall dazu anregen.

Baugruppenprojekte legen großen Wert auf ihre Hausgemeinschaft. Die Wohneinheiten werden oft ergänzt durch umfangreiche Gemeinschaftsräume, die sozusagen *Luxus für alle* generieren. Im Baugruppenprojekt *En Famille* in Tübingen wurde auch der Zwischenraum als Begegnungsort mitgedacht. Im obersten Stockwerk wird die Treppe ergänzt durch eine Sitzgelegenheit. Die Bank ist als *L* gebaut und ermöglicht somit ein dialogorientiertes Zusammensitzen. Die Lehne ist gleichzeitig die Absturzsicherung zur Treppe. Durch ihre offene Gestaltung lässt sie nicht nur Tageslicht in den Zwischenraum, sondern ermöglicht auch Blicke von der Bank ins Treppenhaus, um beispielsweise Herannahende zu sehen. HausbewohnerInnen erzählen, dass Kinder den Ort nutzen, um zu spielen, zu klettern und sich untereinander zu treffen. Eine Bücherkiste verwandelte die Sitzbank vor kurzem auch zur Leseecke. Mit Polstern bestückt dient sie auch der Hauskatze als Ruheort und zieht damit oft Vorbeigehende zum Streicheln an, zu denen sich dann gerne noch weitere BewohnerInnen per Zufall dazu gesellen.

INNENLIEGENDE ERSCHLIESSUNG

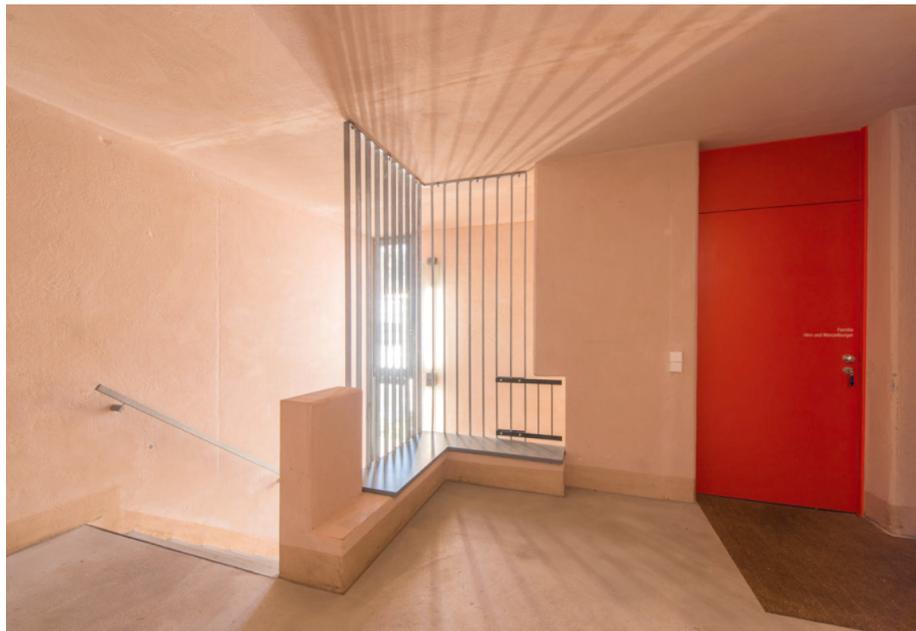


Abb. 22: Sitzmöglichkeit als Teil der Erschließung: Baugruppen-Wohnprojekt *En-Famille*, Manderscheid Architekten, Tübingen – D, 2014.

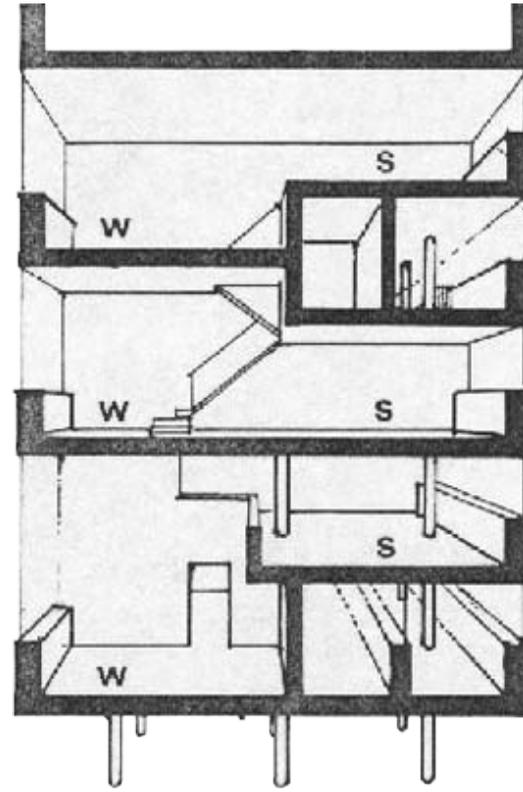
Der Großteil der Fläche des Zwischenraums entfällt auf die Erschließung. In den Häusern des 19. Jahrhunderts waren hauptsächlich die gemeinschaftliche Wasserleitung und die WC's am Gang für die rege Nutzung der Zwischenräume von der Nachbarschaft verantwortlich. Durch die Weiterentwicklung der Haustechnik verschwanden diese Funktionen aus dem Zwischenraum in die Wohnungen und die Erschließung schrumpfte Anfang des 20. Jahrhunderts zu einem Minimum. Dennoch entstanden in den letzten 100 Jahren immer wieder sehr interessante Konzepte, die andere Nutzungen im Bereich der Erschließung erlaubten und vor allem zwischenmenschliche Interaktionen zu fördern versuchten.

1919, als die Sowjetunion noch in ihren Anfängen steckte, forderte Lenin die Entwicklung einer neuen Form des Wohnens, im Sinne des neuen sozialistischen Lebensstils. Der Startschuss für das Experiment *Kommunehaus* war gefallen. Gleichberechtigung und Kollektivität waren die angestrebten Ziele der sozialistischen Gesellschaft, die durch Lenin propagiert und durch die OSA, Vereinigung moderner Architekten in der Sowjetunion, in einem Wettbewerb planerisch umgesetzt wurden. Die Kleinfamilie wurde kritisiert und das Leben in der größeren Gemeinschaft befürwortet. Die Frau und Mutter sollte, durch zentralistische Hauswirtschaft, von ihren häuslichen Pflichten befreit werden.

„Die sozialistischen Menschen sollten zusammen arbeiten [sic], kochen, essen, sich weiterbilden und Sport treiben, die Kinderbetreuung würde in Krippen und Horte ausgelagert und das Private im Wesentlichen auf das Schlafen in Kojen reduziert. (...) Komprimierte, private Flächen erlauben eine grosszügige [sic] Gemeinschaft und versprechen eine ökonomischere Befriedigung von Grundbedürfnissen. Gänge und Treppenhäuser werden zum kollektiven Raum, der die Wohnungen mit der Umgebung, Gärten und Dachterrassen verbindet.“ (Hofer, 2014, S. 32)

Grundlegend für das Leben in der Gemeinschaft sollte das Prinzip des *social condenser* sein. Zurückführend auf die sowjetischen Konstruktivisten im frühen 20. Jahrhundert, wurde es heute wieder von Rem Koolhaas¹⁴ aufgenommen. Die sowjetischen Konstruktivisten

¹⁴ Koolhaas ist Gründer des Think Tanks AMO, der sich als Gegenstück zu seinem Architekturbüro OMA mit nicht architektonischen Inhalten beschäftigt, sowie Ausstellungen oder der theoretischen Auseinandersetzung mit Architektur. Content (2004) ist eine ihrer Publikationen. In diesem Buch wird auch das Prinzip des Social Condenser diskutiert. AMO beschreibt ihn als das Übereinanderschichten von unterschiedlichen Programmen im Raum, um verschiedene Aktivitäten zu ermöglichen und dadurch unvorhergesehene Geschehnisse zu ermöglichen. (Koolhaas & AMO, 2004)



oben: Abb. 23: Querschnitt durch den Wohntrakt mit den Korridoren: Narkomfin Kommunehaus, Moisei Ginzburg, Ignaty Milinis, 1930, Moskau – RU.

unten: Abb. 24: Der Korridor und sein ergänzender Balkon sollte für vielseitige Aktivitäten verwendet werden können und der Begegnung dienen: Narkomfin Kommunehaus, Moisei Ginzburg, Ignaty Milinis, 1930, Moskau – RU.

vertraten die Meinung, dass Architektur das soziale Verhalten beeinflusse und durch die Gestaltung von Raum Hierarchien unterbunden und Gleichberechtigung verstärkt werden kann. Durch das Schaffen von Räumen, in denen unterschiedlichste Aktivitäten sich überlagern können, wird Interaktion der Akteure begünstigt und Kollektivität erzielt.

Aufgrund der schlechten wirtschaftlichen Lage kam es erst 1929 zur Realisierung von sechs Versuchshäusern. Das *Narkomfin Haus* in Moskau von M. Ginzburg und I. Milinis stellt das bekannteste davon dar, da es viele theoretische Forderungen Le Corbusiers aufgriff und in weiterer Folge wiederum großen Einfluss auf seine Architektur hatte. Einige architektonische Prinzipien des Narkomfin finden sich in Le Corbusiers Wohnmaschine, der *Unité d'Habitation* von 1952 in Marseille, wieder.

Das Grundprinzip des Wohnhauses Narkomfin ist die „Minimalisierung des Individualwohnraums zugunsten gemeinschaftlich nutzender Bereiche“ (Cramer & Buttchereit, 2013, S. 18) So wurden zwei Haupttypen von Wohnungen realisiert: Größere Maisonettewohnungen für Familien und sehr reduzierte Zimmer für Paare und Alleinstehende. Vielfältige Gemeinschaftseinrichtungen wurden in einem eigenen Gebäude ausgeführt, das über eine Brücke zu erreichen war. Alle Wohnungen wurden über zwei Stiegenhäuser und zwei angrenzende Korridore, die sich über die gesamte Gebäudelänge ziehen, erschlossen. Der obere Korridor war vier Meter breit, während der untere Korridor etwas schmaler war, aber durch einen direkt angrenzenden Balkon ergänzt wurde, der sich ebenfalls über die ganze Länge erstreckte und mit bepflanztem Geländer ausgestattet war. Durch die kluge Verschachtelung der Maisonetten konnte die Erschließung der fünf Regelgeschoße auf zwei Korridore zusammengezogen werden. Dies bedeutet neben einer ökonomischen Einsparung auch eine höhere Frequenz auf den Gängen und damit einhergehend auch häufigeres Zusammentreffen. Dem Prinzip des *social condenser* entsprechend, ermöglichten die breiten Korridore und der angrenzende Balkon eine vielseitige Bespielung der Zirkulationsräume. Die Erschließungsflächen stellten einen bedeutsamen Sozialisierungsraum dar und sollte solidarischen Zusammenleben dienen. Die Korridore „waren anfänglich dynamische Begegnungspunkte der Bewohnenden, ehe sie im stalinistischen Terror zu Zonen von gegenseitigem Misstrauen und Spitzelei wurden.“ (Hofer, 2014, S. 32) Stalin stellte die Kommunehaus-Experimente, noch vor ihrem tatsächlichen Ab-

schluss, ein und orientierte sich wieder stark an der von der Gartenstadtbewegung beeinflussten Architektur der Moderne, mit Wohneinheiten für die Kleinfamilie. Schon kurz nach der Fertigstellung von Narkomfin wurden einige der Gemeinschaftsräume zu Wohnraum umgebaut und das Gebäude stark überbelegt. Die reduzierten Wohnzellen wurden dadurch zu engen Einheiten ohne gemeinschaftlichen Ausgleich. Das Wohnexperiment kann aufgrund der vielen Veränderungen des ursprünglichen Konzepts nicht als abgeschlossen oder geglückt bezeichnet werden. (Cramer & Buttchereit, 2013)

Kommunehäuser wurden auch im Rest Europas erbaut, blieben jedoch bis zuletzt nur vereinzelte Experimente. Die gängigere Bezeichnung in Deutschland und Österreich war das *Einküchenhaus*, was die Bedeutung der zentralistischen Küche stärker hervorhebt. In Wien wurde beispielsweise 1911 der Heimhof¹⁵ als Einküchenhaus für alleinstehende Frauen und 1923 ein weiterer Heimhof für Familien und Paare errichtet. Die Gebäude wurden bis zur Zeit des Austrofaschismus als Kommunehäuser von der Stadt Wien betrieben. 1934 wurden die Gemeinschaftseinrichtungen dann gesperrt und mit 1938 war das Konzept komplett zerstört und seine BewohnerInnen großteils deportiert. Doch auch davor hatte der Heimhof es nicht leicht – selbst unter Sozialdemokratischer Regierung. (Bauer & Bauer, o. J.)

Der in Wien ansässige Verein *Frauenwohnprojekt [rosas]* hat seit 2009 drei Wohnbauten mit unterschiedlichen Architektinnen realisiert. Alle zeichnen sich durch partizipative Planungsprozesse, großes Angebot an Gemeinschaftsräumen und kommunikative Zwischenräume aus. Im ersten *Frauenwohnprojekt Kalypso* in Wien Meidling wurden sich verbreiternde Gänge und Nischen verwirklicht, die Raum zur Aneignung und für Zufälliges geben. Die Idee war es, aus einem zufälligen Zusammentreffen am Gang auch ein längeres Gespräch zu ermöglichen, durch die individuell gestalteten Zwischenräume. Außerdem bietet der verbreiterte Gang die Option den privaten Wohnraum bei Bedarf in den Zwischenraum auszuweiten. (Abb. 25) Die BewohnerInnen waren teilweise in den Planungsprozess involviert und entwickelten diese Idee gemeinsam mit dem Planungsteam. Die Vorfreude auf diese spezielle Zwischenraumlösung war groß. Dementsprechend wurden die Nischen auch schnell eingerichtet. Der Traum war aber schneller als erwartet Geschichte. Mit der ersten feuerpolizeilichen Kontrolle wurde das Aufstellen und Lagern von Gegenständen aus Holz, Plastik oder Stoff in den Gängen untersagt.

¹⁵ Der Name Heimhof geht auf die „Gemeinnützige Bau- und Wohnungsgenossenschaft Heimhof“ zurück, die bis zu ihrem Bankrott 1923 in Wien tätig war. (Bauer & Bauer, o. J.)

Abb. 25: Das zweite Wohnzimmer ausgelagert in Nischen im Zwischenraum vor der ersten feuerpolizeilichen Begehung: Frauenwohnprojekt [ro*sa] KalYpso, 2009, Wien – AT.



Abb. 27: Dieses Gebäude aus den Vierziger Jahren wurde 2001 renoviert und mit einer neuen Erschließung versehen, die ein Raumplus für alle BewohnerInnen darstellt. Hier findet tagtäglich Begegnung statt: Archer Courts Chinatown, Landon Bone Baker Architects, 2001, Chicago – US.

„Brandgefährliche Stoffe dürfen in Stiegenhäusern, Gängen, Zu- und Durchgängen, im Verlauf von Fluchtwegen und in Dachböden sowie im Nahbereich von Abgas- und von Feuerungsanlagen nicht gelagert werden. Im Verlauf von Fluchtwegen dürfen zudem leicht umzuwerfende, leicht zu verschiebende oder den Fluchtweg einengende Gegenstände nicht gelagert werden.“ (Gesetz über die Feuerpolizei in Wien, 2015)

Das zweite *Frauenwohnprojekt ro*sa Donaustadt*, geplant von Sabine Pollak, zeichnet sich durch seinen gegliederten Baukörper aus, der eine lichtdurchflutete Mittelgangerschließung ermöglicht. (Abb. 26) Die Wohnungen arrangieren sich entlang des etwa drei Meter breiten Gangs. Große, raumhohe Fenster eröffnen mittig den Blick in den Hof und an den beiden Gangenden zur Straßenseite. Die Stiegenläufe und Galerien verbinden die einzelnen Stockwerke durch Blickbeziehungen und Lichtfluss. Auf der Homepage des Vereins heißt es zum Mittelgang:

„(...) Diese sind Erschließung, Kommunikationszone, erweiterter Wohnraum, Ausstellungsraum etc., luft- und lichtdurchlässig gestaltet. Sie bilden – neben den

Zur großen Enttäuschung der BewohnerInnen mussten sie alle ihr Mobiliar wieder abbauen. Teilweise ersetzten sie es durch Einrichtungsgegenstände aus Metall. Pflanzen sind bis zu einer gewissen Anzahl ausnahmsweise gestattet.

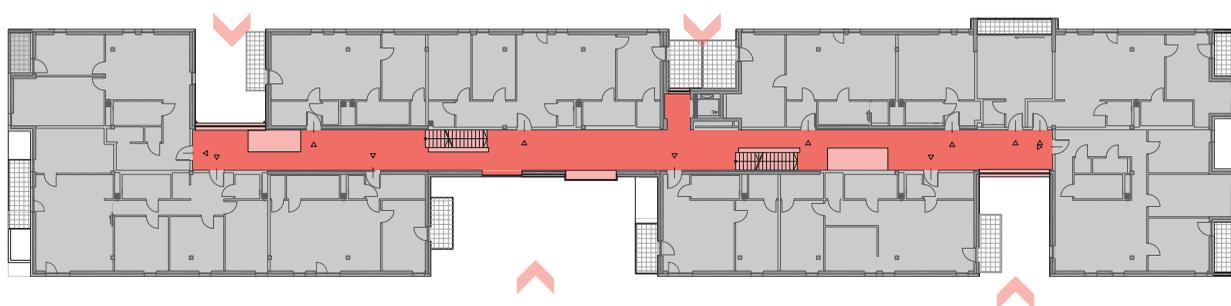


Abb. 26: Lichtdurchflutete, breite Mittelgangerschließung für allerlei Aktivitäten: Grundriss Regelgeschoß, Frauenwohnprojekt [ro*sa] Donaustadt, Köb & Pollak Architektur, 2009, Wien – AT.

Gemeinschaftsräumen – die Basis für eine engere Kommunikation zwischen den MieterInnen und dienen auch den Kindern als zusätzliche Spielfläche.“ („Wohnungstypen und Gemeinschaftseinrichtungen“, o. J.)

Die MieterInnen verfügen auch über einen Gemeinschaftsraum mit Küche, Terrasse und Garten im Erdgeschoß und am Dach befindet sich ein Dachgarten mit Waschküche, Sauna und Ruheraum. Die Wohneinheiten sind hingegen klein gehalten. Es gibt neben größeren Maisonettewohnungen auch Einzimmerwohnungen. Die Zwischenräume und Gemeinschaftsräume sollen den minimalen privaten Rückzugsraum ergänzen und bereichern.¹⁶

FLUCHTWEGE UND BRANDSCHUTZ

Besonders in neueren Wohnbauten der letzten zehn Jahre in Wien sind viele Zwischenräume zu entdecken, die bewusst zur mehrfachen Nutzung entworfen wurden: Zwischenräume, die breitere Gänge beinhalten, Nischen als Treffpunkte vorsehen oder Stiegenhäuser aufweisen, die zum Kinderspiel einladen. Die mehrfache Nutzung findet aber meistens nicht in dem Ausmaß statt, in dem die Möglichkeiten liegen. Aneignung des

innenliegenden Zwischenraums ist nicht einfach aufgrund der feuerpolizeilichen Bestimmungen. Das Gesetz hierzulande benennt zwei Argumente für die Sicherheit, die das Abstellen von verschiedensten Gegenständen im Fluchtraumbereich verhindern. Das erste Argument betrifft die Brandlast und Rauchgasentwicklung. 80% aller Todesfälle bei Bränden sind nicht dem Feuer, sondern dem Rauch zuzuschreiben. (Widetschek, 2014) Daher sind seit 2015 auch in allen Aufenthaltsräumen, Gängen und Fluchtwegen die kostengünstigen Rauchwarnmelder vorgeschrieben. (OIB Richtlinie 2 – Brandschutz, 2015, 3.11) In Zukunft sollen sie auch in Altbauten verpflichtend sein. Rauchwarnmelder sind nicht vernetzt, sondern schlagen nur lokal Alarm, im Falle von Rauchentwicklung. So kann meist rechtzeitig auf Brandherde aufmerksam gemacht und die Brandausbreitung verhindert werden. Diese Änderung lässt darauf hoffen, dass auch das Gesetz zum Abstellen von Gegenständen in den Zwischenräumen neu überdacht wird.

Im Forschungsbericht zu Fahrradfreundlichen Wohnbauten der Wohnbauforschung Wien (2012) wird sogar schon angeregt die „Auslegung der Brandschutzbestimmungen“ bezüglich dem Abstellen von Fahrrädern neu zu überdenken. (Rosinak, 2012, S. 9) Das Abstellen von Fahrrädern in den Gangflächen wurde in einem Wohn-

¹⁶ Alle Informationen bezüglich dem Wohnprojekt KalYpso sind im Gespräch mit Ingrid Farag, der Obfrau des Vereins Wohnprojekt [ro*sa] KalYpso, und einer Führung durch das Wohngebäude in Erfahrung gebracht worden.

bau in Wien, in der Bike City im neuen Nordbahnhofareal, durch eine Sonderregelung mit der Feuerpolizei, gestattet. Das Abstellen von Kinderwägen ist jedoch immer noch untersagt, da hier mit der Brandlast durch den erhöhten Anteil an Plastik und Stoff argumentiert wurde.

Diese Regelungen gelten auch in Gebäuden mit Sprinkleranlagen, die vor allem in Hochhäusern und Holzbauten verpflichtend sind. Die Sprinkleranlage reagiert auf Hitze und sollte den Brand bis zur Ankunft der Feuerwehr eindämmen, wobei die meisten Brände von den Sprinklern schon im Keim erstickt werden. Aufgrund der enormen Effektivität dieser Anlagen könnte man die strengen feuerpolizeilichen Regeln hinterfragen. Generell stellt sich die Frage inwieweit man das Leben der Menschen durch die beschriebenen Gesetze eigentlich einschränkt.

Brandschutzgesetze in anderen Ländern sind weniger strikt oder werden oft auch weniger streng überprüft. Das hat natürlich auch seine Nachteile, doch hier wollen wir die Vorteile von frei bespielbaren innenliegenden Zwischenräumen erörtern. (Abb. 27) Auch in Wien stößt man auf kleine Projekte, die manchmal nur bis zum nächsten Besuch des Rauchfangkehrers bleiben, manchmal jedoch auch länger.

AUSSENLIEGENDE ERSCHLIESSUNG

Die außenliegende Erschließung in Form von Laubengängen oder gar erhöhten Straßen hat es im Hinblick auf Brandschutzgesetze einfacher. Dementsprechend viele Beispiele für Begegnungsorte in Gebäuden mit außenliegender Erschließung lassen sich in Wien und andern Orts dazu finden. Die Nachteile der im Freien liegenden Gänge und Stiegen liegen auf der Hand: Sie sind dem jeweiligen Klima ausgesetzt. Überdachungen sind zum Schutz vor Sonneneinstrahlung und Niederschlag oft wesentlich, um eine Nutzung zu ermöglichen. Positiv wirken sich die nicht zu beheizenden Allgemeinflächen auf die Energiekosten in den kälteren Jahreszeiten aus. Besonders hervorzuheben ist das Aneignungspotential dieser Art von Zwischenräumen. Der Laubengang entbehrt sich den feuerpolizeilichen Gesetzen und wird von den Bewohnern gerne als zusätzlicher Freiraum angenommen und bespielt. Oft dient er auch als Vorgarten oder Vorraum, wo Schuhe, Räder und Blumentöpfe ihren Platz finden. Der häufigere Aufenthalt in diesen Bereichen führt unumgänglich auch zur Begegnung mit NachbarInnen und birgt deshalb speziell das Potential zur Förderung von nachbarschaftlichen Beziehungen in sich.

Wie im ersten Kapitel beschrieben, liegt der Ursprung der im Freien liegenden Erschließungssysteme schon im Mittelalter und noch vor den ersten innenliegenden Korridoren. Im 19. Jahrhundert veränderte das Pawlatschenhaus den Wohnbau in vielen Europäischen Städten – besonders in Wien, Prag und Budapest. (Trüby, 2011) Im letzten Jahrhundert entwickelten sich unterschiedliche Wohntypen, die auf ein außenliegendes Erschließungssystem aufbauen. Besonders

hervorzuheben ist der *Justus van Effen Complex*, der 1922 von Michiel Brinkman, in Rotterdam, im Stadtteil Spangen, fertiggestellt wurde. In den Zwanzigerjahren experimentierte man in ganz Europa mit neuen Wohnformen. Das Erschließungssystem von Brinkman sticht dabei als besonders innovativ, vielseitig und zugleich effektiv heraus. Der Komplex besteht aus einer viergeschoßigen Blockrandbebauung und im Block befindlichen Baukörpern. Der Hof stellt, wie bei den Wiener Wohnhöfen, die gemeinsame zentrale Mitte dar, von der aus auch alle Wohnungen erschlossen werden. An der Innenseite der Blockrandbebauung verläuft eine im Freien liegende Erschließung, die sich in Form eines Balkons um den gesamten Blockrand legt. Dieser Balkon variiert in seiner Breite zwischen 2,30 und 3,30 Meter und wirkt wie eine zusätzliche, höhergelegene Straße. Jede Wohnung hat direkten Bezug zum Freiraum. Die unteren Wohnungseingänge befinden sich entlang der höhergelegenen Straße. Die Konstellation lässt das Bild von gestapelten Reihenhäusern im Kopf entstehen. Die Verbindung von öffentlichem Raum und Hof erfolgt über mehrere große Torbögen. Es bilden sich dadurch semi-öffentliche Räume aus, die von Außenstehenden auch als Querverbindungen genutzt werden können. Die Erschließung des Wohnhofs spannt einen Raum



Abb. 28: In der Axonometrie des *Justus van Effen Complex* ist die erhöhte Straße farblich markiert: *Justus van Effen Complex*, Michiel Brinkman, 1922, Rotterdam – NL.



Abb. 29: Die historische Aufnahme zeigt den belebten Zwischenraum: *Justus van Effen Complex*, Michiel Brinkman, 1922, Rotterdam – NL.



Abb. 30: Nach der Renovierung 2012 wurde der Zwischenraum wieder mit neuem Leben erfüllt: *Justus van Effen Complex*, Michiel Brinkman, 1922, Rotterdam – NL.

zwischen dem kollektiv nutzbaren und halböffentlichen Hof und der individuellen, privaten Wohneinheit. Durch die Wegeführung im Hof entsteht ein subtiler Übergang zwischen diesen beiden Polen. Der Bereich vor dem Wohnungseingang ist Teil des gemeinsamen Zwischenraums, lässt aber durch seine Beschaffenheit Raum zur Aneignung der BewohnerInnen. Auf der erhöhten Straße entdeckt man Blumentöpfe und Sitzgelegenheiten. Das Gebäude wurde als sozialer Wohnbau von der Gemeinde errichtet und enthält im mittleren Gebäudeteil auch Gemeinschaftseinrichtungen, die bis heute noch existieren. Diese sind, wie die oberen Wohneinheiten von der erhöhten Straße aus betretbar. (Mozas u. a., 2013) Interessant ist die Tatsache, dass die ersten MieterInnen nach den folgenden Kriterien ausgewählt wurden: Politische Gesinnung, Familienstabilität und liberale Einstellung. Auch eine Art Schulung musste absolviert werden, um das Bewusstsein für die Verantwortung für die gemeinsamen Zwischenräume zu schärfen. Außerdem musste jede/r BewohnerIn regelmäßig Arbeitszeit für die Gemeinschaft aufbringen. (Mozas u. a., 2013, S. 42)

Im letzten Jahrhundert entstanden immer wieder Wohnexperimente, die mit der äußeren Erschließung spielten: Vom brasilianischen Pedregulho (von Affonso Eduardo Reidy, 1951) bis zu den Robin Hood Gardens in London (1972). Besonders in den letzten zwei Jahrzehnten entstanden in Wien viele Wohnbauten mit Laubengängerschließung, die Begegnung der Bewohnerschaft zum Thema machen. Im Zuge des *SMART-Wohnen-Programms* der Stadt Wien realisierten Geiswinkler und

Geiswinkler Architekten beispielsweise ein Wohnhaus im Stadtentwicklungsgebiet Hauptbahnhof, das sich besonders durch seine außenliegende Erschließung auszeichnet. Es handelt sich hier ebenfalls um einen sozialen Wohnbau und das Ziel war attraktiven leistbaren Wohnraum zu schaffen. Die Wohneinheiten sind sehr reduziert und kompakt. Jede Wohnung wird ergänzt durch vielseitige Freiräume, die privat, aber auch gemeinsam genutzt werden können. So verfügt jede Wohnung über einen Balkon an der Straßenseite, der den privaten Rückzug ermöglicht. Hofseitig liegt auf sechs Geschossen das ausgedehnte Wegenetz, das alle Wohnungen erschließt und verbindet. Der Baukörper erhält durch die Form eines E's zwei Höfe, wobei der eine ein öffentlicher autofreier Platz ist und der andere einen nur von den BewohnerInnen genutzten Grünraum darstellt. Das Wegenetz schlängelt sich entlang der Hoffassade und wurde als offene Laubengängerschließung ausgeführt. Die Laubengänge weisen mehrere Verbreiterungen auf, die mit einer Breite von vier Meter Raum für vielerlei Aktivitäten bieten, ob Fahrradreparatur oder Kindergeburtstag, jede/r MieterIn kann sich diese Fläche zu eigen machen. Zusatzraum, der gemeinschaftlich genutzt wird, ist ebenfalls in mehreren geschlossenen *Raumboxen* an die Laubengänge angegliedert. In diesen Boxen sind Waschküchen untergebracht. Sie können aber auch als Abstellraum für Kinderwagen oder Fahrräder verwendet werden, genauso wie als Kinderspielraum oder Treffpunkt mit NachbarInnen an kühleren Tagen. In einem Interview erläuterten die Architekten Geiswinkler und Geiswinkler ihre Vision der Laubengänge:

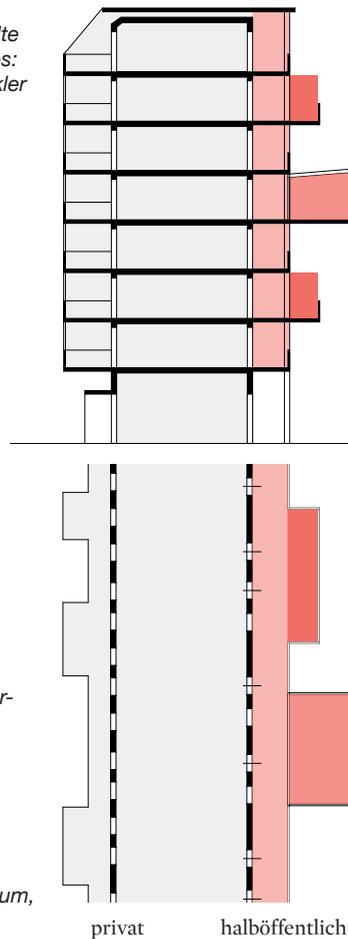
Gebaute Zwischenräume

Abb. 31: Dieses Foto zeigt kurz nach dem Einzug die noch leeren Laubengänge, die bunten, multifunktionalen Raumboxen und die Zugänge zu den Wohnungen: SMART-Wohnen, Geiswinkler & Geiswinkler Architekten, 2016, Wien – AT.



Abb. 32: Private und geteilte Freiräume des Wohnhauses: SMART-Wohnen, Geiswinkler & Geiswinkler Architekten, 2016, Wien – AT.

- Privat – Wohnungen und Balkone
- Laubengang – Erschließung, potentielle Aneignungszone
- Erweiterter Wohnbereich, Kommunikationszone, Fahrradabstellplatz, potentielle Aneignungszone
- Die Box – Waschsalon, Kinderspielraum, Abstellfläche, ...



„Eine Motivation, die Waschküchen auf drei Boxen aufzuteilen war, dass Menschen sich begegnen sollen. So bilden sich im Haus verteilt kleine Nachbarschaften (...). Der Kommunikation in der Nachbarschaft dienen auch die verbreiterten Laubengänge. Wir nennen sie Aneignungszonen, wo die Menschen einen Tisch vor die Tür stellen und gemeinsam Kaffee trinken können.“

(Leeb & Marboe, 2016, S. 94, Interview)

Besonders bereichernd für diese Zone sind die Küchenfenster, die an den Laubengang grenzen. Sie sind raumhoch ausgeführt und können wie Terrassentüren vollständig geöffnet werden. Auf diese Weise verschwimmt die Grenze zwischen Privatraum und Zwischenraum. Die Küche kann sich nach draußen in den Zwischenraum ausbreiten. BewohnerInnen können kurzerhand das Küchenfenster öffnen und beispielsweise ihren morgendlichen Kaffee im Freien auf dem Laubengang trinken oder während dem Kochen mit der vorbeigehenden NachbarIn plaudern. Dieser Bezug zwischen Privatraum und halböffentlichem Raum erleichtert die Aneignungsprozesse im Zwischenraum und fördert die Begegnung mit NachbarInnen. Diese drei Aspekte, Laubengangaufweitung, Raumbox und direkter Bezug von privat zu öffentlich, verwandeln den gesamten Zwischenraum in Begegnungsorte. Die Gänge dienen nicht ausschließlich dem Erreichen der Wohneinheiten, sondern stellen zugleich Möglichkeitsräume dar.

TEIL II

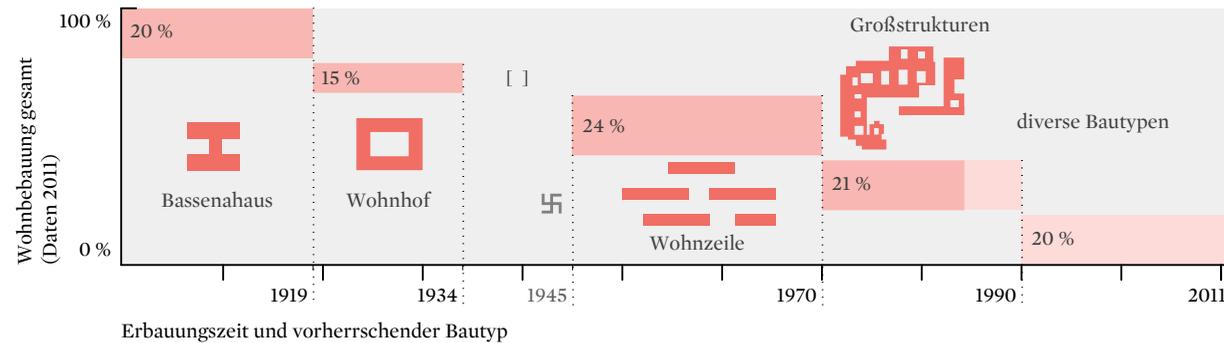


Abb. 33: Wohnbautypen Wiens: nach Erbauungszeit und Anteil an der Gesamtwohnbebauung anhand der Daten aus 2011.

Im folgenden Kapitel werden Zwischenräume in drei unterschiedlichen Wohnhäusern analysiert und auf ihre soziale Funktion hin untersucht. Damit soll Aufschluss über deren Einfluss auf nachbarschaftliche Beziehungen gegeben werden, auf deren Grundlage Konzepte zur Aktivierung des jeweiligen Zwischenraums erfolgen.

Die Auswahl der Gebäude für die Analyse entspricht ihrer baulichen Bedeutung für Wien und ihrer Bedeutung für die Wiener Bevölkerung. So war die Anzahl der Wohnhäuser einer Epoche ein wichtiges Kriterium, ebenso wie der Anteil der Bevölkerung der in diesen Gebäuden lebt. Ergänzend spielte das zu Grunde liegende architektonische Wohnkonzept eine wichtige Rolle. Zum Zug kamen daher drei sehr unterschiedliche Konzepte, mit verschiedensten Zwischenräumen.

Laut der Statistik des Magistrats für Wirtschaft und Arbeit (Lebhart, 2015) – mit den Daten von 2011 – wohnt die Wiener Bevölkerung in insgesamt 153 837 Wohngebäuden. Etwa 50% der Häuser stellen Einfamilienhäuser dar, die für die vorliegende Arbeit irrelevant sind: In einer Einfamilienhaussiedlung reiht sich ein Haus an das nächste, die privaten Gründe trennt in diesem Sinne nicht vorhanden. Gebäude mit mehr als drei Wohnungen in Wien stellen bloß 37% aller Wohnhäuser dar, in diesen lebt aber der Großteil der Wiener Bevölkerung und zwar 87%. Zwischenräume sind in diesen Häusern überall zu finden und für den Alltag der BewohnerInnen relevant.

Betrachtet man die Bauepochen der Wohnstruktur Wiens, erkennt man, dass die Verteilung der Gebäude nach deren Erbauungsjahr in Phasen relativ gleichmäßig ist. So wurden zirka 20 % der Häuser vor 1919 erbaut, etwa 15 % zwischen 1919 und 1934, 24 % von 1945 bis 1970 und danach jeweils etwa 20 % in Schritten von 20 Jahren. (Abb. 33) Für die Zwischenraumanalyse wurden

ein Gründerzeithaus aus dem späten 19. Jahrhundert, ein Wohnhof aus der Ära des Roten Wien und eine Wohnzeile aus den 1960er Jahren gewählt.

DREI WOHN-BAUSTEINE WIENS

Die erste Zwischenraumanalyse wird von einem Arbeitermietshaus aus der Hochgründerzeit durchgeführt. Das Stadtbild Wiens ist immer noch von der Epoche der Hochindustrialisierung geprägt. Die dekorativen Fassaden und geraden Straßenzüge sind einprägsam und charakteristisch, auch das Innenleben, die Zwischenräume und Wohnungen, sind typisch und speziell für die Gründerzeit in Wien. Die Arbeitermietkasernen und die bürgerlichen Wohnhäuser veränderten die damalige Stadt und das Leben der Städter radikal und beeinflussen die BewohnerInnen bis heute noch in ihrem Alltag.

Als zweites Analyseobjekt dient ein Wohnhof aus der Ära des *Roten Wiens*. Für dieses sozialdemokratische Wohnbauprogramm ist die Stadt bekannt und auch international angesehen. 15 % der Wohnstruktur Wiens sind aus dieser Zeit. Das architektonische Konzept des Wohnhofs war ganz bewusst mit großem Kontrast zu den Gründerzeithäusern geplant und stellte eine ganz neue Art zu Wohnen vor. Aus diesem Grund wurde der Wohnhof zur Analyse herangezogen.

Als dritter wichtiger *Wohn-Baustein* Wiens wird eine Wohnzeile der 60er Jahre analysiert. In den Dekaden seit 1945 sind in etwa immer gleich viele Wohngebäude erbaut worden. Nach dem 2. Weltkrieg war der Wiederaufbau eine Belastung für die zerbombten Städte, aber auch eine große Chance städtebauliche und wohnpolitische Veränderungen zu verwirklichen. Arbeiten und Wohnen wurden städtebaulich getrennt und die BewohnerInnen lebten in funktionalistischen Gebäuden mit dazwischen angelegten Grünflächen und Sammelparkplätzen. Die Zeilenbauweise der 50er und 60er Jahre stellt abermals ein komplett neues Wohnkonzept dar.

AUFBAU DER ZWISCHENRAUMANALYSE

Für die Analyse ist es einerseits wichtig, den Zwischenraum räumlich zu erfassen, andererseits jedoch auch seine Funktionen und Nutzungen durch die BewohnerInnen erfahrbar zu machen. Die Analyse setzt sich daher aus vier Punkten zusammen:

1. Einführend wird die jeweilige Epoche beschrieben und deren architektonische, politische, sowie gesellschaftliche Veränderungen ergründet, die die Bauform beeinflusst haben.
2. Eine Fotostrecke, die durch den Zwischenraum führt, gibt eine erste Übersicht über das Gebäude und seine Zwischenräume.
3. Anschließend erfolgt die räumliche Analyse: Eine objektive Untersuchung des architektonischen Raums. Dabei wird der Zwischenraum in sechs verschiedene Parameter zerlegt (Abb. 34), die einzeln betrachtet werden. „Dieses Zerlegen ermöglicht das Fokussieren eines Aspektes, der in der Einzelbetrachtung klarer lesbar wird.“ (Boettger, 2014, S. 55) Unterstützt wird diese Analyse durch Axonometrien und Pläne des Zwischenraums.
4. Im letzten Kapitel geht es um die Funktionen des Zwischenraums für die BewohnerInnen damals und heute. Anhand von Erzählungen, Geschichten und Beobachtungen untersuche ich die Nachbarschaft. Wo, wie häufig und auf welche Art begegneten sich die BewohnerInnen in den Zwischenräumen damals und wie ist es heute? Die ursprüngliche Nutzung des Raums wird ergründet und Vergleiche zur heutigen Nutzung werden gezogen. Welche baulichen, technischen oder gesellschaftlichen Veränderungen sind im Zwischenraum erkenntlich und wie haben sie diesen beeinflusst? Auf dieser Basis können Schlüsse über die soziale Funktion des Zwischenraums gezogen werden.

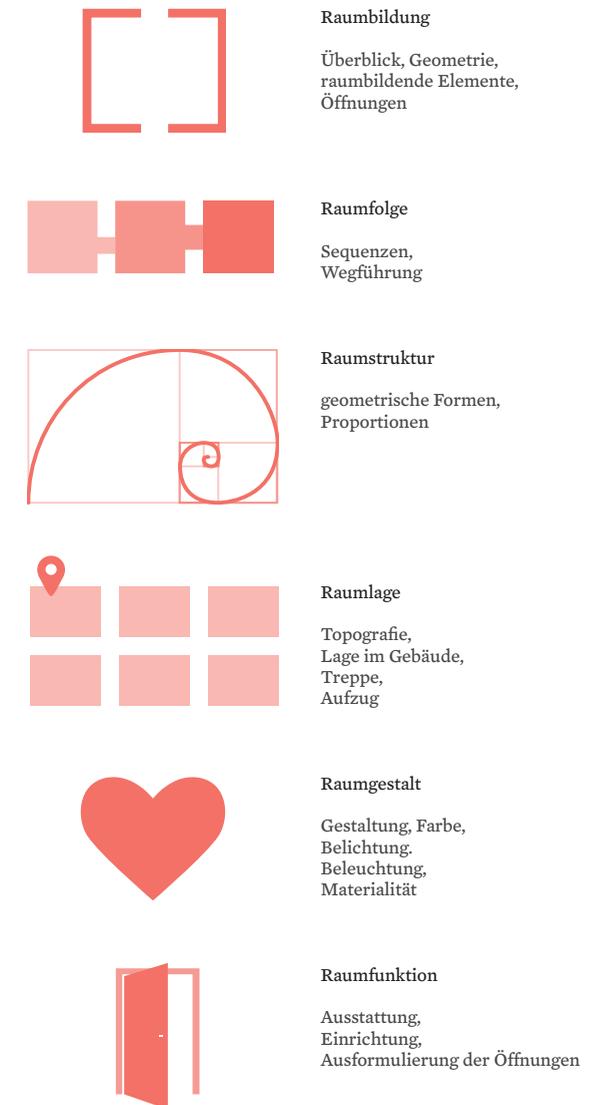


Abb. 34: Parameter der Raumanalyse

I. ARBEITER- MIETSHAUS DER GRÜNDERZEIT

S. 69 Gebäudeauswahl | Fotoessay

S. 76 Räumliche Analyse

S. 84 Begegnung und gelebte Nachbarschaft –
damals und heute

S. 94 Conclusio

S. 95 Konzepte zur Aktivierung

Die Gründerzeit ist die wichtigste Bauperiode Wiens, in der drei Viertel des damaligen Baubestandes erneuert wurden und die Erweiterung der Stadt bis über die 1850 eingemeindeten Vorstädte, die heutigen Bezirke 3-9, den Linienwall und schlussendliche über die 1890 eingemeindeten Vororte hinausreicht. Die Einwohnerzahl stieg von 440 000 auf über zwei Millionen. Die ärmliche Landbevölkerung strebte nach dem neuen Glück in der Stadt, wo sie sich Arbeit in den neuen Fabriken erhoffte. Die prägendsten Bauobjekte in der Zeit der Industrialisierung sind die Fabrik und das Massenmietshaus. Der enorme Bevölkerungszuwachs bedingte ein schnelleres Wachsen der Stadt, das aufgrund von fehlenden Bauordnungen besondere Ausformungen annahm. Außerdem wurde durch die Durchsetzung des kapitalistisch-liberalistischen Systems das Wohnhaus zum Spekulationsobjekt.

Bis heute ist das Stadtbild maßgeblich von den Bauten der Gründerzeit geprägt. Im Straßenbild zeichnen sich die Mietshäuser der Gründerzeit durch ihre vier bis sechsgeschoßige neoklassizistische Fassade und Blockrandbebauung aus. Grundsätzlich lassen sich drei Typen von Wohngebäuden aus dieser Zeit unterscheiden: Das Nobelmietshaus, das bürgerliche Mietshaus und das Arbeitermietshaus. In der Altstadt wurden Häuser abgerissen, neu parzelliert und mehrere größere Nobelmietshäuser erbaut. Das Nobelmietshaus gilt als Weiterentwicklung der klassizistischen Großmietshäuser. Die Herrschaftswohnungen befanden sich längs der Straßenfront, als Reihe von Durchgangszimmern konzipiert und dem Hof abgewandt. Die Haupteinschließung stellte eine großzügige Prachtstiege dar, während die Dienstbotenzimmer, im hinteren Teil des Gebäudes hofseitig orientiert, teilweise noch mit einer eigenen Stiege erschlossen wurden. (Bobek & Lichtenberger, 1978; Spitthöver, 2002)

Im bürgerlichen Mietshaus war der Eingangsbereich geräumig und reich geschmückt. Angrenzend befand sich die Portiersloge, von der aus der Portier die Aufgaben eines Hausmeisters übernahm: Auf- und Zusperrern des Haustors, Auskunft geben, Annahme von Post und Sorge für Recht und Ordnung im Gebäude. Bürgerliche Wohnungen bestanden aus mehreren verbundenen Zimmern, von denen ein bis zwei auf einem Geschoß lagen. Dadurch ergab sich meistens eine Erschließung durch Zweispänner. Im ersten Stock waren die begehrtesten und teuersten Wohnungen zu finden: Die sogenannte Beletage. BewohnerInnen, wie auch Diener und Gäste, durchschritten die Wohnung Raum für Raum. Die Abfolge der Räume war beeinflusst durch zeremonielle Richt-

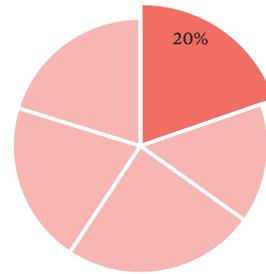


Abb. 35: Der Anteil der Wohnbebauung in Wien aus den Jahren vor 1919 beträgt zirka 20%.

linien, wie auch durch die steigende Privatsphäre – wenn man zu dieser Zeit überhaupt schon von solch einer sprechen kann. Trüby hielt in seiner Dissertation über die Geschichte des Korridors fest, dass die „Beletage (...) als eine Plattform zur Korridor-Verhinderung konzipiert“ wurde. (Trüby, 2011, S. 54) Der Zwischenraum beschränkte sich auf die großzügige Eingangssituation, einer halb gewendelten oder einer aus zwei Läufen und Podest bestehenden Treppe und den Zugängen zu den Wohnungen. (Trüby, 2011)

Das Arbeitermietshaus unterscheidet sich auf den ersten Blick von den bürgerlichen Mietshäusern durch die weniger dekorative Fassade. Der Eingangsbereich verfügt über einfachere Schmuckelemente und keine Portiersloge – wobei der Hausmeister in der nächstgelegenen Wohnung zum Eingang untergebracht war. Wesentlicher Unterschied war die Aufteilung in Kleinstwohnungen, bestehend aus Küche-Zimmer oder Küche-Zimmer-Kabinett, und die daher notwendige Erschließung über einen Korridor. Infrastrukturelle Einrichtungen, wie WC und Wasserleitung, waren im Zwischenraum zur gemeinschaftlichen Nutzung positioniert.

Die bauliche Entwicklung des Wohnhauses hin zum charakteristischen Arbeitermietshaus der Gründerzeit lässt sich anhand des gesellschaftlichen Strukturwandels und den veränderten städtebaulichen Bedingungen erläutern.

GESELLSCHAFTLICHE UND BAULICHE ENTWICKLUNG:

VOM SEITENFLÜGELHAUS ZUM BASSENAHAUS

Das Wien des 17. Jahrhunderts war geprägt von gotischen Giebelhäusern, die nach und nach durch „stattliche barocke Miethäuser, prachtvolle Adelspaläste, Kirchen und Klöster“ ersetzt wurden. In den Vorstädten dominierten Straßentrakter, in denen die Wohnungen der Hausherrn untergebracht waren, mit Seitenflügeln, die „Werkstätten und Ställe sowie Kleinstwohnungen der nichtbürgerlichen Handwerker, Gesellen und Arbeiter

berherbergen“ (Bobek & Lichtenberger, 1978, S. 25): das typische barocke Vorstadthaus. Die Seitenflügel bestanden aus niederen Bauten, oft nur aus Holzbaracken. Das Haus betrat man über ein mittiges Tor, das, durchs Gebäude hindurch, in den Hof führte. Manche Objekte verfügten schon über ein zweites Geschoß, welches über eine enge innen liegende Treppe erschlossen wurde. Eine Familienwohnung als solche bestand nur unter den Bürgerlichen und dem Adel. Während also die Herrschaften im ersten Stock wohnten, waren die Bediensteten im Erdgeschoß beziehungsweise in den Hoftrakten untergebracht.

Im Manufakturzeitalter (1770-1840) lag der Fokus der Bebauung der Altstadt auf öffentlichen Bauten, Universitäten, dem Zentrum des Geschäftslebens, wie auch Palästen und Wohnviertel des Adels. Die unteren Gesellschaftsschichten wurden in die Vorstädte verdrängt. Die Bebauung war dort sehr differenziert aufgrund der kleinen unterschiedlichen Parzellen. Aus dem Typ des *Seitenflügelhauses* entwickelte sich das *Stutzflügelhaus*, welches den „Ursprung des modernen Massenmiethauses“ darstellt. (Bobek & Lichtenberger, 1978, S. 26) Eine möglichst breite Straßenfront wurde angestrebt, wobei der Straßentrakter schon zweigeschoßig ausgeführt wurde. Im Hof gab es gestutzte Seitenflügel, die wie zuvor den Angestellten als Unterkunft dienten und in denen auch die Werkstätten untergebracht waren. Das *Hausrecht* oder auch „Wohnen beim Meister“ verpflichtete den Unternehmer seinen Lehrlingen und Gesellen eine Unterkunft bereit zu stellen. (Hösl & Pirhofer, 1988, S. 26) Dementsprechend

lebte der Großteil der Arbeiter beim Unternehmer. Das Leben im Verband der Familie war den oberen Schichten vorbehalten. Privatsphäre blieb für die große Masse infolgedessen rar. Durch die Grundentlastung 1848 wurde Grund und Boden zur Ware. Bauern und Gewerbetreibende konnten ihren Grund vom Staat kaufen und fortan Besitzer ihres bestellten Grundes werden. Viele verschuldeten sich dadurch beim Adel und Großbürgertum, was sich in einer Macht-Verschiebung vom Staat zum wohlhabenden Teil der Gesellschaft ausdrückte. Die industrielle Revolution lockte immer mehr Menschen in die Stadt und die Wohnungsnachfrage wurde größer. Die bestehenden Wohnungstypen der Stadt wurden weiterentwickelt, um mehr Dichte zu ermöglichen und dahingehend auch eine hohe Rentabilität für die Grundbesitzer zu garantieren. Zuvor war das Haus Existenzgrundlage und Ort für „Werkstätte, Verkaufsräume und Speicher“. (Bobek & Lichtenberger, 1978, S. 30) Nun mutierte das Haus zum Mietobjekt, das alleinig als Einkommensquelle reichte.

In der Frühgründerzeit (1840-1870) wurden die Seitenflügelhäuser und Stutzflügelhäuser aufgestockt und mit *Pawlatschen* zur Erschließung der oberen Geschoße ausgestattet. Durch die hohe Nachfrage von Kleinstwohnungen wurde Wohnraum im Verhältnis zum Lohn immer teurer, was dazu führte, dass MieterInnen ihr Zimmer an zusätzliche Personen, wie unselbstständige Arbeiter und Bettgeher, untervermieteten. In einem Raum wohnten bis zu zehn Personen. Laut der Tabelle in *Wien; Bauliche Gestalt und Entwicklung seit der Mitte des 19. Jahrhunderts*

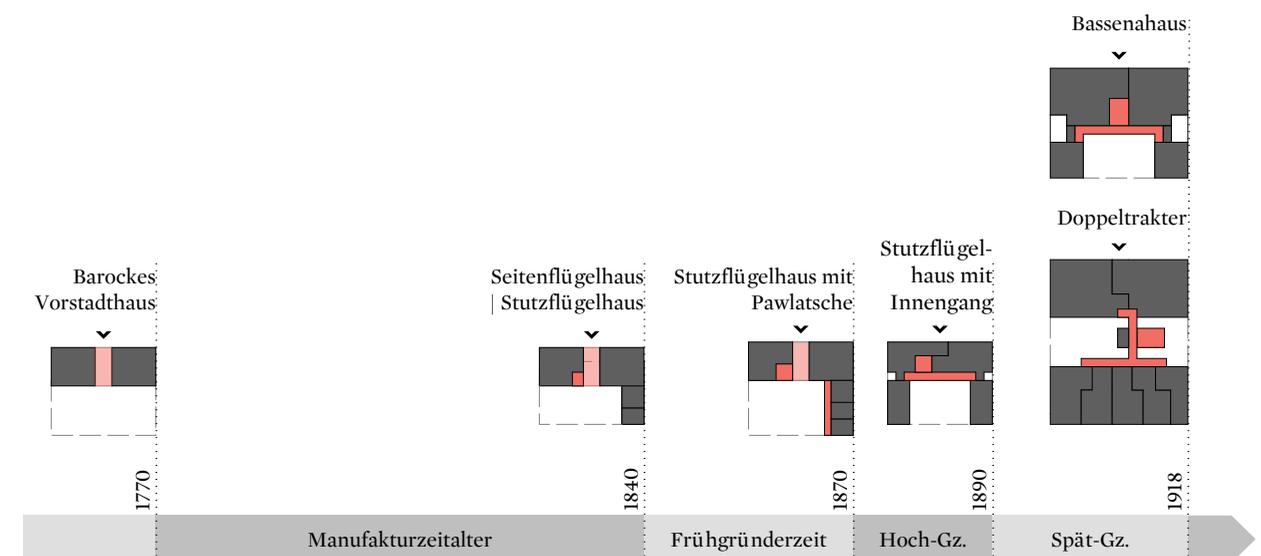


Abb. 36: Entwicklung des Bassenhauses vom barocken Vorstadthaus bis hin zum Bassenahaus als Doppeltrakter.

sind 1869 über 40% der Personen in einem Haushalt familienfremd. (Bobek & Lichtenberger, 1978, S. 35) Die Situation verschlechterte sich zunehmend nach der Gewerbereform 1858, die die gesetzliche Unterbringung der Arbeitnehmer, das *Hausrecht*, außer Kraft setzte. Gesellen und Lehrlinge drängten auf den schon überlasteten Wohnungsmarkt, um aus ihrer Perspektivlosigkeit zu entfliehen. Die Befreiung vom *Wohnen beim Meister* wird in der Literatur als zweischneidiges Schwert beschrieben: Einerseits ermöglichte es ein eigenständigeres Leben. Andererseits war die Qualität der Wohnräume am freien Markt nicht unbedingt besser, wodurch eine Verschlechterung der Wohnverhältnisse nicht verhindert wurde.

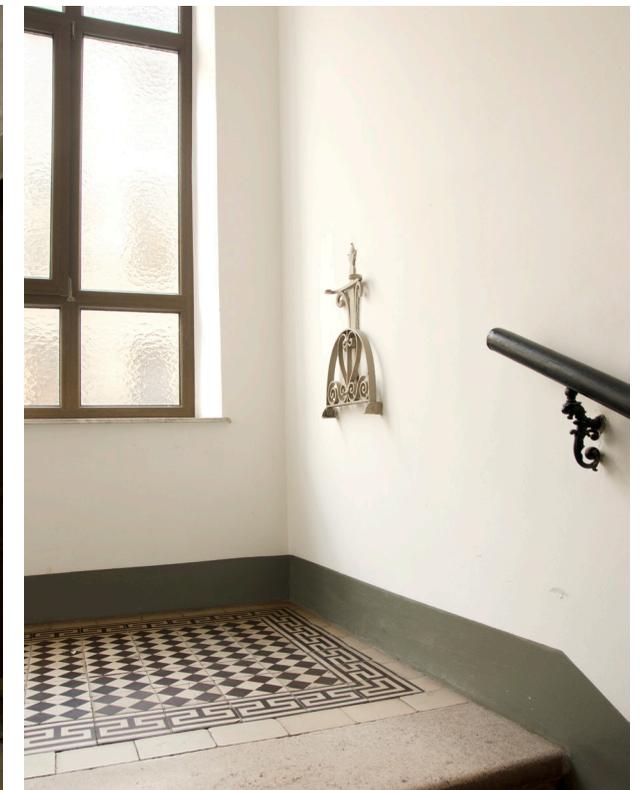
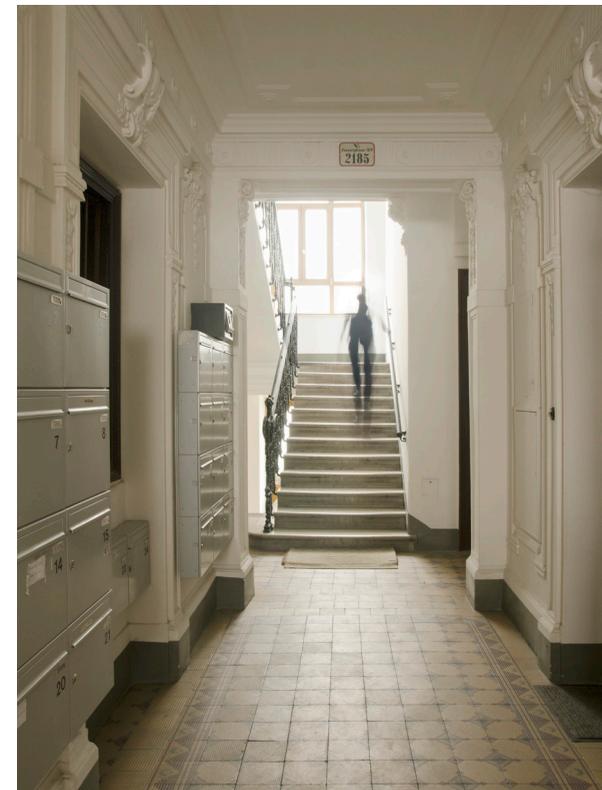
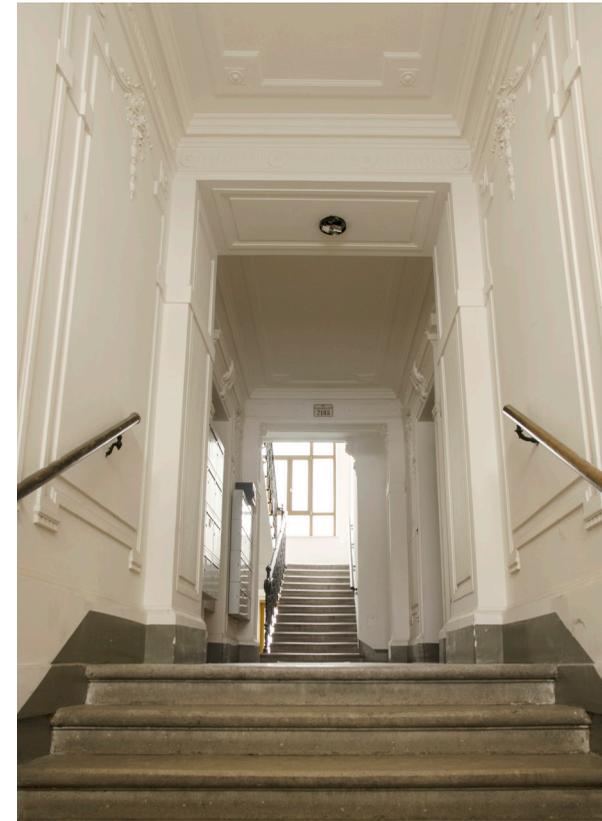
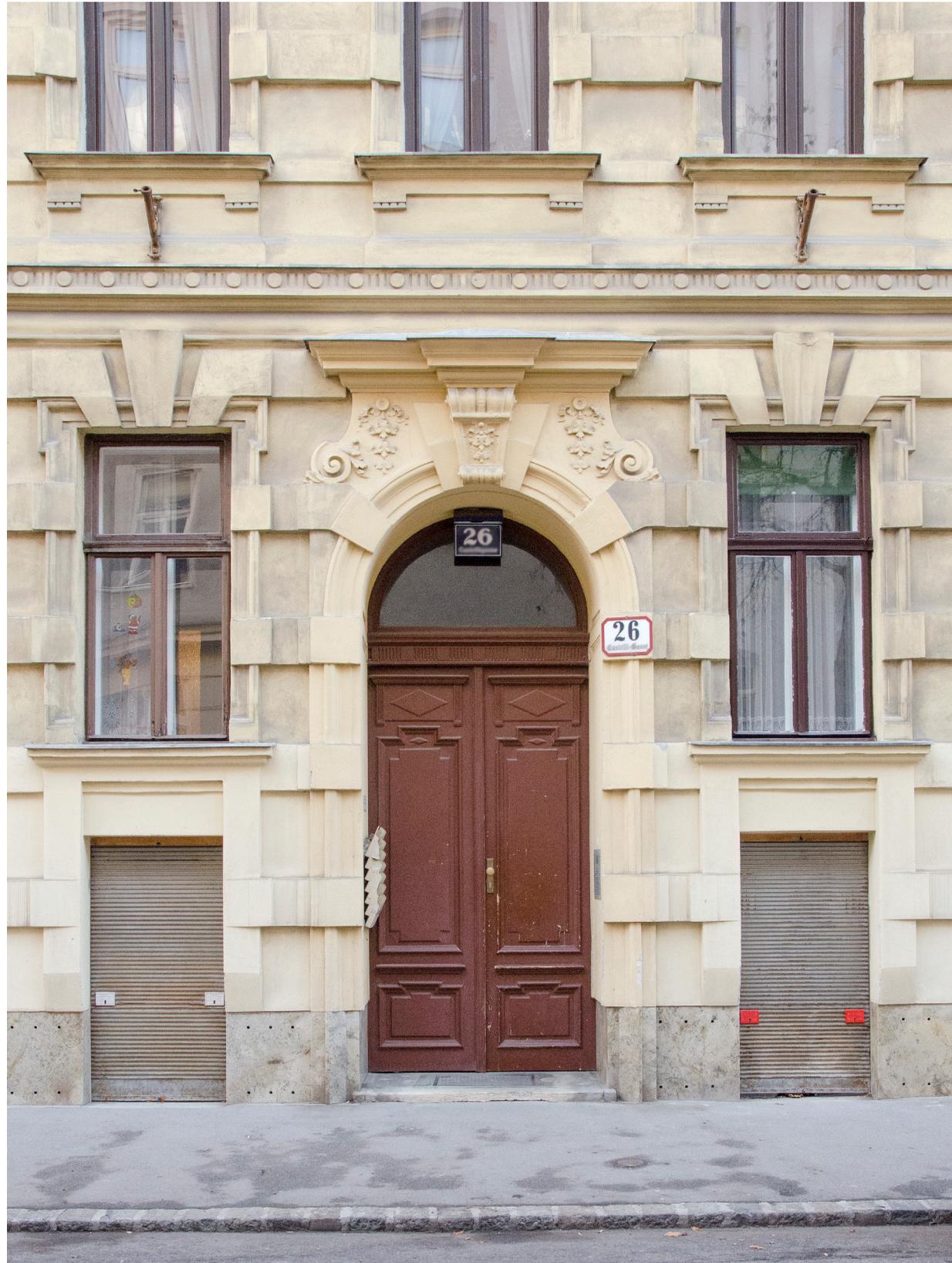
Erst in der Hochgründerzeit (1870-1890) resultierte der überlastete Wohnungsmarkt in einen Bauboom. In den Vorstädten führte man weitere Aufstockungen der Seitenflügelhäuser durch und vermehrt auch Aufstockungen der hinteren Trakte. In Folge des grausamen Ringtheaterbrandes erließ man 1883 eine erneute Novellierung der Bauordnung, die unter anderem fortan Pawlatschen verbot. Bestehende Wohnbauten mussten daher durch zusätzliche Stiegenhäuser erweitert werden. Über eng gewendelte Treppen erschloss man meistens ein bis zwei Wohnungen pro Geschoß. Kurze Korridore wurden teilweise schon in den Straßentrakten hofseitig eingesetzt, um eine ökonomischere Erschließung zu generieren. Die Pawlatsche, der Vorläufer des Korridors, wanderte sozusagen ins Gebäudeinnere. Zwei gespiegelte Stutzflügelhäuser wurden oft zu einem *Pseudowohnhof* vereint. Häuser wurden aber auch komplett abgerissen, Parzellen vereint und größere Strukturen mit Vorder- und Hinterhaustypologien bebaut. Die Fabriken wurden im Hinterhof angesiedelt, was die Weiterentwicklung des traditionellen Gewerbehäuses der Vorstadt darstellte – mit dem Unterschied, dass die Arbeiter nun nicht mehr im selben Haus wohnten. In den Vorstadthäusern spiegelte sich die strenge Gliederung der Gesellschaft wieder. Der soziale Status nahm von der Straße zum Hof ab. Die Vorderhäuser wurden vom Bürgertum bewohnt und waren in größere Wohneinheiten gegliedert. Die Hinterhäuser wurden von den ArbeiterInnen und ihren UntermieterInnen in Kleinstwohnungen bewohnt. Das Bürgertum sah in den „neuen

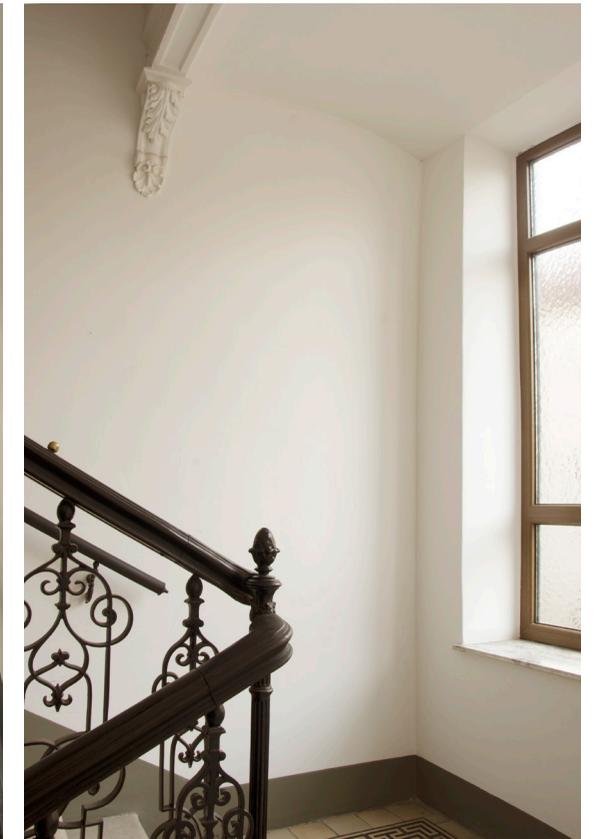
sozial-gemischten Häusern“ eine Gefahr bei der „Vermischung der Kinder“ und verspürte den „Wunsch den Pöbel zu verdrängen“. (Hösl & Pirhofer, 1988, S. 49) Der Klassenkampf war deutlich zu spüren. Durch die große Wohnungsnachfrage verfügten die Hausbesitzer immer mehr Macht über die MieterInnen. Mietpreise wurden irrational erhöht, sowie Mietbedingungen jeglicher Art eingeführt. Viele Arbeiter wurden dadurch aus den Vorstädten in „eintönige Mietskasernenviertel im Rasterschema“ gedrängt – wie beispielsweise ins heutige Rudolfsheim-Fünfhaus und Ottakring. (Hösl & Pirhofer, 1988, S. 49) Es entstanden hier bürgerliche Mietshäuser, durch den Mangel an mittelgroßen Wohnungen in den Vorstädten. Hauptsächlich aber siedelten sich hier die Arbeiter in Mietskasernen mit Kleinstwohnungen an: der *Bassenatyp* entstand. Der Bassenatyp ist gekennzeichnet durch den Zutritt der einzelnen Wohneinheiten über einen verbindenden Gang. Eine Wohneinheit bestand aus Küche-Zimmer oder Küche-Zimmer-Kabinett. Wasserentnahmestelle befand sich im Erdgeschoß oder im Hof und Aborte für das gesamte Stockwerk kollektiv im hofseitigen Gang, der wegen der angrenzenden Küchen auch Küchengang genannt wird.

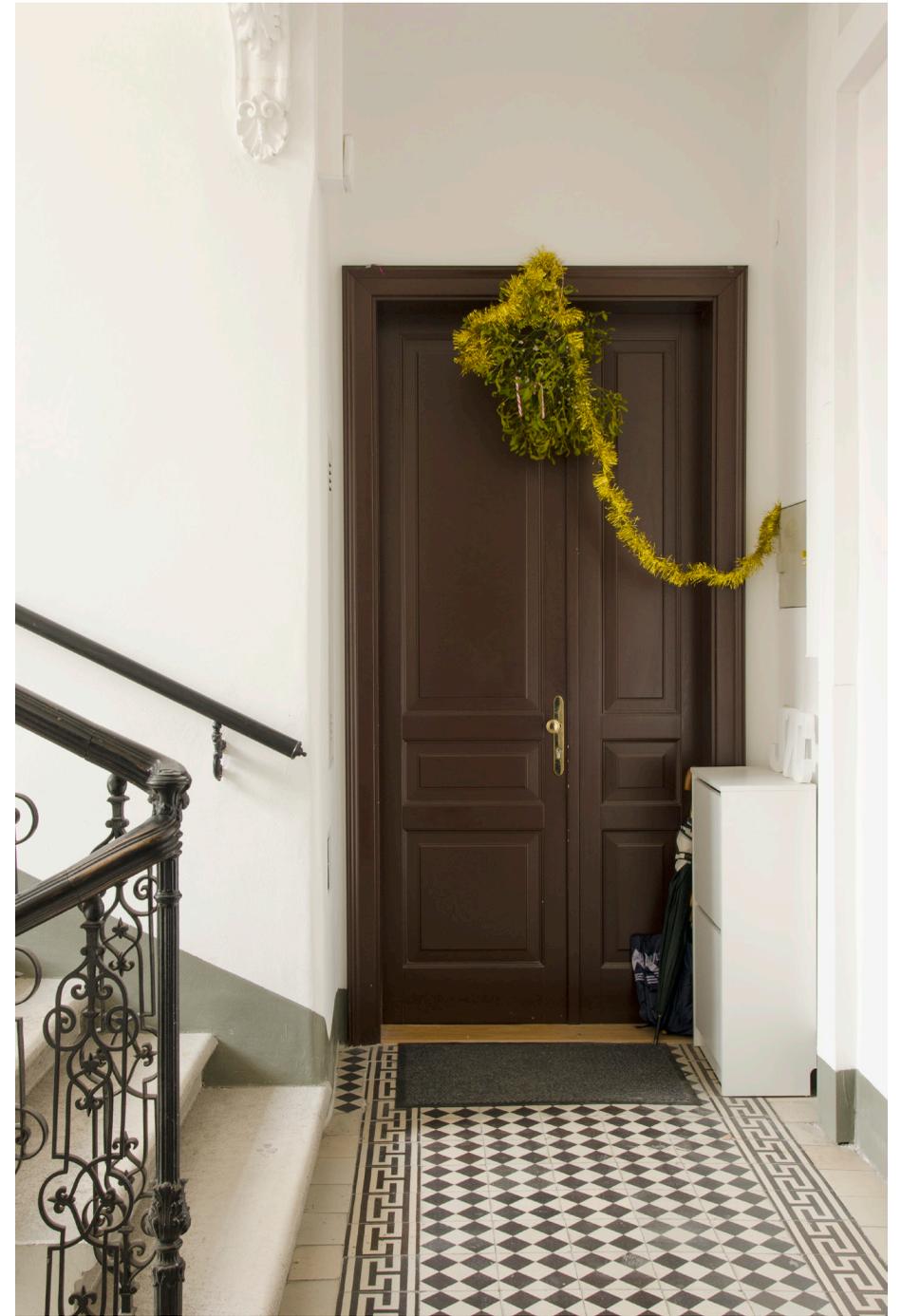
In der Spätgründerzeit (1890-1918) erfolgten erneute Gebäudeerweiterungen, durch Hinzufügen von zusätzlichen Trakten in den Höfen. In Folge stieg die Flächennutzung auf 85%, die Grundrisse wurden verschachtelter und Lichthöfe wurden notwendig, um Belichtung und Belüftung noch gewährleisten zu können. Mit der Zunahme des Verkehrs auf den Straßen verschob sich die gesellschaftliche Gliederung im Wohnhaus. In den späten Bassenahäusern gab es eine gleichmäßige Verteilung von mittelgroßen Wohneinheiten und Kleinstwohnungen im vorderen und hinteren Trakt des Hauses. Umbauten wurden Ende des 19. Jahrhunderts bereits durchgeführt, um den neuen hygienischen Standards zu entsprechen. Die gemeinschaftliche Wasserentnahmestelle und die Aborte am Gang wurden in den Wohnungsverband eingegliedert. Demzufolge konnte man erstmals von der Wohnung als abgeschlossene und vollständige Einheit sprechen. Potentielle Orte der Begegnung in den Zwischenräumen des Hauses verschwanden zunehmend aus dem Alltag der Menschen. (Bobek & Lichtenberger, 1978; Hösl & Pirhofer, 1988; Spitthöver, 2002)

GEBÄUDEAUSWAHL FOTOESSAY

Stellvertretend für das gründerzeitliche Arbeitermietshaus wird hier ein Wohnhaus in Margareten, dem 5. Wiener Gemeindebezirk, analysiert. Das Gebäude wurde Ende des 19. Jahrhunderts als Bassenahaus auf einer sehr beengten Parzelle erbaut, charakteristisch für diese Zeit. Die Grundfläche von etwa 500 m² wird zu mehr als 70% bebaut, während sich die unbebaute Fläche im Inneren des gründerzeitlichen Blocks befindet. Das Bauvolumen, mit einer Ausdehnung von 20 mal 18 Meter, orientiert sich einerseits zur Straße und andererseits zum Hof und wird von zwei Lichthöfen durchdrungen, an denen sich Nebenflächen anordnen. Die folgenden Bilder zeigen den Zwischenraum des Hauses aus der Perspektive einer/s BewohnerIn am Weg nach Hause. (es folgen: Abb. 37-46)







RÄUMLICHE ANALYSE

RAUMBILDUNG | BEGRENZUNG

Der Zwischenraum des vorliegenden Gebäudes ist ein zusammenhängendes Raumgefüge, das eine Achse von Straße zu Hof bildet und einen horizontalen Raum in der Mitte des Gebäudes aufspannt, der alle Geschosse erreicht. Es ist ein nach außen geschlossenes Raumgefüge, das nach innen jedoch keine trennenden Elemente, wie Türen, die den Zwischenraum in klare Abschnitte teilen würden, verfügt. Ein Sichtbezug vom Treppenabsatz bis in die oberen Geschosse ist durch das schmale längliche Treppenauge bedingt möglich. (Abb. 47)

Der Zutritt zum Gebäude ist an zwei Punkten möglich: Straßenseitig liegt der Haupteingang, hofseitig eine weitere Tür. In jedem Geschoss sind mindestens drei bis

sechs Wohnungstüren, durch die man den Zwischenraum wieder verlässt.

Der als Wegraum ausgeführte Zwischenraum ist stets von Mauern begrenzt, die eine Vielzahl an Türen und teilweise Fenstern aufweist. Die Türen sind blickdicht und bilden somit einen Abschluss des Raums, der keinen Bezug zu den dahinter liegenden Wohnungen hat. Die Doppelflügeltüren sind breit und hoch, wie für den Altbau kennzeichnend. Zweimal sind auch Fenster an der Grenze von Zwischenraum zu Wohnung positioniert. Sie sind transluzent und erlauben einen gewissen Austausch der beiden Räume, durch Licht, Geräusch und Geruch. Der vertikale Bereich, das Stiegenhaus, wird von großen, hofseitigen Fenstern erhellt und belüftet. (Abb. 48)

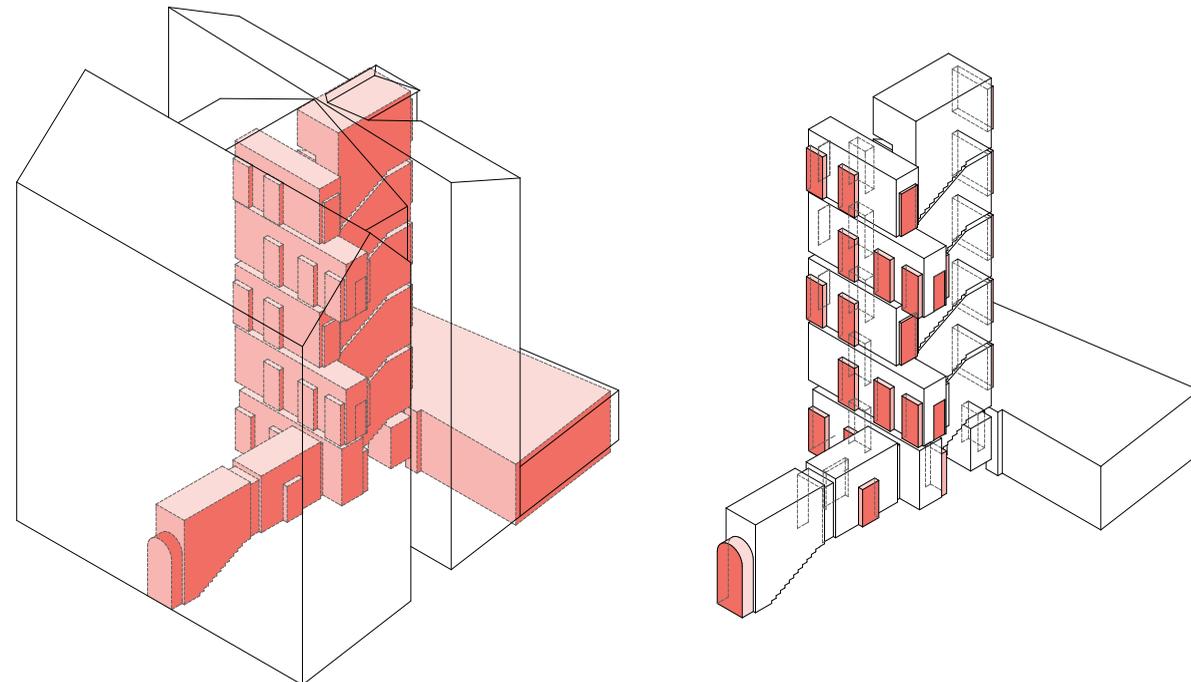


Abb. 47: Gebäudevolumen mit eingeschriebenem Zwischenraum. Abb. 48: Zwischenraum mit Öffnungen.

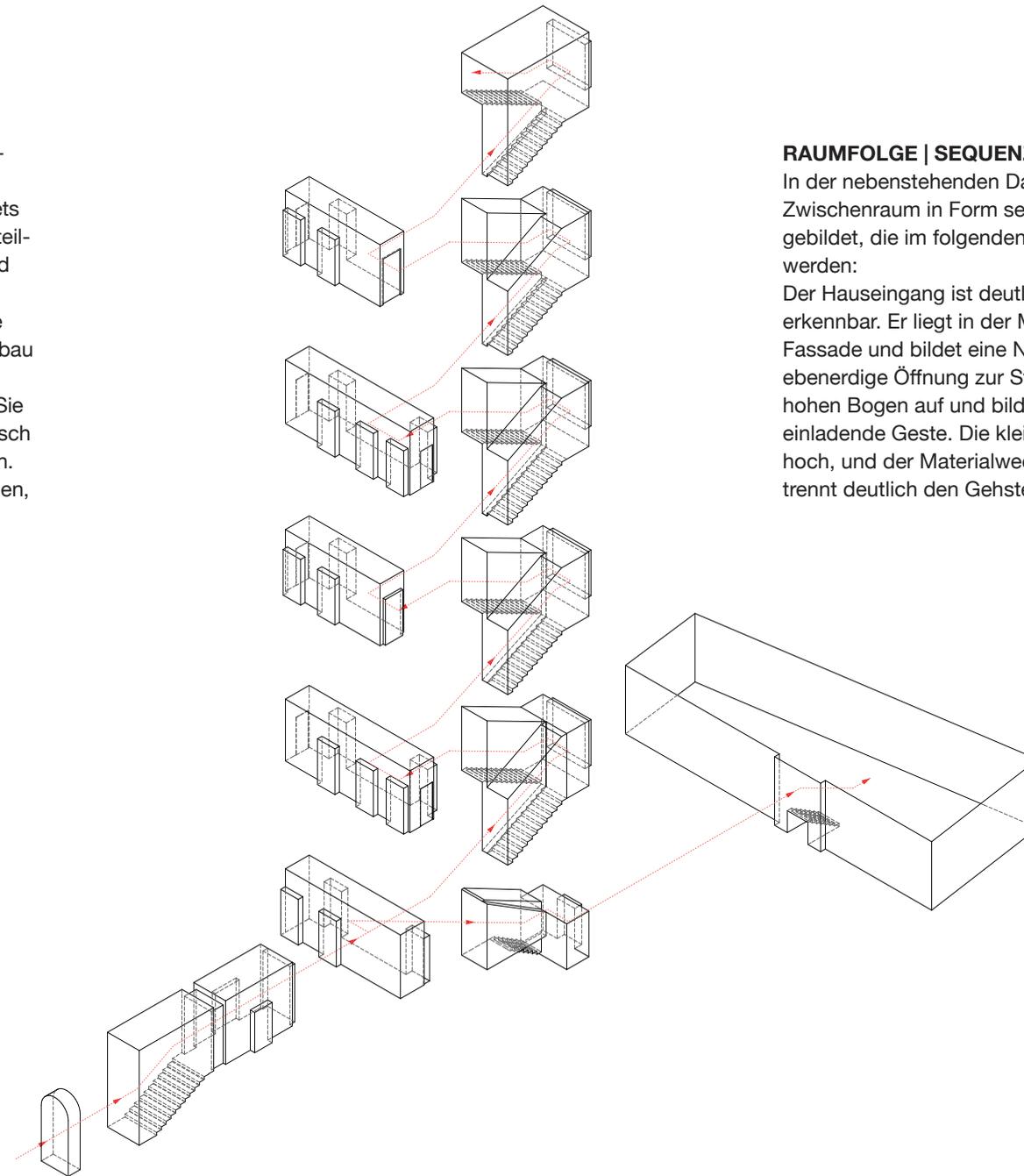


Abb. 49: Der Zwischenraum als Explosionszeichnung – geteilt in seine einzelnen Sequenzen.

RAUMFOLGE | SEQUENZ

In der nebenstehenden Darstellung (Abb.49) ist der Zwischenraum in Form seiner einzelnen Sequenzen abgebildet, die im folgenden Abschnitt genauer analysiert werden:

Der Hauseingang ist deutlich von der Straße aus erkennbar. Er liegt in der Mitte der symmetrischen Fassade und bildet eine Nische. Als einzige beinahe ebenerdige Öffnung zur Straße hin, spannt er einen hohen Bogen auf und bildet somit eine Art Vordach, als einladende Geste. Die kleine Stufe, etwa vier Zentimeter hoch, und der Materialwechsel, von Asphalt auf Stein, trennt deutlich den Gehsteig vom Hauseingang.

Öffnet man die schmale, hohe Holztüre erreicht man den ersten Raum des *Dazwischens* – den Eingangsbereich. Der Raum ist lang und in Blickrichtung gerichtet, was durch die Aufteilung auf zwei mit Stufen verbundenen Ebenen verstärkt wird. Die Raumhöhe verjüngt sich über die Treppe von etwa 5 auf 3,50 Meter. Eine Blickbeziehung von der Eingangstüre, durch die gesamte Sequenz zur nächsten, ist gegeben. (Abb. 50)

Die nächste Sequenz spiegelt die Verteilerfläche des Erdgeschoßes, beziehungsweise des Parterres, wider. Der Weg zurück durch den Hauseingang, nach oben die Treppen hinauf und auch nach unten in den Keller und den Hof stehen zur Auswahl. Die Bewegungslinie teilt sich in zwei Stränge. Die Bewegung nach oben stellt jedoch die intuitivere und stärkere dar, da der zuvor zurück gelegte Weg schon darauf vorbereitet. Ebenfalls befinden sich hier fünf Türen, die erste Wohnungen und ein Gang-WC erschließen. (Abb. 51)

Folgt man nun der untergeordneten Bewegungslinie wird man wieder Stufen hinabgeleitet zu einem kleineren Vorbereich, an dem sich der Weg gabelt. Der Blick ist hier aber zur Türe gerichtet, die in den gemeinsamen Hof führt. Eine weitere, aber versperrte, Tür führt in den Kellerraum. (Abb. 52)

Der Hof stellt den größten Zwischenraum des Grundstückes dar. Von der einen Seite wird er durch das Gebäude selbst gebildet. Die anderen drei Seiten werden von Mauern begrenzt. Der Zugang erfolgt mittig über zehn Stufen nach unten. Es gibt keinen weiteren Zugang. (Abb. 53)

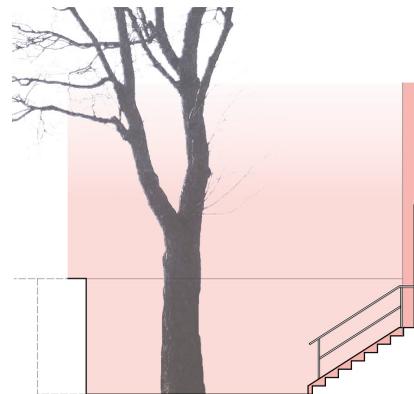
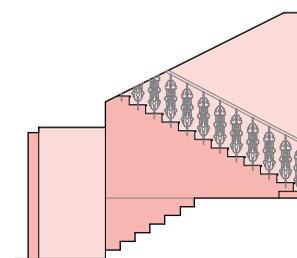
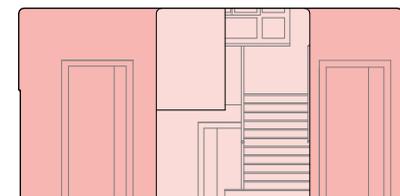
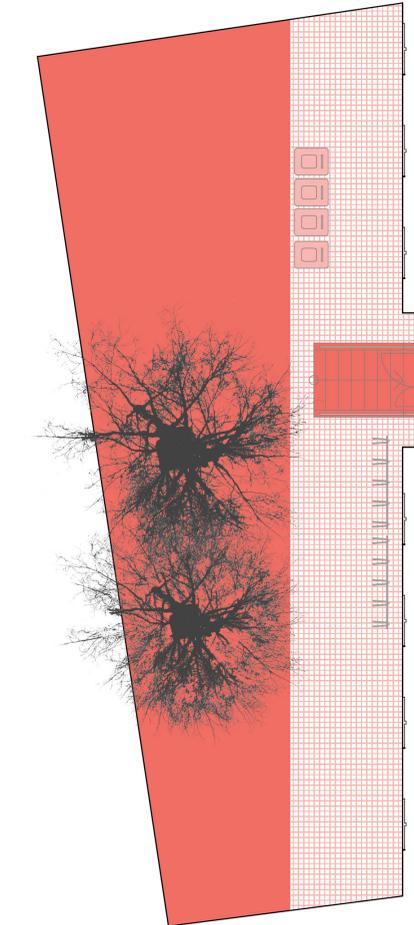
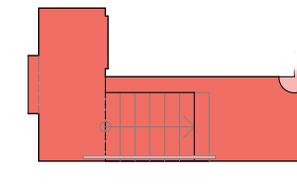
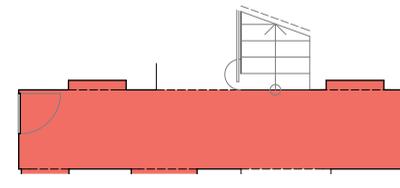
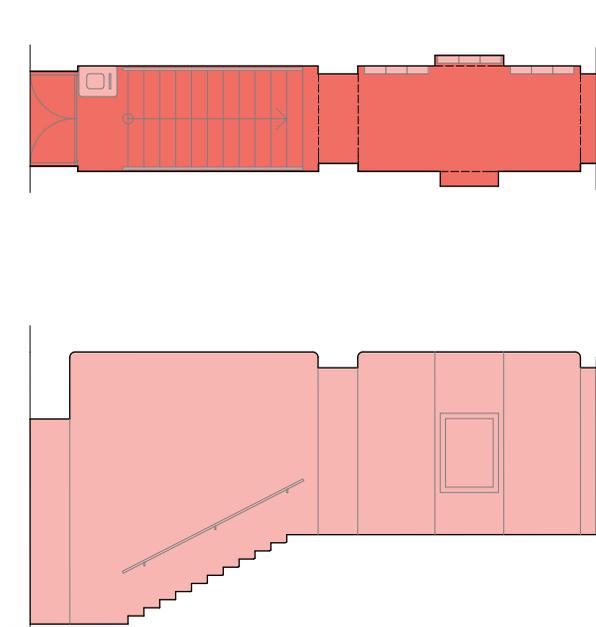


Abb. 50: Sequenz Eingangsbereich.

Abb. 51: Sequenz Parterre.

Abb. 52: Sequenz Parterre – Abgang Richtung Hof.

Abb. 53: Sequenz Hof.



Folgt man der übergeordneten Bewegungslinie, von der Ausgangssituation im Parterre, liegt das Treppenhaus als nächste Sequenz vor. Im Treppenhaus kommt es zur wiederholten Richtungsänderung, durch die zweiläufige Treppe mit Podest. Der erste Lauf folgt der Richtung der ersten Sequenz und steuert auf das große Fenster beim Podest zu. Hier erfolgt eine Richtungsänderung um 180° und der zweite Treppenlauf beginnt. Diese vertikal drehende Bewegungslinie wiederholt sich fünfmal, um schlussendlich an einer Türe halt zu machen. (Abb. 54)

Nach zwei Treppenläufen wird die Treppenhaus-Sequenz jeweils durch die Regelgeschoß-Sequenz, welche die jeweiligen Gangflächen in den Geschossen darstellt, unterbrochen. Man betritt die langgestreckte Sequenz mittig und der Raum weist keine klare Richtung auf. Es gibt bis zu fünf große zweiflügelige Türen an den langen Seiten des langgestreckten rechteckigen Raums: Die Wohnungstüren. In manchen Geschossen sind auch zwei kleinere Türen an den kurzen Seiten verortet: Die ehemaligen Gang-WCs. (Abb. 55)

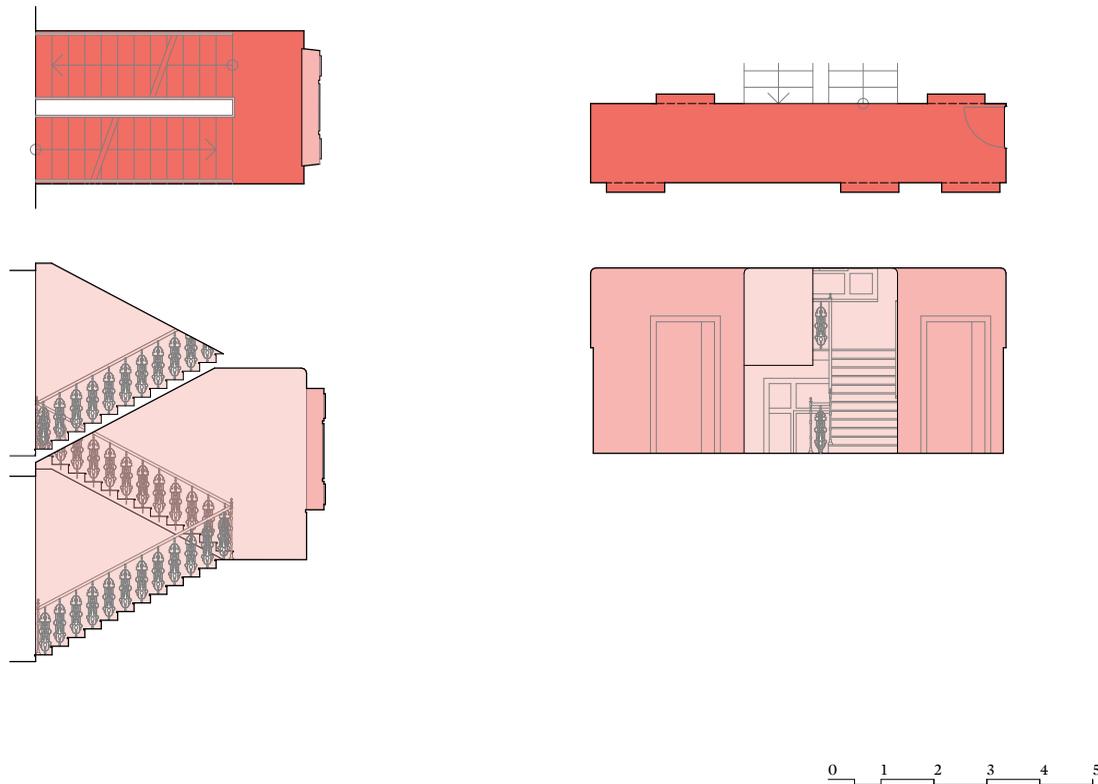


Abb. 54: Sequenz Treppenhaus – hier dargestellt: Parterre zu Mezzanin.

Abb. 55: Sequenz Regelgeschoß – hier dargestellt: Mezzanin.

RAUMSTRUKTUR | GEOMETRIE

Das Wohnhaus verfügt über etwa 1420 m² Nutzfläche und 200 m² Zwischenraum auf vier Geschossen. In etwa 14% der Gebäudeflächen entfallen auf Zwischenräume, die als Erschließungsfläche genutzt werden. Nicht mit einberechnet, aber von allen begeh- und benutzbar, sind die Flächen des Hofes und des Dachbodens.

Der Zwischenraum bildet im Grundriss des Erdgeschoßes ein deutliches Kreuz aus. Die zwei sich orthogonal verscheidenden Achsen treffen sich im Mittelpunkt des Grundstückes. In den oberen Geschossen ist das Kreuz abgestumpft und bildet sozusagen ein verkehrtes T. Die Teilstücke der Gänge in den oberen Geschossen liegen parallel zur Gasse.

Die Geometrie der einzelnen Sequenzen ist sehr ähnlich. Die Volumina ergeben stets einen Quader, deren Länge die Höhe um einiges überragt. Die Raumvolumina sind, im Verhältnis zur Breite und zum menschlichen Körper, hoch. Es ergeben sich längliche, schmale und hohe Quader. Die Form ist dadurch deutlich gerichtet.

RAUMLAGE | TOPOGRAPHIE

Der Zwischenraum zieht sich als Erschließung durch alle Geschosse, wobei die Gangsequenzen immer direkt übereinanderliegen und der Geschoßebene zuzuordnen sind. Das Erdgeschoß hingegen erstreckt sich über drei unterschiedliche Ebenen, deren Höhenunterschied durch Treppen bewältigt wird. Der Eingangsbereich ist auf zwei Ebenen aufgeteilt. Die Raumhöhe verringert sich dadurch von über 5 auf 3,50 Meter.

Das Stiegenhaus liegt in der Mitte des Gebäudes, angrenzend an die Hoffassade, und besteht aus zweiläufigen Treppen. Beim Hinaufsteigen der Treppen ergibt sich ein klarer Rhythmus. Die Podeste bekommen dabei durch die große Belichtungsfläche, große Aufmerksamkeit.

RAUMGESTALT | MATERIALITÄT

Die natürliche Belichtung ist im Erdgeschoß sehr schwach, wird aber in den oberen Geschossen, besonders bei den Podesten, sehr kraftvoll. Bei den beiden Eingängen ist ein Oberlicht vorhanden, das etwas Licht ins Erdgeschoß bringt. Besonders die Bereiche auf den Podesten sind erhellt. Je weiter man in die oberen Geschosse empor steigt, umso mehr Licht dringt bis in die Gangflächen der Geschosse hinein.

Die künstliche Beleuchtung ist sparsam eingesetzt und erzeugt ein orange-rotes, dumpfes Licht. In den Regelgeschossen gibt es eine mittig gesetzte Lichtquelle. Die Podeste und Stiegenläufe verfügen über keine künstliche Beleuchtung. Kontraste sind arm und die

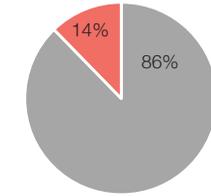


Abb. 56: Verhältnis der Nutzfläche (grau) zur Fläche des Zwischenraums (farbig).

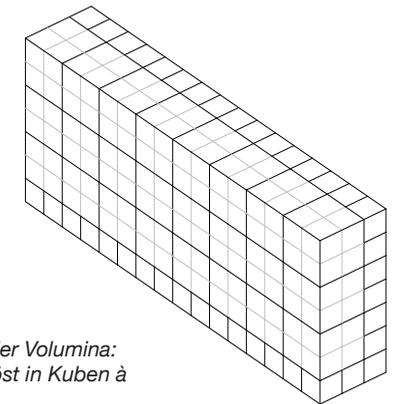


Abb. 57: Geometrie der Volumina: Gangvolumen aufgelöst in Kuben à 50 x 50 cm.

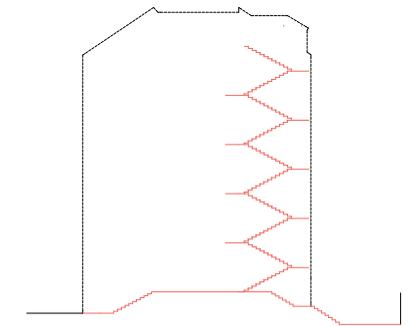


Abb. 58: Topografie des Zwischenraums.

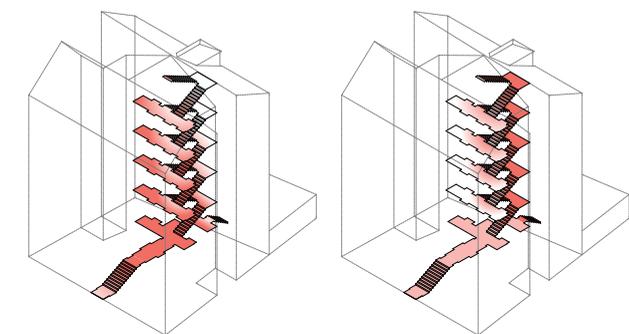


Abb. 59: Belichtung (links) und künstliche Beleuchtung (rechts) im Zwischenraum: Axonometrie mit Darstellung der Helligkeit durch Weiß und der Dunkelheit durch Farbe.



Abb. 60: Oberflächen im Zwischenraum.

Atmosphäre schummrig. Im Hof und im Dachboden gibt es keine künstliche Beleuchtung. Nachts sind diese Bereiche deshalb sehr dunkel und quasi unbenutzbar.

In den Räumen hallt es teilweise – besonders im Parterre.

Die Wände im Eingangsbereich sind weiß und durch Stuck geschmückt, während die Wände in den oberen Geschoßen nur weiß und kahl sind. Die Decke ist durch eine Hohlkehle mit den Wänden verbunden. Die Sockelzone, bis etwa 20 cm über der Fußbodenoberkante, ist mit einem leicht waschbaren dunklen Anstrich versehen. Die Böden sind mit den in der Wiener Gründerzeit typischen Ornamentfliesen in schwarz-weiß ausgestattet. Die Stiegen sind aus Stein. Alle Oberflächen sind glatt und kalt.

RAUMFUNKTION | EINRICHTUNG

In der Nische der Eingangstüre, an der Außenseite des Gebäudes, sind seitlich Fächer aus Plastik für etwaige Werbeprospekte montiert. An der gegenüberliegenden Seite befindet sich die Gegensprechanlage. Die Eingangstüre ist verschlossen. Sie bildet also nicht nur eine klare Abgrenzung zwischen Innen und Außen, sondern auch zwischen der öffentlichen Straße und dem halböffentlichen Wohnhaus. Außenstehenden ist der Zutritt verschlossen und nur durch die Kontaktaufnahme mit BewohnerInnen, über die Gegensprechanlage, möglich. Im Inneren ist direkt neben der Türe eine Altpapier-tonne platziert. Die hölzernen Handläufe führen uns den ersten Treppenlauf nach oben. An der linken Seite sind die hellgrauen, metallenen Postkästen der BewohnerInnen montiert. Dazwischen liegt ein vergittertes Fenster zu einer Wohnung und gegenüber ein Wohnungseingang. (Abb.61)



Abb. 61: Eingangsbereich mit Postkästen und Fenster zu einer Wohnung.



Abb. 62: Charakteristisches Stiegingeländer der Gründerzeit.



Abb. 63: Handlauf

Ein dunkler Fußabstreifer liegt vor dem Treppenabsatz. Ebenso ist ein länglicher Fußabstreifer zwischen zwei schräg gegenüberliegenden Wohnungstüren vorzufinden. Eine Pinnwand mit wichtigen Ankündigungen und Informationen für die BewohnerInnen ist hier im Parterre angebracht. Eine gerahmte Tafel mit den angebrachten Namensschildern früherer BewohnerInnen erinnert an die Zeit ohne Gegensprechanlage.

Das Stiegingeländer ist sehr charakteristisch für die Häuser der Gründerzeit. Zum Stiegenauge hin findet man ein schwarz lackiertes Geländer aus Schmiedeeisen vor, dessen oberer Handlauf aus Holz ist. An der Wandseite ist ein hölzerner Handlauf montiert. (Abb. 62 und 63) Die noch originalen Wohnungstüren sind aus dunkel gestrichenem Holz. Sie sind als Holzrahmenkonstruktionen ausgeführt, die oberen Felder sind teilweise mit Glas versehen und vergittert. Die Doppelflügeltüren nehmen durch ihre Größe eine bewichtige Rolle im Gang ein. An den Türrahmen sind oft schmiedeeiserne Kleiderhaken befestigt. (Abb. 64) Mehrfach findet man auch metallene kleine Postkästen an der Innenseite des Türrahmens.

Bei zwei Podesten ist das historische Element zum damaligen Abstellen des Wasserkübels zu sehen. (Abb. 65) Das schmiedeeiserne Element ist in einem Grau-Beige-Ton lackiert und funktionsfähig. Es sind keine weiteren fixen Einrichtungsgegenstände im Stiegenhaus vorzufinden.

Besonders auffällig ist die ausgeprägtere Aneignung bei Wohnungstüren, die in einer Nische liegen, im Gegensatz zu den Türen, die direkt an der Treppe liegen. Die BewohnerInnen des Hauses haben sich ihre Eingänge durch Türschmuck, Fußmatten, Spiegel, kleine Tische und Schuhregale angeeignet.

Die Tür zum Hof ist ebenfalls eine Doppelflügeltüre, jedoch jüngeren Alters. Die Stufen zum Hof sind aus Beton und nur mit einem einfachen Drahrahmen versehen. Im Hof herrscht eine klare Ordnung: rechts die Mülltonnen, links die Fahrräder. Entlang der Hauswand liegt ein gepflasterter Weg, während zur Hofumgrenzungsmauer ein verwilderter Grünstreifen angelegt ist. Dort stehen zwei große Laubbäume, die mit Efeu bewachsen sind, und je nach Jahreszeit mehr oder weniger Sonnenlicht in den Hof eindringen lassen. (Abb.66)

Die räumliche Analyse zeigte den Ist-Zustand des Gebäudes im Detail auf. Im nächsten Kapitel soll der Bezug zum Nutzer aufgebaut werden. Die BewohnerInnen erleben Zwischenräume durch Begegnungen und Aneignung.



Abb. 64: Haken am Türrahmen.



Abb. 65: Historische Wasserkübelablage.



Abb. 66: Hof mit Fahrradständern und Mülltonnen.

BEGEGNUNG UND GELEBTE NACHBARSCHAFT – DAMALS UND HEUTE

„Kennan sie sich vurstellen, das Zimmer im 2. Stock is jeden Sonntag ausgramt worden, das ganze Haus is zu uns kummen, mit Sesseln und aufgestellt san die zwa Kasten und da is a Vurhang gspannt worden und da is Theater gspüt worden, die ganzen Kinder warn do, (...) vom ganzen Haus sans kummen, a vom Gegenüber-Haus ... da hams gspüt also primitiv, da is a Vorhang vorzogn worn (...).“

(John, 1982, S. 74)

Die Baustruktur der Gründerzeit Wiens ist nun schon zwischen 100 und 170 Jahre alt und wurde dementsprechend oft umgebaut, saniert, erweitert und aufgewertet. Technische Errungenschaften und Anhebung des Wohnstandards führten zu baulichen Änderungen. Doch nicht nur baulich transformieren sich die Häuser, sondern auch auf gesellschaftlicher und zwischenmenschlicher Ebene hat sich in der Zeit des Bestehens einiges verändert. Im Folgenden Abschnitt wird der Kontext technischer und gesellschaftlicher Normen in Bezug auf das Zusammenleben von HausbewohnerInnen analysiert und Vergleiche zwischen damals und heute gezogen.

METHODIK

„Die Tante is amoi kommen, da hat meine Schwester geheiratet, und mir ham ja nur des Zimmer und Küche ghabt, und da hamma aus Zimmer und Küche ollas hinaustrogen in die Waschküche, ollas, Betten und Kästen, ollas, was hoit im Zimmer woar, an Tisch hammase behoitn, vom Wirtshaus ham ma se Tisch und Sessel borgt und san die Gäste gessen und in der Küche, da war so a Gestellt, wor a Faß Bier angschlag, dort hams söba des Bier eingschenkt, a poor Flaschen Wein ham ma ghobt, den Wein hob i ausgeschenkt, (...) (John, 1982, S. 71, 72)

Als Grundlage für die Annahmen zur damaligen Rolle des Zwischenraums, dienten mir die Werke *Hausherrenmacht und Mieterelend 1890-1923* von Michael John, *Massenwohnen in der Gründerzeit* von Hösl und Pierhofer und *Geschichte der Freiräume im Mietgeschosswohnungsbau* von Spitthöver, die alle mit Wohnbefahrungen gearbeitet haben. „Der Begriff Wohnbefahrung bezeichnet den Bereich der subjektiven Perception des Wohnens. Erkenntnisse darüber sind ein Beitrag zur Information über die alltägliche Lebensweise der Unterschicht.“ (John, 1982, S. 27) Methodisch nähern sich diese Arbeiten der *Oral History*¹⁷ an. Um Nachbarschaft zu verstehen oder zu beschreiben, braucht es den Bezug zum Subjekt, also persönliche Geschichten. Zahlen und Fakten sind weniger aussagekräftig für das Erfassen von zwischenmenschlichen Beziehungen, wie beispielsweise die damalige Anzahl der BewohnerInnen einer Küche-Zimmer-Wohnung. Die Bedeutung von Zahlen für die Gesellschaft muss

erst durch direkte Informationen, also Geschichten aus dem Leben Einzelner, ergründet werden, um sie interpretieren zu können. Besonders für die Gründerzeit ist die *Oral History* von Bedeutung, da das Leben der Arbeiterklasse nur wenig dokumentiert wurde. Auch wenn für die historische Darstellung der Nachbarschaft nicht das analysierte Wohnhaus Grundlage der Angaben ist, lassen sich daraus relevante Schlüsse ziehen. Die Beschreibung der historischen Nachbarschaft aus der Literatur wird als damals durchschnittlich angenommen und dient als Basis zum Vergleich mit der heutigen. Die heutige Rolle des Zwischenraums basiert auf Besuchen im analysierten Arbeitermietshaus, bei denen Gespräche mit den BewohnerInnen geführt wurden. Darüber hinaus wurde ein Glühweinabend für alle HausbewohnerInnen organisiert, bei dem anhand eines Fragebogens die Leute interviewt wurden und ihre Geschichten zum Haus und zum Zwischenraum erfasst wurden. Die Vergleiche sind nach Thematiken gegliedert, die sich aufgrund der Ergebnisse als sinnvoll erwiesen haben.

ORTSBEZOGENHEIT

„Wer mit seinen Freunden nicht am gleichen Ort oder in der Nähe wohnt, verliert sie, (...). Selbsthilfe, Austausch, Wechselbeziehungen intellektueller Art, Bewahrung von Freundschaftsbeziehungen, haben ortsmäßige Fixierung in aufgelockerter Form zur Voraussetzung bzw. werden durch solche ortsmäßige Gegebenheiten erleichtert und gefördert, anschaulich gemacht und vertieft, (...)“ (Krall, Rosenmayr, Schimka, & Strotzka, 1956, S. 75)

Grundsätzlich lässt sich über die zwischenmenschlichen Beziehungen der Gründerzeit sagen, dass die Ortsbezogenheit eine viel größere war als sie es heute ist. Der Alltag war geprägt von langen Arbeitstagen und aufwendigen Notwendigkeiten, wie der Beschaffung von Lebensmitteln, dem Wäschewaschen oder Wasserholen, die jede Menge Zeit in Anspruch nahmen. Wege wurden zumeist zu Fuß zurückgelegt, wodurch teilweise enorme Wegstrecken auf sich genommen werden mussten. Das Geld reichte dafür die Wohnung zu bezahlen und Lebensmittel zu kaufen und konnte nicht für Vergnügungen ausgegeben werden. Folglich wurde die meiste Zeit in und um die Wohnhäuser verbracht und Vergnügungen beschränkten sich auf Spaziergänge, Wirtshausbesuche

¹⁷ *Oral History* ist eine Forschungsmethode, bei der Zeitzeugen in freier Kommunikation interviewt werden. Durch das freie Erzählen über ihr privates Erleben von Ereignissen oder ihrem Alltag können Historiker die Geschichte von unterschiedlichen Milieus erforschen.

oder Zusammenkünfte in der Nachbarschaft. Umso bedeutender war das soziale Umfeld in der Wohnungsbau.

Die Fluktuation in den Häusern war sehr hoch, dennoch blieben die Menschen meistens im gleichen Viertel. Im Schnitt wurden die MieterInnen alle zwei Jahre zum Wohnungswechsel gezwungen. Der Hausmeister kündigte sie wegen Unzufriedenheit mit der Lautstärke der Kinder oder dergleichen. Kündigungen sprachen sich rasch in der Nachbarschaft herum und so war oft eine Wohnung in der Nähe zu finden. Somit blieb das Nachbarschaftsnetz weitgehend erhalten. (John, 1982)

Heute leben wir in einem beschleunigten Zeitalter, wo Freundschaften über Kontinente hinweg gepflegt werden. Das Internet hilft uns in Echtzeit, überall, mit Menschen an verschiedenen Orten, gleichzeitig zu kommunizieren. Zugleich wird unser alltäglicher Bewegungsradius immer größer. Das private Auto revolutionierte die Mobilität Mitte des letzten Jahrhunderts. Heute werden die öffentlichen Verkehrsmittel immer engmaschiger, effizienter und Intervalle kürzer und ermöglichen größere Entfernungen, in angemessener Zeit zurück zu legen. Wir können heute quasi jeden Punkt in Wien innerhalb einer Fahrstunde erreichen. Es ist leichter geworden, sein soziales Netzwerk verstreut über die ganze Stadt auszudehnen. Daher sind wir nicht mehr stark an einen Ort gebunden. Wohnen, Arbeiten und Freizeitgestaltung können in unterschiedlichen Teilen der Stadt erfolgen.

Gleichzeitig sind Wohnungswechsel heute seltener. Bei einer Umfrage aus dem Jahr 2014 gaben 23% an, dass sie in den nächsten fünf Jahren einen Umzug planen, wobei nur ein Drittel in der gleichen Wohngegend verbleiben will. (Verwiebe, Riederer, Troger, & Seewann, 2014, S. 35, 43) So sind wir heute zwar grundsätzlich sesshafter, bei einem Wohnungswechsel ist der Verbleib im gewohnten Umfeld jedoch für die meisten nicht bedeutend oder sogar nicht gewünscht.

Die Untersuchung zeigte auch, dass BürgerInnen mit geringerem Einkommen deutlich weniger Freizeit- und Kulturangebote wahrnehmen. (Verwiebe u. a., 2014, S. 155) So lassen sich hier durchaus Parallelen zu den Arbeiterkreisen in der Gründerzeit ziehen. Grund dafür sind vermutlich unter anderem die Kosten für diese Angebote. Dies deutet darauf hin, dass diese Personengruppe mehr Zeit zu Hause und in ihrer Wohnumgebung verbringt. In der Fachliteratur ist von sozioökonomisch benachteiligten Personen die Rede. Miteingeschlossen sind hier auch ältere Menschen, Alleinerziehende, Arbeitslose oder Familien mit kleinen Kindern, deren alltäglicher Bewegungsradius geringer ist. Sie verbringen besonders viel Zeit zu Hause und der Austausch mit

familienfremden Personen ist seltener, als bei durchschnittlichen Personen.

Im untersuchten Objekt wohnen zwei ältere Herren alleine, die Probleme beim Steigen Steigen haben und deshalb einige Zeit von der Haustüre zur Wohnungstüre aufwenden müssen. Viele der Befragten berichteten mir davon, dass sie den beiden Herren oft begegnen und meistens ein langes Gespräch stattfindet. Man unterstützt sie beim Tragen der Einkaufstaschen und plaudert über das Leben. Die Herren zählen mitunter zu den bekannten Gesichtern des Hauses und die BewohnerInnen freuen sich über die Gespräche.

ORTE DER BEGEGNUNG

„Die Bassena war der eigentliche Treffpunkt im Haus. Denn an der Bassena wurden die letzten Neuigkeiten, große wie kleine, verbreitet, empfangen und weitergegeben. Die Gerüchte begannen sich oft von der Bassena aus, der Wasserstelle des 19. Jahrhunderts, wie ein Lauffeuer im Haus zu verbreiten und sprangen auf andere Wohnhäuser in der Nachbarschaft über. Mit Streitigkeiten, Klatsch und Neid gingen auch Hilfsbereitschaft und Gemeinsamkeit Hand in Hand. Die Bassena, wie der Gang, erfüllten die soziale Funktion einer Kontaktfläche. In der Enge des Bassenhauses, in welcher die BewohnerInnen eher miteinander als in privater Abgeschlossenheit lebten, wurde die Bassena eine Einrichtung, an welcher das soziale Ritual der Halböffentlichkeit sich abspielte. Bei der Bassena, am Gang, am Weg zur oder von der Toilette, spielte sich das kollektive Leben im Arbeitermietshaus ab. Nur die Wirtshäuser an allen Ecken in den Arbeitervierteln übertrafen die Bassena als Kontaktpunkt.“ (Wulz, 1976, S. 229)

In der Hochgründerzeit lebten in einem Raum bis zu zehn Personen und über 40% waren familienfremde Personen. Die Zahlen sanken nach 1900 rapide. 1910 waren Bettgeher weitgehend Geschichte und nur noch etwa 4% familienfremde Personen im Haushalt. (Bobek & Lichtenberger, 1978, S. 35) Heute liegt die durchschnittliche Haushaltsgröße in Wien bei zwei Personen. Singlehaushalte nehmen 45% von der Gesamtanzahl ein. (Lebhart, 2016, S. 12) Man kann annehmen, dass damals zwischen 200 und 250 Personen im untersuchten Haus lebten. Heute sind es nur mehr 38 Personen. Dementsprechend war der Zwischenraum wahrscheinlich selten leer und Begegnung mit anderen MieterInnen häufiger. Das untersuchte Gebäude wurde als Bassenatyp erbaut. Bassena bezeichnet die gemein-

schaftliche Wasserentnahmestelle am Gang, die in den damaligen Mietshäusern Standard war. Alle BewohnerInnen holten sich von dort tagtäglich ihr Wasser, schleppten es in Kübeln die Treppen hinauf und verbrachten dabei gewisse Zeit mit NachbarInnen in den Zwischenräumen. Das Anstellen zum Wasserholen war der Begegnungsort im Mietshaus. Man kann die Bassena auch mit dem Dorfbrunnen im ruralen Gebiet vergleichen. Hier tauschten die Leute Neuigkeiten aus und unterhielten sich. Um das Tragen durch Pausen zu erleichtern, war immer wieder ein Gegenstand an die Wand angebracht. Hier konnte man den Kübel in geeigneter Höhe kurz abstellen, um ihn danach mit neuer Energie weiter zu tragen. Der Kübel diente auch als *Instrument der Kommunikation*. Wollte man sich unterhalten oder brauchte man Rat, konnte man sich mit dem Kübel auf den Weg machen. Der Kübel half aber auch dabei eine Ausrede parat zu haben, um jemandem aus dem Weg zu gehen, da man gerade beim Wasserholen war. Durch die schlechte Belüftung und Belichtung der Küchen, die direkt an den Gang anschlossen, standen die Wohnungstüren meistens zum Gang hin offen. Das ermöglichte es den Neugierigen, wie auch den Scheuen, immer zu sehen wer gerade Wasser holen ging:

„Die Bassena und der Wassereimer, die Toilette und der Abfalleimer waren die Informationsinstrumente in den Arbeitermietshäusern des 19. Jahrhunderts.“ (Wulz, 1976, S. 230)

Das Tratschen an der Bassena hatte unterschiedliche Auswirkungen auf die Nachbarschaft. Durch den ständigen Austausch untereinander war stets im Haus bekannt wer Arbeit sucht oder aus dem Haus geworfen wird, wer krank ist, ob jemand heiratet oder Geburtstag feiert, wer Hilfe bei der Aufsicht der Kinder braucht und so weiter. Dadurch konnte die nötige Hilfeleistung oft schnell erfolgen.

„Gsucht und gefunden haben wir nur die einen, wo des Kabinett dabei war, des andere hamma so glei, des war ja immer glei in der Nähe. (...) Jetzt vis-a-vis war ein Haus, und des Haus, des warn Metallarbeiter, also Meister, sie ham an Betrieb ghabt, einen kleinen, nicht im Haus selber, und die Frau hat gherd, die müssen da ausziehen, die ham ja vier Kinder, geben ma eahna die Wohnung, des war gleich gegenüber, net. Hamma schnell bekommen. Dann, die nächste Wohnung hamma durch die Aufschrift (gefunden), da hat uns jemand gsagt, geht's, dort steht so a Zimmer, Küche, Kabinett, des is zu vermieten, des hat immer

die Mutter erledigt ... (die nächste) Wir hams dann gleich kriagt, des hams uns gsagt, gleich 2 Häuser weiter, ham ma eine, auch wieder im Parterre.“ (John, 1982, S. 29, 30)

Jemand kennt gegenüber im Haus eine leere passende Wohnung, die Frau im dritten Stock arbeitet von zu Hause aus und kann die Kinder übernehmen und ähnliche Problemlösungen wurden gefunden. Trotz hoher Fluktuation in den Häusern kannte man sich sehr gut und Solidarität war bedeutsam in diesen Zeiten.

Viele ehemalige BewohnerInnen berichteten jedoch auch von der Problematik ständigem Tratsch und Gerüchten ausgesetzt zu sein:

„Ja, da war schnell a Kontakt, da bei der Wasserleitung, da is tratscht wurn, unvorstellbar, i hab des net mögen und hab mei Mutter immer bei der Schürzen zogn, Mutter gemma eini, der Vater hats a net mögn. A, wann wer Neicher (ein neuer Mieter) kommen is, da is glei tratscht worn, glei.“ (John, 1982, S. 72)

Die BewohnerInnen nahmen die anderen genauestens unter die Lupe und besprachen alle Details an der Bassena. Tratsch verbreitete sich sehr schnell, wodurch die Anonymität im Haus kaum vorhanden war. Selbst in der Wohnung war man nicht unter sich und privat, da viele familienfremde Personen im Haushalt lebten und Geschichten nach außen trugen. Manche mieden die Gespräche an der Bassena, andere blühten nahezu auf. So wie fließendes Wasser fehlte auch das WC in den Wohnungen. Meistens gab es ein bis zwei gemeinsam genutzte Toiletten pro Geschoß. Im untersuchten Wohnhaus sind jeweils zwei Gang-WCs am rechten und linken Ende des Ganges vorzufinden. Führt man sich vor Augen wie viele Menschen in einem Stockwerk wohnten, lässt es sich gut vorstellen, dass sich oft eine Schlange vor den Toiletten bildete.

„(...) das waren vier Parteien bei aner Bassena und zwa beim Klo und des war das Unangenehmste, weil wann die ane, wies mir eigentli passiert is, de hats überhaupt net ogwaschen, aber Ansprüche gemacht, so bin eigentlich i immer zum Klosettwaschen kummen, weil i des net leiden hab können, (...)“ (John, 1982, S. 111)

Im Laufe vieler Sanierungen im 20. Jahrhundert verbesserte sich der Hygiene- und Wohnstandard in den Häusern und die Wasserleitung nahm Einzug in jede Wohneinheit. In Wien gibt es zurzeit nur noch zirka

11.000 Wohnungen, die der *Kategorie D* angehören: Das heißt ohne Bad und WC im privaten Wohnungsverband bestehen. („Klo und Dusche am Gang“, 2016) Historische Reliquien, wie Wasserbecken und das schmiedeeiserne Wandobjekt zum Abstellen des Wasserkübels, sind in vielen Zinshäusern noch zu sehen, aber dienen meist nur mehr rein dekorativen Zwecken.

Im untersuchten Gebäude standen pro Geschoß jeweils zwei Gang-WCs zur Verfügung, eines am linken und eines am rechten Ende des Gangs. Durch Umbauarbeiten in den vergangenen Jahrzehnten wurden einige Wohnungen zusammengeführt, um der Nachfrage nach größeren Wohnungen zu begegnen. Im Zuge dessen wurden die Gang-WCs im ersten Stock, sowie eines der WCs im Parterre und im dritten Stock, einer Wohnung zugeschrieben. Die Tür im Gang ist also verschwunden und der Raum von Innen zugänglich. Die vier übrig gebliebenen WCs finden in den meisten Fällen als Abstellraum Verwendung. Im Parterre ist nach wie vor ein funktionstüchtiges Gang-WC in Gebrauch. Die Bassena selbst ist gar nicht mehr vorhanden. Nur noch die zwei Wasserkübelablagen auf dem Podest zum ersten und dritten Stock erinnern an vergangene Zeiten. Der alltägliche Treffpunkt der NachbarInnen an der Wasserstelle war verschwunden.

Weitere wichtige Orte der Begegnung waren der Hauseingang und die Straßen im Wohnhausumfeld. An dieser Stelle ist die Diskrepanz zwischen dem damaligen und dem heutigen Verständnis des Straßenraums und des Hinterhofs im städtischen Raum aufzuklären. Im Hinterhof des 17. bis zum 19. Jahrhundert befanden sich Gärten, Ställe, Werkstätten, Aborte und mindere Schlafstätten und später Fabriken. Er war geprägt von Gestank und Verunreinigung. „Die Baublockinnenfläche besaß in der Gründerzeit für die Wohnqualität keinerlei Bedeutung. (...) nur Stiegenhäuser, Gangfenster, Küchen- und Hauspersonalstuben (...)“ waren hier angeordnet. (Offterdinger & Schultmeyer, 1975, S. 26) Im Straßentrakter wurden die Zimmer stets zur Straße orientiert, was als „Merkmal der Wohnqualität“ galt. (Offterdinger & Schultmeyer, 1975, S. 26) Der Austausch zwischen Straße und Wohnung, zwischen Öffentlichkeit und Privatheit, wurde ermöglicht und es war für frische Luft und gute Belichtung, soweit dies in der gründerzeitlichen Stadt möglich war, gesorgt. Durch die fortschreitende Verdichtung der Baublöcke und die dadurch sehr beengten Höfe wurde die Qualität der Höfe weiter gemindert. In der Gründerzeit wurden die Küche-Zimmer-Wohnungen aufgrund der hohen Belegung oftmals nur als reine Koch- und Schlafstätten genutzt, was wiederum zur regen Nutzung der öffent-

lichen Räume führte. Die Menschen verbrachten viel Zeit in den Wirtshäusern, vor allem Männer, oder auf den Straßen der Wohnumgebung. Die Straßen boten mehr Platz für Spiel und Gespräch als in den engen Wohnungen und Höfen. Das Leben fand zwischen den Häusern statt. Die Straße war vorwiegend unbefestigt und dadurch meistens entweder matschig oder staubig. Verkehr begann sich aber erst in der Spätgründerzeit zu häufen, als beispielsweise die Fabriken an den Stadtrand übersiedelten und die Arbeitswege länger wurden. Das damalige Wohnumfeld ist nicht zu vergleichen mit verkehrsberuhigten Straßen heute, aber die Straßen waren das geringere Übel im Vergleich zur überbelegten Wohnung oder dem Hof. Das Zusammensitzen vor dem Haus ist auf historischen Aufnahmen zu entdecken. Die *Hausbank* war Treffpunkt der Nachbarschaft, wie man sie auch heute noch in unterschiedlichen Ländern im ruralen und im urbanen Umfeld kennt:

„Und am Abend, wos gschaut ham, überall sans heraußen gesessen vor der Haustia auf an Schemel, die Hausmaster auf an Schemel und ham gschaut und gredt...“ (John, 1982, S. 118)

Auch das Kinderspiel fand in der Wohnung keinen Platz und konnte in den Höfen und innenliegenden Zwischenräumen nur bedingt stattfinden. Lautes Spielen störte meist die BewohnerInnen, weshalb die Hausordnung dies oft untersagte und die Kinder auf die Straße auswichen. (Spitthöver, 2002)

Die Bassena ist Geschichte und so auch das Gang-WC. Das Stiegenhaus ist heute nur noch ein Wegraum, der keinen Ort zum Verweilen mehr beinhaltet. Es gibt keinen Anlass mehr sich im Zwischenraum aufzuhalten, was auch zur Folge hat keinen Grund mehr dafür zu finden hier zu verweilen und sich mit NachbarInnen auszutauschen. Einziger Punkt, an dem die heutigen BewohnerInnen ihren Weg zur Wohnung unterbrechen, ist der Eingangsraum, wo die Postkästen untergebracht sind. Das Aufsperrn des Postkastens und Aussortieren von Werbematerial, das man oft gleich hier wegwirft, führt dazu, dass man sich länger an diesem Ort aufhält, was durchaus die Wahrscheinlichkeit der Begegnung mit anderen NachbarInnen erhöht. Im Gespräch mit den BewohnerInnen des Analyseobjektes wurde aber berichtet, dass sich dadurch keine Gespräche entwickeln.

Interessant war zu erfahren, dass der Eingangsbereich vor dem Haus nach wie vor eine Rolle spielt. Eine Bewohnerin steht häufig vor der Türe, um eine Zigarette zu

rauchen. Dabei begegnet sie sämtlichen NachbarInnen. Aufgrund dieser Angewohnheit kennt sie, als absolute Ausnahme, beinahe alle BewohnerInnen. Zu einer weiteren Nachbarin, die sich oftmals dazu gesellt hat, baute sie dadurch eine engere Beziehung auf:

„Wir treffen uns manchmal beim Rauchen draußen. Jetzt hab' ich uns über Willhaben zwei Stühle für den Hof besorgt. Da ist es im Sommer schön kühl und gemütlich.“ (eine Bewohnerin des Hauses im Gespräch am 13.11.2016)

Die neu aufgebaute Beziehung hatte sogar zur Folge, dass für diese investiert wurde, um das Zusammenreffen gemütlicher zu gestalten. Weniger erfreulich war es zu hören, dass die Anschaffung der Nachbarinnen nach einem Monat verschwunden war und der Treffpunkt sich wieder auf die Straße verschob, im Stehen.

Der Hof der Gründerzeithäuser wird heute ganz unterschiedlich genutzt. Man kennt die betonierten Höfe, die rein als Abstellorte für Fahrräder und Mülltonnen dienen. Doch manchmal sind sie auch begrünt und werden von den BewohnerInnen bespielt. Der Hof des analysierten Gebäudes weist trotz seiner Beengtheit einen angenehmen Charakter auf. Seine Nutzung ist dennoch begrenzt, da keine künstliche Beleuchtung vorhanden ist. Es befinden sich die Mülltonnen sowie ein paar einfache Radständer dort. Gepflegt wird der Hof von niemandem, weshalb er verwachsen und die Pflasterung teilweise komplett überwuchert ist.

VOM HAUSMEISTER ZUR TÜRSPRECHANLAGE

„Die Hausmasterin, (...), i sag Ihnen, die hat a Regiment geführt, mei liaba, da hats nix gebn, da war alles blitzblank, und wehe die Kinder warn z'laut, ui die hats zsammschimpt, ja wann wer einakommen is ins Haus, die hat so a Guckerl ghabt, a am Tag, die hat immer genau gwußt, wer kummt, wer da is, mei liaba, de hat sie drauf gschaut, und wehe a Kind hat Papierln auf'd Stagn ghaut, na die ...“ (John, 1982, S. 33)

Ein prägender Charakter im Zwischenraum des Arbeitermietshauses vor 1900 war der Hausmeister. Er war entweder selbst Hausbesitzer oder von diesem eingestellt, um auf Recht und Ordnung im Haus zu achten und die Eingangstür zu bewachen. In der Gründerzeit waren die Hausmeister meist stark überlastet. Man muss sich vorstellen, dass die Häuser damals wahrscheinlich die fünffache Auslastung hatten als jetzt. Mehr BewohnerInnen heißt auch mehr Dreck, mehr Lärm, häufigeres Anläuten und Ein- und Ausgehen und vermehrt Besuch. Der Hausmeister musste jedes Mal die Tür öffnen und schließen und hatte dabei auch die Aufgabe Besuchern den Weg zu weisen und vor allem jeglichen Parteienverkehr zu kontrollieren. Deshalb neigte er natürlich dazu ruhige und unkomplizierte MieterInnen bei der Auswahl vorzuziehen. Viele Familien hatten damals große Probleme eine Wohnung zu finden. Kinderreiche Familien gaben teilweise ihre Kinder in Heime ab oder verheimlichten sie vor dem Hausmeister, um die Chance auf eine Wohnung nicht zu verspielen. Auch Heimarbeiter hatten es nicht leicht. Man bevor-



Abb. 67 und 68: Gestaltung und Verwendung der gründerzeitlichen Höfe heutzutage

zugte MieterInnen, die kaum anwesend sind und wenig Dreck machen. Darüber hinaus stellten die Hausmeister zur eigenen Arbeitserleichterung unmögliche Hausregeln auf und verlangten für verschiedenste Dienste, wie für das Öffnen der Türe nachts, zusätzliche Gebühren. Dementsprechend war die Figur des Hausmeisters keine beliebte. Am schlimmsten jedoch war die Überwachung der MieterInnen. Der Hausmeister hielt alles über die BewohnerInnen fest – Ausgehzeiten, Besuche, Gewohnheiten, etc. So schrieb Georg Sprungmehr 1848 in einem Beschwerdebrief:

„Das Gute, was der Hausmeister in einem Hause leistet, ist in [sic] Vergleich mit dem Bösen, das er stiftet, sehr gering; – und die Häuser könnten viel leichter ohne Hausmeister existieren, als die Hausmeister ohne die Häuser.“ (Sprungmehr, 1848, S. 4)

Er unterstellte dem Hausmeister auch über illegale Machenschaften hinwegzusehen, wenn er dafür genug bezahlt bekäme. Generell stellte der Hausmeister den Sündenbock der gesamten Hausgemeinschaft dar, was gewissermaßen auch zum Zusammenhalt der Bewohnerschaft gegen den Hausmeister beitrug und die Hausgemeinschaft sogar stärkte. (Payer, 1996)

Im Nationalsozialismus wurden neben den Hausmeistern auch *Blockwarte* eingesetzt. Der *Blockwart* stellte das unterste Glied der Funktionäre in der NSDAP dar. Mehrere Wohnhäuser (Zellen) waren einem Blockwart zugeordnet, dessen Aufgaben die „möglichst umfassende routinemäßige Überwachung und Kontrolle der Bevölkerung“ (Schmiechen-Ackermann, 2000, S. 581) war und somit die Basis der NS-Verfolgung und Arisierung darstellte. Jegliche Informationen, beispielsweise über auffälliges Verhalten, über nicht arische BürgerInnen oder das Nicht-Vorhandensein von NS-Flaggen, wurden von ihm festgehalten und dienten später der Gestapo als Ausgangspunkt ihrer Verfolgungen. Der Zwischenraum war demnach nur unter Vorsicht zu nutzen. Misstrauen machte sich überall breit und man mied den Aufenthalt in Zwischenräumen und die Begegnung mit anderen. (Schmiechen-Ackermann, 2000)

In den Nachkriegsjahren war der Wille sich von jeglichen Instrumenten der Überwachung zu lösen, wie dem Blockwart, aber auch dem Hausmeister, sehr groß. Protestbewegungen bildeten sich in den Arbeiterkreisen, die für mehr Rechte im Bereich des Wohnens, aber auch im Bereich der Arbeit, auf die Straße gingen. Um mehr Unabhängigkeit zu erlangen, bot sich eine technische Lösung. Die Erfindung kam aus den USA, wo schon 1916 ein System patentiert wurde, das die

Kommunikation, wie über Telefon, von der Wohnung zur Eingangstüre erlaubte. Die erste Sprechanlage wurde erfunden. Die neue Technik wurde in Europa vorerst in Bürogebäuden zur internen Kommunikation angewandt und fand ihren Weg in den Wohnbau erst in den Fünfzigerjahren. Hausbesorger mussten fortan nicht mehr anwesend sein. BewohnerInnen konnten mit Schlüssel nach Belieben ein- und ausgehen und Gäste über die Türsprechanlage zur gewünschten Person gelangen. Anfänglich funktionierten die Anlagen akustisch nur in eine Richtung und hatten mit großen Verlusten der Lautstärke zu kämpfen. Seit den 70er Jahren ist die Gegensprechanlage in fast jedem Wohnhaus installiert. (Stalder, Hagemann, Beyer, & Förster, 2009)

Der Einbau von Gegensprechanlagen machte den ständigen Bereitschaftsdienst des Hausmeisters überflüssig. Deshalb wurde diese Aufgabe bald gestrichen. Dies führte aber dazu, dass die Post nicht immer zugestellt werden konnte. So folgte bald darauf auch der Postschlüssel, der den Zutritt für Postboten, und später auch für die Müllabfuhr, ermöglichte, ohne eine/n MieterIn herausklingeln zu müssen. Dieser Schlüssel hat sich aber auch anderweitig verbreitet und ist seit einigen Jahren ohne Probleme günstig beim Schlüsselmacher zu beziehen. Der Hauszugang von ungewünschten Personen ist somit nicht mehr gesichert, wodurch sich in den letzten Jahren eine neue Zugangskontrolle durchgesetzt hat: die BeGeh-Card. Der Zugang erfolgt mit einer Chipkarte, die für Personengruppen, wie Postbeamte oder auch Handwerker, zeitlich beschränkt programmiert werden kann. Nach und nach werden auch Bestandsgebäude im Zuge von Sanierungsarbeiten damit ausgestattet. („Die Geschichte“, o. J.)

In vielen Städten ist heutzutage eine Rückkehr zum persönlichen Pförtner zu beobachten. In Apartmenthäusern, sowie Gated Communities, in New York, Rio de Janeiro oder Madrid, gilt der 24h-Pförtnerdienst als willkommene Dienstleistung. Der Pförtner sorgt für Ordnung, unterbindet Diebstähle und Vandalismus. Er kennt die BewohnerInnen und hilft, wenn man seinen Schlüssel vergisst oder verliert. „Entgegen weitverbreiteter Trends, Personal durch den Einsatz von Technik zu ersetzen, wird also mit dem zunehmenden Einsatz von Pförtnern bewusst wieder auf die disziplinierende Wirkung einer persönlichen Präsenz und auf die Qualität von Dienstleistungen durch vertrautes Personal gesetzt.“ (Stalder u. a., 2009, S. 87)

ANEIGNUNG VON ZWISCHENRÄUMEN

Das Leben des Proletariats im 19. Jahrhundert wird in der Literatur seit jeher als mühsames, hartes und

manchmal gar unmenschliches Daseins-Fristen beschrieben. Hösl und Pirhofer schreiben über das Wohnen an sich:

„Wohnen besteht zunächst aus einer Vielzahl von Vorgängen und alltäglichen Verrichtungen, die aber zu Systemen zusammenfassbar sind, Einheiten bilden, Bedeutungen tragen, an Rollenbilder gekoppelt sind, denen bestimmte (Wohn-) Gefühle – entsprechend nach gesellschaftlichen Normen – zugeordnet sind. Diesen Systemen entsprechen mehr oder weniger funktional die verschiedenen Räume oder Raumbereiche einer Wohnung sowie die Vielzahl der in ihr enthaltenen Einrichtungen und Gegenstände.“ (Hösl & Pirhofer, 1988, S. 79)

In der Gründerzeit überschneiden sich unterschiedliche *Systeme* ständig, durch die Beengtheit. Das Defizit an persönlichem, privaten Raum kann als Basis für die intensive Nutzung und Aneignung von halböffentlichen und öffentlichen Räumen verstanden werden. Hösl und Pirhofer nennen als Beispiel das Kinderspiel, welches keinen dezidierten Raum im Wohngefüge hatte, aber gerade deshalb die vielen Möglichkeiten in Hof, Gasse etc. aufgegriffen wurden. Diese Funktionsüberlagerungen bewirkten Qualitäten, die bedingt durch die damaligen eingeschränkten Verhältnisse entstanden sind und bei den darauffolgenden Wohnreformen wohl verloren gingen. Spitthöver begründet den hohen Grad der Aneignung von öffentlichen Flächen in der „Philosophie der Solidargemeinschaft“. Weiter schreibt sie, dass das „Gemeinschaftsgefühl (...) die Notwendigkeit von sozialer Distanz“ reduziert. (Spitthöver, 2002, S. 26) Demzufolge würde umgekehrt ein höheres Angebot an Privatsphäre das Bedürfnis an persönlichem Raum steigern, wodurch die Gemeinschaft geschwächt wird.

Heute ist die Straße oft ein lauter Ort, an dem fahrende und parkende Autos Überhand nehmen. Der Lärm und der Platzmangel führen dazu die Straße als reinen Wegraum zu betrachten und Aneignungsprozesse, die Aufenthaltsqualität und Begegnung ermöglichen, sind selten. Genauso ist die Ausstattung der Zwischenräume in den Wohnhäusern auf das Mindeste beschränkt und MieterInnen werden durch feuerpolizeiliche Bestimmungen schon beim Versuch der Aneignung davon abgebracht. Im untersuchten Wohnhaus ist vor beinahe jeder Türe eine Türmatte zu finden, aber nur vereinzelt sind weitere Aneignungsversuche festzustellen, wie Gegenstände, die den Eingang zur eigenen Wohnung personalisieren würden. Es ist zu beobachten, dass vor allem MieterInnen, deren Wohnungstüre in einer Nische

liegt, diesen Raum vor der Türe auch nutzen, während andere, deren Wohnungseingang quasi innerhalb der Bewegungslinie liegt, den Raum komplett frei lassen. Ähnliches konnte ich auch bei der Befragung von BewohnerInnen feststellen. Im Zuge des arrangierten Abends im November im Zwischenraum des Hauses wurden die BewohnerInnen zum gemeinsamen Glühwein trinken eingeladen. Während sie durch den Zwischenraum begleitet wurden, wurden Fragebögen im Rahmen von freien Einzelgesprächen beantwortet. Auf die Frage hin: „Ist der Bereich vor ihrer Wohnungstüre: a. Allgemeinfläche und gehört allen BewohnerInnen oder b. ihrer Wohnung zugehörig?“ antworteten die Befragten je nach Lage ihrer Wohnungstüre. So war für die BewohnerInnen der Wohnung mit Nische vor der Wohnungstüre klar, dass diese Fläche nicht in der Miete inbegriffen ist, sie aber durchaus diesen Raum nutzen und bespielen können und das auch gerne tun.

Die Befragten gaben an sich nicht durch Gegenstände oder sonstige Dinge der NachbarInnen im Stiegenhaus gestört zu fühlen. In einer Studie der Immowelt von 2012 nennen jedoch etwa 30 % sperrige Gegenstände als störend, so wie 22 % Schuhe und 18 % Dekorationsgegenstände. (Immowelt Aktiengesellschaft, 2012)

SOLIDARITÄT UND HILFSBEREITSCHAFT

„more unequal and more racially fragmented communities end up providing fewer public goods to their members (or goods of lower quality), and even the likelihood that mixed groups or communities do form seems negatively affected by heterogeneity.“ (Cultural Diversity Versus Economic Solidarity, o. J., S. 78)

Die Korrelation des Solidaritätsverhaltens einer Gruppe oder einer Gesellschaft und ihrer Zusammensetzung wurde in einer Vielzahl an Schriften diskutiert. So belegen mehrere Studien, dass eine homogenere Gesellschaft altruistischer handelt als eine heterogene. (Kankarash & Moors, 2007; Rueda, 2014; Schipper, 2016) Dies würde für eine Homogenisierung von Wohnvierteln sprechen. Jedoch darf nicht vergessen werden, dass es auf diese Weise zur Bildung von Nobelviertel und Ghettos kommt und damit eine Klassengesellschaft gefördert wird. Besonders sozio-ökonomisch benachteiligte BürgerInnen sind auf diese Weise stärker von sozialer Ungerechtigkeit betroffen.

Zurückblickend lässt sich eine heterogene Bewohnerchaft auch in den sozial gemischten Miethäusern der Gründerzeit und der Nutzung ihrer Zwischenräume ableiten. In den inneren Bezirken entstanden in der Hoch-

gründerzeit (1870-1890) meist sozial gemischte Miethäuser, in denen es eine deutliche Abgrenzung innerhalb des Gebäudes zwischen Proletariat und Bürgertum, auf vertikaler und horizontaler Ebene, gab. In der horizontalen Ebene lässt sich eine Gliederung in Vorder- und Hinterhaus feststellen. Das Hinterhaus, mit den Fenstern zum Hof, beherbergte kleinere Wohnungen mit minderer Ausstattung, während im Vorderhaus, mit den Fenstern zur Straße, die besseren Wohnungen angesiedelt waren. Der soziale Status nahm von der Straße zum Hof ab. Die Rolle des Zwischenraums war eine andere im bürgerlichen Umfeld, als es sie bei den Arbeiterwohnungen war. Der Zwischenraum diente den Bürgerlichen eher als „räumliche Pufferzone“, um die unterschiedlichen Gesellschaftsschichten voneinander abzugrenzen. (Spitthöver, 2002, S. 15) Die Abgrenzung geschah nicht nur aus sozialen Gründen, sondern durchaus auch aus hygienischen Bedenken. Krankheiten verbreiteten sich im Elend der Arbeiter sehr schnell und das Bürgertum versuchte den Kontakt zu meiden. Während der Zwischenraum im bürgerlichen Hausbereich also ein Mittel zur Distanzbewahrung war, diente er dem Proletariat als verbindendes Element und Kommunikationsraum:

„Lebte man aus irgendeinem Grund im Vorderhaus, so konnte man als Person niederer sozialer Stellung ziemlich isoliert sein (...).“ (John, 1982, S. 117)

Ein wichtiger Schlüssel, um die unterschiedliche Bedeutung des Zwischenraums in dieser Zeit zu verstehen, ist die Rolle der Frau. Das Idealbild der bürgerlichen Frau zeichnete sich durch das arbeitsfreie Leben aus. Sie schaffte ihren Bediensteten Arbeit an und half gegebenenfalls bei caritativen Einrichtungen mit. Der Aufenthalt ohne Aufgabe in öffentlichen, wie auch halböffentlichen, Räumen war nicht ansehnlich, wodurch sich die bürgerliche Frau meist in der Wohnung befand und man sie höchstens bei einem Spaziergang mit konkretem Ziel zu sehen bekam. Die Frau des Proletariats hatte hingegen neben dem Haushalt, den Kindern, der Wäsche und dem Einkauf von Brennholz und Lebensmitteln auch noch Lohnarbeit zu verrichten, um die Wohnung überhaupt bezahlen zu können. Die wohnungsnahen Freiräume spielten in ihrem Leben eine bedeutende Rolle. In jedem Haus und jedem Viertel bildeten sich Netzwerke, die zur Koordinierung all dieser Aufgaben genutzt wurden und die Bewältigung erst ermöglichten. Man unterstützte sich gegenseitig bei der Kinderaufsicht, beim Wäschewaschen, bei der Wohnungssuche oder half sich mit Lebensmitteln aus. Städtebaulich lässt sich diese Segregation in Wien vor allem in der Spätgründer-

zeit ablesen, als die Rasterviertel mit Reihenmietshäusern in den äußeren Bezirken erbaut wurden, die eine sehr homogene Zusammensetzung der Nachbarschaft zur Folge hatten. Innerhalb der Arbeiterschaft hatten alle mit ähnlichen Alltagsproblemen zu kämpfen und man wusste sein Netzwerk dafür zu nutzen. (Spitthöver, 2002)

„Ma hat sie vü, vü, vü gholfen, so armselig hat der Nachbar gar net sein kennen, daß net a anderer helfen wa kummen ...“ (John, 1982, S. 73)

Das Ausleihen und Borgen von Gegenständen war ebenso verbreitet:

„(...) alles is ausborgt worn, alles, Essig, Salz, wanns a Gschirr ghabt ham (...). Des Ausborgen war eine Selbstverständlichkeit in unseren Kreisen (...).“ (John, 1982, S. 71)

Die heutige Zusammensetzung der Bewohnerschaft der alten Zinshäuser ist sehr unterschiedlich, aber doch meistens heterogen. Im untersuchten Objekt wohnen StudentInnen, Familien, Singles, Paare, MigrantInnen und SeniorInnen. Die Bewohnerschaft kann also durchaus als Querschnitt durch die Gesellschaft bezeichnet werden. Man kann davon ausgehen, dass die Alltagsprobleme der einzelnen MieterInnen sehr stark variieren und sich wenig Parallelen finden lassen. Bei der Frage ob sie schon einmal Kontakt zu NachbarInnen hatten und in welcher Form, wurden nur wenige Berührungen genannt. Das gegenseitige Entgegennehmen von Post wurde schon von den meisten in Anspruch genommen und wirkt wie eine selbstverständliche Handlung in der Nachbarschaft, vorausgesetzt man ist regelmäßig zu Hause anzutreffen. Andere Hilfeleistungen innerhalb der Hausgemeinschaft wurden keine angegeben.

Das damals so selbstverständliche Ausleihen von Dingen, ist heute sehr selten geworden. Die befragten BewohnerInnen gaben zwar alle eindeutig an gerne jemand anderem etwas zu leihen, doch umgekehrt ergab sich ein anderes Bild. Die Frage, ob sie sich unter Umständen Lebensmittel oder Werkzeug in der Nachbarschaft ausborgen würden, brachte bei allen eine Denkpause mit sich. Die zögerlichen Antworten waren dann zum Großteil verneinend. Anläuten bei den NachbarInnen und um Hilfe zu bitten ist scheinbar mit großen Hemmungen verbunden und wird größtenteils vermieden. Die BewohnerInnen kochen in diesem Fall lieber etwas anderes. Eine der Befragten erzählte:

„Wollte mir Reis bei einer Nachbarin ausleihen und ihre Pflegerin hat mir welchen gegeben. Am nächsten Tag wollte ich den Reis zurückbringen, aber sie wollte ihn nicht annehmen. Sie hat mich dann gebeten ihr zu helfen, beim Bestellen von irgendwas im Internet. (...) Schlussendlich hab' ich ihr das dann mit meiner Kreditkarte bestellt, weil sie keine Visa hatte.“ (BewohnerIn des analysierten Hauses)

Das Ausleihen führte also in diesem Fall sogar zu einer gegenseitigen Hilfeleistung und es kam zu einem länger andauernden Kontakt zwischen den beiden Nachbarinnen.

CONCLUSIO

Der Zwischenraum des gründerzeitlichen Mietshauses war in den ersten Jahrzehnten seines Bestehens, im Gegensatz zu heute, ein sehr belebter Raum. Grund dafür waren die überfüllten Wohnungen und die mangelnde Privatsphäre, wie auch Belüftungszwecke, die zum offenen Stehen der Wohnungstüre führten. Doch primär veranlasste die Bassena jede/n MieterIn dazu sich gewisse Zeit im Zwischenraum aufzuhalten, was wiederum zu wiederholten Begegnungen unter den MieterInnen führte und dadurch das Netzwerk der Nachbarschaft bedingte.

Die Bassena war Anlass sich im Zwischenraum aufzuhalten und somit auch Initiator von Unterhaltungen. Vor allem aufgrund des Verschwindens der Bassena weist der Zwischenraum im Mietshaus heute keinerlei Funktionen mehr auf, die zur Begegnung von NachbarInnen führen würde. In den Gesprächen mit den jetzigen BewohnerInnen des Analyseobjektes konnte ich jedoch feststellen, dass durchaus Kontakte bestehen und auch sporadischer Austausch stattfindet. Etwaige Gespräche werden aber wie zwischen Tür und Angel geführt, haben keinen expliziten Platz im Zwischenraum und es besteht dahingehend auch keine förderliche Umgebung.

Entscheidend wäre daher einen neuen Anlass zu kreieren, der zum *Besuch* des Zwischenraums animiert: Mit anderen Worten eine Bassena 2.0.

Fragen wie die folgenden müssen gestellt werden:

- Welche Pluspunkte weist der Zwischenraum gegenüber den Wohnungen auf?
- Wie bewegt man die Heimkommenden zum Verweilen?
- Was fehlt in den privaten Wohnungen, das der Zwischenraum aufnehmen könnte?

Ein wichtiges Mittel sollte dabei immer das Gespräch und die Befragung der BewohnerInnen selbst und deren Interpretation sein. Anknüpfungspunkte können, explizit für den vorliegenden Zwischenraum, leichter gefunden werden und Aktionen in Absprache mit den BewohnerInnen erfolgen. Das Einbeziehen der BewohnerInnen bringt auch die leichtere Identifikation mit dem Neuen mit sich und vereinfacht daher die Zugänglichkeit der Intervention.

KONZEPTE ZUR AKTIVIERUNG

„Erst wenn wir wissen, was der „berechtigt“ wünscht, für den wir bauen, werden wir gut bauen.“

Hermann Hertzberger (Krall u. a., 1956, S. 23)

Folgende Konzeptideen sind Versuche, den Zwischenraum des analysierten Objektes für die Nachbarschaft zu aktivieren. Historische und aktuelle Gegebenheiten, die im vorigen Abschnitt untersucht wurden, bilden die Basis für die Ideen. Die Konzepte dienen als Anstoß gebaute Zwischenräume zu ergänzen, genauso wie sie für Neuplanungen aufzeigen sollen, wie mit einfachen Mitteln Wirkung erzielt werden kann, um mehr Begegnung zu ermöglichen. Vier der folgenden Interventionen wurden im Zuge dieser Arbeit auch gebaut und im analysierten Haus installiert:

- Intervention A – Die neue Stadthausbank
- Intervention B – Über die Mauer (realisiert)
- Intervention C – Bassena 2.0 (realisiert)
- Intervention D – Dazwischen Sehen + Dazwischen Hören (realisiert)
- Intervention E – Sitznische

Die Durchführung der Interventionen erfolgte in Absprache mit dem Hausbesitzer. Intervention A und E verbleiben als Konzepte, da sie aus feuerpolizeilichen Gründen oder anderen Bedenken des Hausbesitzers nicht ausgeführt werden durften. Intervention B und C stellen permanente Installationen dar, die den BewohnerInnen des analysierten Wohnhauses bleiben. Eine Evaluierung der Auswirkungen auf die Nachbarschaft konnte aufgrund von Zeitmangel nicht erfolgen.

INTERVENTION A – DIE NEUE STADTHAUSBANK

Aufbauend auf die Recherche zur Nutzung der Straße als Begegnungsort und zum Sitzen vor dem Haus, ist diese Intervention eine Sitzmöglichkeit im Straßenraum mit Bezug zum Hauseingang. Ein Element, das ähnlich den *Steops* in Holland, zwischen dem privaten Haus und der öffentlichen Straße liegt und als Schwellenelement bezeichnet werden kann. Die *Neue Stadthausbank* dient dem Ausgehenden, dem nach Hause Kommenden und dem Pausierenden genauso wie dem vorbei Gehenden.

In der Gründerzeit war es üblich, dass sich die ArbeiterInnen am Feierabend vor dem Haus setzten. Die NachbarInnen unterhielten sich, es wurde dort getrunken, gegessen und Karten gespielt. Die Straße war belebt. Die Gasse des analysierten Gebäudes ist eine Einbahn und der Verkehr ist schwach und langsam. Auf beiden Seiten parken Autos und dazwischen steht immer wieder ein Baum, der im Sommer Schatten in der Gasse spendet. Der Gehsteig vor dem Haus ist 2,5 Meter breit. Soweit man sehen kann lässt sich keine Sitzmöglichkeit finden. Das Souterrain des Hauses steht rechts leer und ist links lediglich ein Lagerraum. Eine Bewohnerin verbringt immer wieder Zeit vor der Haustüre, da sie



Abb. 69: Der Gehsteig als Möglichkeitsraum: Gehsteig-Guerrilleros, 2011, Wien – AT.

sich dort zum Rauchen aufhält. Dadurch kennt sie die meisten NachbarInnen und manche bleiben auch gerne eine Weile mit ihr stehen, um sich zu unterhalten.

Die Intervention soll unter anderem für solche Momente Raum schaffen: Raum, um diesen Moment gemütlicher sitzend zu verbringen, Raum, der einlädt zum Anhalten und längeren Verweilen. Eine Sitzmöglichkeit soll auch eine einladende Geste für Vorbeigehende sein, sich eine Weile auszuruhen oder die Gasse zu beobachten. Anderen BewohnerInnen der Gasse wird damit auch ein Ort zum Warten, zum Innehalten geboten. Sitzgelegenheiten vor dem städtischen Wohnhaus sind beispielsweise in Berlin sehr häufig zu entdecken. Sie sind organisiert und gestaltet von BewohnerInnen oder auch von LokalbesitzerInnen.

In Wien machen beispielsweise die Gehsteig Guerrilleros den Raum zwischen Stadtraum und Wohnhaus zum Thema. Sie agieren unter dem Motto: „Der Gehsteig bietet viele Möglichkeiten für Erholung und Kommunikation. Nutzen wir sie!“ und sprechen von „Möglichkeitsräume, die (...) aufgrund tradierter urbaner Bewertungskriterien, Normen und gesellschaftlichen Konventionen übersehen“ werden. Durch Interventionen und sogar einem *Gehsteig Festival 2011* versuchen sie diesen Raum für die StadtnutzerInnen zu aktivieren. („Gehsteig-Guerrilleros“, o. J.) Die Gebietsbetreuungen in



oben: Abb. 70: Temporäres Nutzen von Baumscheiben oder Fensterbänken von Souterrains: Vienna Para-Sites, Landschaftsarchitektur Büro Yewo Landscapes, Wien – AT.

rechts: Abb. 71: Sitzmöglichkeit vor dem Haus für die BewohnerInnen, PassantInnen und andere NachbarInnen: Die neue Stadthausbank.

Wien motivieren in der Publikation *DIY – Stadtanleitung* sich den Stadtraum anzueignen und geben Anleitungen zum Selbstbau von Sitzmöglichkeiten die temporär oder fix im Gehsteigbereich installiert werden können. (Steinbichler & Dutkowski, 2016)

INTERVENTION B – ÜBER DIE MAUER

Der städtische Hof entwickelte sich in der Gründerzeit vom Gewerbehof mit Werkstätten und Baracken zu dichten, verschachtelten Höfen mit Fabriken. Im 20. Jahrhundert wanderten diese Fabriken an den Stadtrand und die Höfe sind heute meistens Parkplatz für Autos und Fahrräder oder Müllraum. Die Flächen sind asphaltiert, um möglichst wenig Instandhaltungskapazitäten zu verbrauchen oder auch verwildert und ungenutzt. Manchmal haben die MieterInnen die Möglichkeit und Freude daran sich den Hof zu nutze zu machen. Von der einfachen Sitzbank bis zum Garten ist alles zu entdecken. Auffällig ist die Begrenzung und Trennung der gründerzeitlichen Höfe zueinander mit hohen Mauern. Die Verbindung der einzelnen Höfe, durch das Abreißen der Trennmauern, stellt eine Möglichkeit dar in dichten Stadtvierteln neuen Freiraum zu schaffen. Auch ist Innerstädtische Verdichtung seit Jahren ein bedeutendes Thema, besonders im schnell wachsenden Wien. Dachflächen, aber eben auch die Potentiale der



innerhalb des Blocks liegenden Flächen, werden dabei immer wieder thematisiert. So wurde erst unlängst wieder im Forschungsbericht *Smart Block* mit Pilotprojekt die Vorteile einer blockübergreifenden Sanierung untersucht:

„Rückgewinnung von Hof- und Straßenraum (Autoverzicht) schafft Kommunikations-, Integrations-, Bewegungsraum, Nachbarschaft, soziale Sicherheit und emotionalen Mehrwert für die Beteiligten.“ (Wörtli-Gössler & Machold, o. J., S. 7)

Die rechtlichen und finanziellen Hürden sind groß. Die unterschiedlichen Besitztümer der Freiflächen zu einem gemeinsamen Freiraum zu vereinen ist rechtlich schwierig und die BesitzerInnen sind verunsichert. Die Förderungen sind nicht ausreichend und werden bei einer Sockelsanierung sogar abgezogen. (Wörtli-Gössler & Machold, o. J.) Schon in den Siebzigerjahren entstand das wohl bekannteste und bis heute erfolgreiche Projekt von Hofzusammenlegungen in Wien: Das *Planquadrat* in Wieden, dem vierten Wiener Gemeindebezirk. Durch eine BewohnerInneninitiative, unterstützt vom ORF, StudentInnen der TU Wien und Architekten wurden hier die Innenhöfe eines gesamten Blocks miteinander verbunden und zu einem öffentlichen Garten gestaltet.



Abb. 72: Über die Mauer will einen Denkanstoß geben und die Potentiale der gründerzeitlichen Höfe aufzeigen.

Insgesamt 34 Höfe wurden zu einem vielseitig nutzbaren Garten für alle, gepflegt und verwaltet von einem dafür gegründeten Gartenverein. Ursprünglich stand der Abriss von Gebäuden in der Mühlgasse zur Debatte, um die Straße zu verbreitern, was nicht im Wohlwollen der dortigen MieterInnen war. Bei ersten MieterInnentreffen kam das Thema zur Verbindung der Höfe und Nutzung als Erholungsraum auf. Anfängliche Schwierigkeiten, vor allem mit dem langsam funktionierenden Regierungsapparat, verzögerten die Entwicklung des Planquadrats. In Form von *Guerilla-Aktionen* begrüneten die BewohnerInnen mehrere Höfe, um von ihrer Idee zu überzeugen. Im Jahr 1977 kam es dann zum Vertrag der Stadt Wien mit dem Gartenhof-Verein, der seither das Planquadrat pflegt. Auch Veranstaltungen wurden durchgeführt um Geld für die Erweiterung des Gartenhofs zu sammeln. Über 70% der dortigen MieterInnen haben sich bei diesem partizipativen Prozess beteiligt. (Guggenberger & Voitl, 1974; Mayer-Habian, Novy, & Mellauner, o. J.)

Die Intervention *Über die Mauer* will auf die Qualitäten, die innerhalb der gründerzeitlichen Blöcke liegen, hinweisen und ein Bewusstsein für die Potentiale schaffen. Der Hof des analysierten Gebäudes grenzt an

drei weitere Höfe. Einer davon ist verwildert und wird gar nicht genutzt oder betreten. Ein weiterer wurde im Zuge einer Gebäudesanierung aufgewertet. Die neuen Balkone und Terrassen des Gebäudes blicken auf einen begrüneten und begehbaren Hof, der zur Erholung genutzt werden kann. Über die Mauer stellt ein Treppenelement dar, das formal eine Duplikation der vorhandenen betonierten Treppe ist, die in den Hof führt. Das Element wurde aus Holz gefertigt und gespiegelt, gegenüber der vorhandenen Treppe, an der Hofmauer platziert. Von der obersten Stufe überblickt man die einzelnen Höfe über die Grenzmauern hinweg und kann den Raum als großes Ganzes wahrnehmen. Die Mauer wird zum beinahe überwindbaren Element. Damit soll ein Denkanstoß in den Köpfen der BewohnerInnen erreicht werden. Darüber hinaus stellt *Über die Mauer* eine einfache Sitzgelegenheit im Hof des analysierten Gründerzeithauses dar. Mehrere MieterInnen haben ihr Interesse an der Nutzung des Hofes geäußert. Die Hauptgründe, die bisher dagegensprochen haben, war die nicht vorhandene Beleuchtung für die abendliche Benutzung und das Fehlen von Sitzmöglichkeiten.

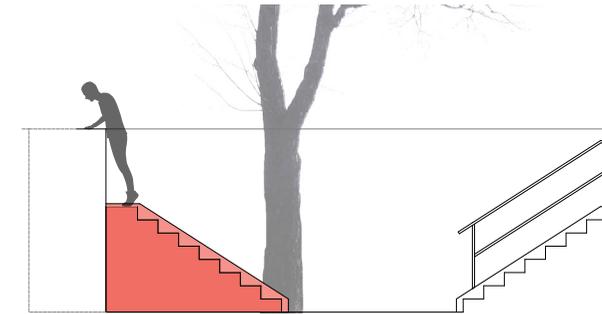


Abb. 73: In der Ansicht ist die Intervention Über die Mauer als gespiegeltes Duplikat des bestehenden Treppenelementes zu sehen.



Abb. 74: Über die Mauer ermöglicht einen Panoramablick über die Grenzmauern hinweg und damit eine gedankliche Verbindung der Höfe.



Abb. 75: Als Element im Hof dient die Intervention auch als Sitzmöglichkeit für die BewohnerInnen.

INTERVENTION C – BASSENA 2.0

Im Bassenahaus gibt es nicht mehr viel, das an die damalige Lebensweise erinnert. Teilweise sind noch die Türen zu den ehemaligen Gang-WCs zu sehen. Manchmal ist die Bassena, die Wasserentnahmestelle, selbst noch vorhanden, aber ohne Anschluss beziehungsweise mit abmontierten Wasserhahn. Häufig, und so auch im analysierten Objekt, gibt es noch zwei der Elemente zum Abstellen der Wasserkübel. Den schmiedeeisernen, historischen Elementen mit Klappmechanismus ist die Nutzung meist schon vor Jahrzehnten abhanden gekommen. Anfang des 20. Jahrhunderts wurden viele Häuser schon saniert und mit Wasseranschluss in jeder Wohneinheit ausgestattet. Dennoch hängt dieses *Ding* immer noch in vielen Zwischenräumen an den Wänden. Aufgrund seiner Häufigkeit in Wien wäre eine neue Funktion erstrebenswert. Die Bassena, beziehungsweise die Überreste davon, sollen neu erfunden werden:

Bassena 2.0

Das Element ist am Podest des Stiegenhauses zu finden. Der Platz ist, durch das große Fenster, hell belichtet. Es ist auf einer Höhe von 80 cm befestigt und weist daher die Höhe eines Tisches auf. Bei der Intervention *Bassena 2.0* wurde dem schmiedeeisernen Element eine Plexiglasplatte hinzugefügt, um aus der verschnörkelten Fläche eine tatsächliche Platte zu machen, die das Abstellen kleinerer Dinge, abseits von Blumentöpfen ermöglicht. Das Material Plexiglas wurde gewählt, um das historische Design nicht zu beeinträchtigen und weiterhin zur Geltung zu bringen. Ergänzt wird dieser Tisch mit zwei Klappsesseln rechts und links davon. Die Form der

Sessel lehnt sich an die Form des Bassena-Elements an. Sie ist abstrahiert, ohne den Verschnörkelungen, als durchgehendes Plattenelement, mit denselben Maßen ausgeführt. Als Material diente Holz. Neben dem Nachhaltigkeitsaspekt des heimischen, nachwachsenden Rohstoffs, zeichnet sich Holz einerseits durch seine einfache Bearbeitbarkeit, als ein dankbarer Werkstoff aus. Andererseits kann damit ein Kontrast zwischen Alt und Neu bestehend bleiben. Die ergänzten neuen Elemente wurden in der gleichen Farbe lackiert, wie das historische Element, um eine Zusammengehörigkeit deutlich zu machen. Der Materialunterschied zeigt aber unmissverständlich, dass diese Dinge aus unterschiedlichen Zeiten stammen. Für den Klappmechanismus wurden Scharniere eingesetzt, die ins Holz eingelassen wurden und somit unsichtbar bleiben. Die neu entstandene Sitzgruppe im Zwischenraum erlaubt es den älteren Bewohnern die Pause beim Steigen Steigen auch sitzend zu verbringen. Die oft spontan entstehenden Gespräche zwischen den beiden Herrschaften und anderen BewohnerInnen im Stiegenhaus finden durch die Bassena 2.0 auch auf einer gemütlichen Sitzgelegenheit statt. Dadurch möchte ich die spontanen Gespräche fördern und vielleicht auch verlängern oder intensivieren. Besonders im Sommer, wenn es in den Wohnungen heißer wird, ist der Zwischenraum eine angenehme Abkühlung. Mit dieser Intervention wird Raum für den morgendlichen Kaffee oder entspanntes Lesen am Nachmittag geschaffen. Der Aufenthalt im Zwischenraum wird durch die Ein- und Ausgehenden dynamisch und die Bewohnerschaft lernt sich besser kennen.



Abb. 76: Bassena 2.0 bietet eine Sitzmöglichkeit im Stiegenhaus für Pausen und spontane Gespräche.



Abb. 77: Das historische Element wird durch den Einsatz einer transparenten Plexiglasplatte zum Tisch umfunktioniert.



Abb. 78: Die Klappsitze sind farblich an das historische Element angeglichen und fügen sich so nahtlos in den Bestand ein.

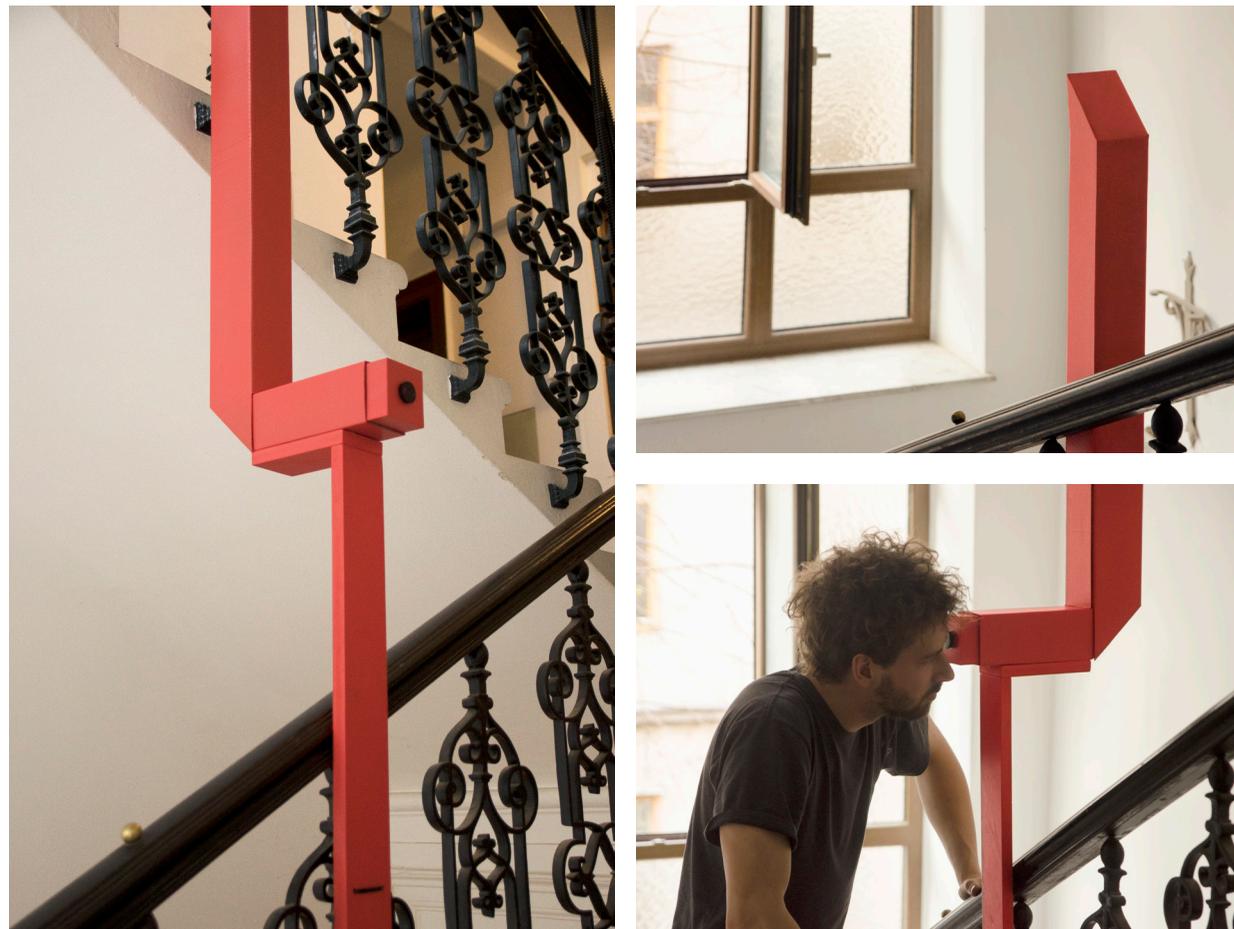


Abb. 79 - 81: Dazwischen Sehen – Periskop im Zwischenraum.

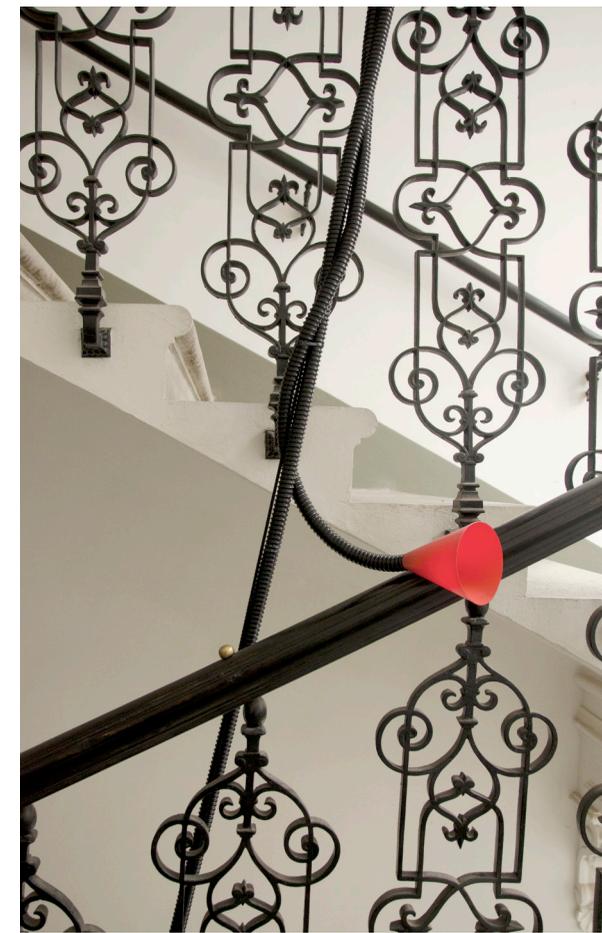


Abb. 82 und 83: Dazwischen Hören – Miteinander sprechen und das über alle Geschoße hinweg.

INTERVENTION D – DAZWISCHEN SEHEN + DAZWISCHEN HÖREN

Im letzten Jahr konnte ich in einer Vielzahl von Gesprächen feststellen, dass der Zwischenraum im mehrgeschoßigen Wohnbau nicht als eigenständiger Raum verstanden wird. Meine GesprächspartnerInnen hatten oft Probleme damit sich vorzustellen von welchem Raum ich denn nun spreche und oft kam die Antwort: „Was willst du denn mit so einem Stiegenhaus machen?“ Umso wichtiger schien es mir, die Aufmerksamkeit auf genau dieses Dazwischen zu lenken und ihn mit den Sinnen erlebbar zu machen. *Dazwischen Sehen + Dazwischen Hören* sind zwei unterschiedliche Installationen, die aber auf ähnliche Weise dieses Raumerlebnis in Angriff nehmen. *Dazwischen Sehen* verschiebt den Blick von einem ins nächste Geschoß. Die Installation besteht aus einem Periskop mit einer Länge von 4,5 Metern, gefertigt aus Karton. Ein Periskop ist ursprünglich ein Sichtgerät, dass für U-Boote entwickelt wurde, um versteckt Geschehnisse über Wasser beobachten zu können. Es besteht aus einem Fernrohr, dass über zwei Umlenkspiegel den Blick über eine gewisse Distanz, die Länge des Rohrs, nach oben verschiebt. Eine vereinfachte Variante ist auch als Experiment für Kinder sehr beliebt und wird dann *Um-die-Ecke-Gucker* genannt. Die Funktionen des Fernrohrs entfallen hier und es sind bloß die Umlenkspiegel vorhanden, die das Sehen um eine Ecke oder über einen Zaun, ohne gesehen zu werden, ermöglicht. *Dazwischen Sehen* ist nicht dafür gedacht heimlich beobachten zu können. Es ist im Stiegenauge des Zwischenraums montiert und ermöglicht den Blick in das Geschoß darüber. Der Blick wird auf einen bestimmten Punkt gerichtet. BewohnerInnen durchwandern den Zwischenraum ihres Hauses, ohne auf den Raum zu achten, mit den Gedanken noch an vorher Vorgefallenes oder vorbereitend auf das was sie in der Wohnung erwartet. An der Wohnungstür angekommen bleibt der Zwischenraum, der sich in den Geschoßen darüber befindet immer eine Unbekannte. Die Installation will einerseits auf ein Detail im Zwischenraum hinweisen, um die Wahrnehmung für den Raum zu schärfen, und andererseits das Unbekannte über dem eigenen Wohngeschoß ins Blickfeld rücken. Ähnlich funktioniert die Installation *Dazwischen Hören*. Ein aus Schläuchengespannter Strang zieht sich im Stiegenauge vom Parterre bis ins Dachgeschoß. Die Schläuche beginnen und enden jeweils an anderen Stellen und ihre Enden sind mit Trichtern ausgestattet, die je nach Zusammgehörigkeit farbig gestaltet sind. Die akustische Installation erlaubt es über die Geschoße hinweg durch den gesamten Zwischenraum zu kommunizieren. Neben

dieser tatsächlichen Funktion macht es neugierig und regt an den Stiegen bis nach oben zu folgen. BewohnerInnen, die sich im Zwischenraum begegnen haben einen Anlass zum Gespräch und experimentieren vielleicht gemeinsam mit einem der beiden Installationen. Beim von mir veranstalteten Glühweinabend bekamen die BewohnerInnen die Aufgabe aufmerksam durch den Zwischenraum zu gehen. Sie sollten Klebezettel an Orte oder Dinge kleben, die sie interessant finden, die sie stören oder die sie ändern wollen und diese mit kurzen Stichworten beschriften. Im darauffolgenden Gespräch hat sich herausgestellt, dass niemand zuvor über seinem eigenen Wohngeschoß war und sie eine große Freude daran hatten den Raum zu erforschen und Details zu entdecken. Die Klebezettel mehrten sich nach oben hin und ergaben ein buntes Bild. *Dazwischen Sehen + Dazwischen Hören* hat das Potential dem *Dazwischen* mehr Aufmerksamkeit zu verleihen und kommunikationsfördernd zu wirken.

INTERVENTION E – SITZNISCHE

Charakteristisch für Bassenhäuser sind die großen Fenster in den Stiegenhäusern und Gängen mit Blick in den ruhigen Hof. Oft sind die Fensterlaibungen tief und BewohnerInnen nutzen den Platz für hausinterne Tauschbörsen oder Blumentöpfe. Auch im vorliegenden Wohnhaus befinden sich große Fenster an den Stiegenpodesten. Die zwei obersten Fenster werden des Öfteren von RaucherInnen des Hauses aufgesucht,

worauf das eine Mal ein voller und das andere Mal ein leerer Aschenbecher hinweist. Beim Glühweinabend wurden mehrere Klebezettel in die Fensterbänke geklebt mit den Anmerkungen für den Wunsch einer Sitzgelegenheit. Die Installation Sitznische wird diesem Wunsch gerecht. Die Fensterlaibung wird mit Holzplatten neu umrahmt, während die untere Platte, die als neues Fensterbrett fungiert, auskragt und dadurch eine noch breitere Nische schafft. Das Material Holz wurde insbesondere deshalb gewählt, da es ein warmes Material ist und dadurch zum Sitzen angenehmer ist als die vorhandene Ziegelmauer oder das Fensterbrett aus Stein. Die Umrahmung wird ergänzt durch einen kleinen mobilen Hocker, der zum Aufsteigen genutzt werden kann und als Sitzmöglichkeit für eine zweite oder dritte Person dient. Ebenfalls können die Stufen gegenüber zum Sitzen in einer dialogorientierten Position dienen. Die Teilung der Fenster ermöglicht ein ungehindertes Öffnen des Fensters trotz Rahmeneinbau. In der Sitznische verweilend ist der Ausblick über die Dächer gegeben. Als oberstes Fenster im Zwischenraum ist man hier nicht ständigen Aus- und Eingehenden ausgesetzt, sondern kann sich den Zwischenraum zu eigen machen und es sich temporär gemütlich einrichten. Polster sind absichtlich nicht vorgesehen. Angelehnt an Hertzberger will ich mit der Sitznische einen Rohling schaffen, der anregt aber nicht vorgibt. Die BewohnerInnen haben Raum zum Fertigstellen, können sich selbst einbringen und sich den Platz aneignen.

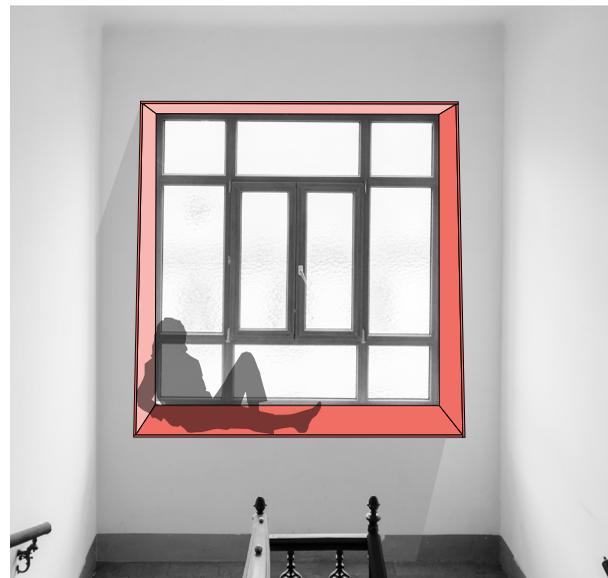


Abb. 84: Die Sitznische verbreitert die Fensterlaibung und dient als Lieblingssitzplatz im Zwischenraum: Collage Sitznische.

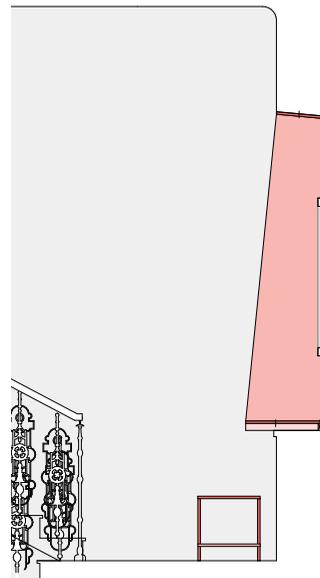


Abb. 85: Schnitt der Sitznische

II. Wohnhof des Roten Wien

S. 108 Gebäudeauswahl | Fotoessay

S. 114 Räumliche Analyse

S. 119 Begegnung und gelebte Nachbarschaft –
damals und heute

S. 123 Conclusio

S. 124 Konzepte zur Aktivierung

Der Zerfall der Monarchie 1918 brachte große Veränderungen für das Land, insbesondere für Wien, was sich auch auf den Wohnbau auswirkte. Mit den Sozialdemokraten setzte sich der kommunale Wohnbau durch, deren Architektur sich wesentlich von den Mietshäusern der Gründerzeit unterschied. Dementsprechend wandelten sich auch die Zwischenräume und das Zusammenleben in der Nachbarschaft.

„Sollte mit einer Gesellschaftsordnung gebrochen werden, dann muss (müsste) auch mit ihrer Bautradition gebrochen werden. So war zumindest die Überzeugung der Sozialdemokraten im Nachkriegs Wien von 1919. Mit dem kommunalen Wohnbauprogramm der Zwischenkriegszeit verschwand das Bassenahaus und mit ihm der Küchengang des Massenquartiers, Symbol für die elendigen Wohnverhältnisse der Arbeiterschaft im Zeitalter des Industrialismus. Damit verschwand aber auch die soziale Fläche, das Kontaktsystem des Umgangs der Bewohner. Die Privatisierung des Stiegenhauses und damit des Wohnens trat ein. Die soziale Wohnform des Arkadenhofs hatte aufgehört zu existieren.“ (Wulz, 1976, S. 286)

Wien verliert 1918 seine Bedeutung als Metropole des großen Kaiserreiches und somit auch sein Einzugsgebiet. Viele fremdsprachige Menschen aus den Kronländern ziehen zurück in die Heimat. Die Bevölkerung verringert sich dabei immens – 1915 waren es noch 2 275 000 EinwohnerInnen und 1919 zählte man nur noch 1 842 000. (Bobek & Lichtenberger, 1978, S. 129) In einem scheinbaren Widerspruch dazu steht die Anzahl der Haushalte. Die Anzahl stieg rasant, durch die Verkleinerung der Haushalte. Es lassen sich verschiedene Ursachen dafür benennen: Durch die Umstrukturierung in der Gesellschaft, die der Untergang des kaiserlichen Hofes und des Adels mit sich brachte, gab es kaum noch Dienstoffnen. UntermieterInnen, wie BettgeherInnen, wurden in vielen Mietshäusern verboten und gehörten deshalb bald der Vergangenheit an. Somit sank der Anteil an familienfremden Personen in den Wohnungen. Auch gab es mehr Hochzeiten, was dazu führte, dass die jungen Leute zusammenzogen und nicht mehr bei der Familie wohnhaft blieben. Die Geburtenrate hingegen sank stark. Die Wohnungsnot, die die Gründerzeit so stark prägte, war nicht beseitigt. Abgesehen vom Bevölkerungswandel hatte Wien nach der Monarchie mit großen wirtschaftlichen Problemen zu kämpfen. Die Arbeitslosigkeit prägte das Leben aller Schichten in der Zwischenkriegszeit, doch die Arbeiterklasse war am stärksten davon betroffen. In den Dreißigern, zur Zeit der Weltwirtschaftskrise, hatte jeder

Vierte keine Arbeit und sogar 37,7 % der ArbeiterInnen waren ohne Beschäftigung. (Bobek & Lichtenberger, 1978; Spitthöver, 2002)

Nach dem Zerfall der Monarchie wurde Österreich das erste Land mit einer sozialdemokratischen Regierung, die vor allem die Arbeiterklasse unterstützte. Die Ansätze des Kaisers zur Verbesserung der Wohnsituation der ArbeiterInnen, wie erste Verordnungen zum Mieterschutz 1917, wurden von den Sozialdemokraten aufgegriffen und weiterentwickelt. Die Delogierung wurde erschwert, was zu einer höheren Sesshaftigkeit von MieterInnen führte. Der Wohnort wurde dadurch weniger durch den Arbeitsort beeinflusst. Dementsprechend verlängerten sich die Arbeitswege und der Verkehr in der Stadt nahm zu. Hugo Breitner führte 1919 eine Luxussteuer ein, die sogenannte *Breitner-Steuer*, die eine Umverteilung in der Gesellschaft bezweckte. Unter den Sozialdemokraten wurden 1922 das Naturrecht auf Wohnen und auch die Mieterschutzordnung im Mieterschutzgesetz verankert, wodurch die zuvor herrschenden „marktwirtschaftlichen Prinzipien des Wohnungsbaus“ erstickt wurden. (Bobek & Lichtenberger, 1978, S. 132) Das führte zu faireren und leistbaren Mietverhältnissen, lähmte jedoch den privaten Wohnungsbau komplett. Ältere Gebäude verwahrlosten und die Stadt war zu ihrer Zwangsbewirtschaftung gezwungen. Die Regierung nutzte dies politisch. Sie setzte sich den sozialen Wohnungsbau als Kernaufgabe und agierte fortan unter dem Slogan *Neues Wien*, was später als *Rotes Wien* bezeichnet wurde. Die Gelder der *Breitner-Steuer* und der Mietsteuer flossen zweckgebunden in die Errichtung von kommunalen Einrichtungen und Wohnungen. Neben Kindergärten, Bädern und gesundheitlichen Einrichtungen wurden bis 1934 über 60 000 Wohnungen realisiert, was „70% des gesamten Bauvolumens“ ausmachte. (Bobek & Lichtenberger, 1978, S. 142) Gebaut wurde vornehmlich am Rande der Vorstädte, angrenzend an die Arbeiterviertel im Süden, Westen und Norden Wiens, wo die Stadt billig Bauland erwerben konnte. (Bobek & Lichtenberger, 1978; Hösl & Pirhofer, 1988)

„Die verhasste gründerzeitliche Stadt mit ihren verabscheuten, spezifischen Wohn- und Lebensbedingungen“ (Spitthöver, 2002, S. 29) sollte der Vergangenheit angehören. Es folgten grundsätzliche Reformierungen der Stadt, des Wohnbaus, der Verkehrspolitik und generell der idealen Lebensweise. Die Verknotung von Wohnraum und Industrie unter einem Dach sollte sein Ende finden und wohnungsnaher Freiräume zur Erholung ermöglichen. Der Achtstundentag, der 1918 eingeführt wurde, ermöglichte auch endlich mehr Freizeit, welche auch seinen Raum braucht. In der neuen Bauordnung von 1929 wurde die Bebauungsdichte neu geregelt, wie auch die „Vorschrift-

ten für direkte Belichtung und Belüftung aller Wohnräume sowie eines freien Lichteinfalls von nicht weniger als 45°“ eingeführt. (Bobek & Lichtenberger, 1978, S. 136) Im Städtebaulichen Kontext lassen sich drei Phasen des Gemeindebaus erkennen. Zunächst lässt sich eine Anlehnung an die Straßenhöfe der Gründerzeit feststellen (s. Reumannhof oder Sandleitenhof), die einen repräsentativen Hof nach Außen aufweisen. In weiterer Folge entstehen große Höfe, die von Wohntrakten umbaut wurden, mit einer niedrigeren Bebauungsdichte von etwa 30%. Später wurde dieser Typus wieder etwas aufgelockert und es entstanden kleinere Blöcke mit mittelgroßen Höfen. Die Prinzipien des neuen Wohnbaus beruhten auf dem Vorhaben Licht, Luft und Sonne in das Leben der Menschen zu bringen. Die Neubauten sollten nicht mehr Notprogramm sein, sondern einen neuen Standard festlegen. Die Wohnungseinheiten waren zirka gleich groß wie die Kleinstwohnungen der Mietskasernen in der Gründerzeit, wurden aber von weniger Personen bewohnt und sollten vor allem für die breite, einkommensschwache Unterschicht leistbaren Wohnraum bieten. Die Ausstattung war allerdings modern und bot Wasseranschluss und Toiletten in jeder Einheit. Ein weiterer neuer Bestandteil wurde der Wohnung beigefügt: Das Vorzimmer. Als erster Raum in der Wohnung, dient er vorrangig dem Ankommen und sich auf den Weg machen. Das Vorzimmer positioniert sich zwischen dem halböffentlichen Zwischenraum und der privaten Wohnung. Dadurch entsteht eine Pufferzone, die eine stärkere Trennung zwischen halböffentlich und privat mit sich bringt. Ganz anders als in den gründerzeitlichen Wohnhäusern, in denen die Gangküche jegliche Funktionen, wie Kochen, Essen, Wohnen, Ankommen und teilweise sogar Schlafen übernahm. Offenstehende Wohnungstüren und Küchengerüche im Gang, wie sie es in der Gründerzeit üblich waren, gehörten der Vergangenheit an. 1926 wird das *Neue Wien* international kritisiert, betreffend der Wohnungsgröße und der nur nordseitig ausgerichteten Wohnungen, die durch den Vierspänner-Typ entstanden. Daraufhin werden größere Einheiten mit Schlafzimmer und Wohnraum oder auch zwei Schlafzimmern errichtet. Die Erschließung erfolgt meist durch Zwei- oder Dreispänner und garantiert dadurch

für fast alle Wohnungen die zweiseitige Ausrichtung. Der kommunale Wohnbau der Zwischenkriegszeit charakterisiert sich mitunter durch die vielen gemeinschaftlichen Nutzungen, die trotz kleiner Wohneinheiten ein breites Angebot schufen und die Gemeinschaft fördern sollten. Im Gegensatz zu den Genossenschaften, wo eine schon bestehende Gemeinschaft gemeinsam, nach ihren Vorstellungen ein Vorhaben realisiert, wird hier für eine anonyme Masse gebaut. Gemeinschaft muss demnach erst entwickelt werden. In den Erdgeschoßzonen achtete man auf die Unterbringung von Lokalen und Geschäften zur Nahversorgung, sowie medizinische und soziale Einrichtungen. Die Orientierung der Wohnungen erfolgte zum Hofinneren, wodurch sich die Wohnungen stark von Gründerzeitbauten unterschieden. Der Hof war der neue Kommunikationsort und Treffpunkt der NachbarInnen, artikuliert durch Tore nach außen, Stiegeingänge, Balkone und Loggien. Man plante in den Höfen Spielplätze, Sitzbänke und Gemeinschaftseinrichtungen, wie Kindergärten, Jugendzentren oder kommunale Wäschereien ein. Aufgrund ihrer Beschaffenheit wurden die Gemeindebauten oft als *Gartenstädte* beschrieben. Durch die kleinen Wohneinheiten wichen die BewohnerInnen auch auf die kommunalen Räume aus und belebten sie dadurch. Die Erschließung der Wohneinheiten erfolgte immer über den Hof, durch die einzelnen Stiegen, die alle natürlich belichtet waren. Die niedrigere Geschoßhöhe führte außerdem zu weniger Stufen und daher zu kleineren Stiegenhäusern, als in der Gründerzeit. Es gab keine Gangerschließung mehr, sondern mehrere kleinere Stiegenhäuser, die zwei bis vier Wohnungen pro Stockwerk erschlossen. Die Podeste waren von minimaler Größe, um ausschließlich genug Platz für die Wohnungseingänge zu bieten.

Die Wohnbauten Wiens in der Zwischenkriegszeit unterschieden sich maßgeblich von den Entwicklungen in anderen europäischen Städten. In England nahm die *Gartenstadtbewegung*¹⁸ überhand, während in Deutschland das *Neue Bauen*¹⁹ den Ton angab. Letzteres beruhte auf dem Grundprinzip des Funktionalismus und ihre Hauptvertreter waren die Bauhaus Architekten. (Bobek & Lichtenberger, 1978; Hösl & Pirhofer, 1988; Spitthöver, 2002)

¹⁸ Die Idee der Gartenstadt wurde in den 1890er Jahren von Ebenezer Howard in England entwickelt. Sie umfasst alle Fragen der Stadtplanung, von Infrastruktur bis Wohnraum, Nachhaltigkeit und soziale Strukturen und hatte nicht nur eine neue Form von Stadt, sondern auch eine neue Gesellschaft zum Ziel. Wichtige Merkmale sind die Dezentralisierung, Auflösung des Kapitalismus hin zur Kooperation und zum Wohlfahrtsstaat, Trennung von Wohnen und Arbeiten unter Berücksichtigung der kurzen Wege, ein ausgeklügeltes öffentliches Verkehrsnetz, im Zentrum der Park und um die Gartenstadt landwirtschaftliche Nutzung. (Fishman, 1982)

¹⁹ Neues Bauen bezeichnet die Architektur- und Stadtplanungsbewegung zwischen 1910 und 1930 in Deutschland, die sich zum International Style eingliedern lässt. Durch einfache, klare Formen, Standardisierung von Typen und den Einsatz der neuen Materialien Beton und Stahl wollte man eine funktionale und ökonomische Umgebung schaffen, um die Probleme der gründerzeitlichen Stadt und der Wohnungsnot zu beseitigen. Wichtige Vertreter sind die Bauhaus Architekten, Walter Gropius oder Ludwig Mies van der Rohe, sowie Bruno Taut und Le Corbusier.

GEBÄUDEAUSWAHL FOTOESSAY

Repräsentativ für den Wohnhof des Roten Wiens wurde ein Gebäude aus dem Jahr 1928 in Landstraße, dem dritten Wiener Gemeindebezirk, gewählt. Es handelt sich um eine Ergänzung in einer Blockrandbebauung. Die Gemeindebauten des Roten Wien wurden auch als größere freistehende Gebäude mit teilweise mehreren Höfen angelegt, wie etwa der Matteottihof im fünften Wiener Gemeindebezirk. Die Prinzipien des im Wohnhof vorzufindenden Zwischenraums bleiben die gleichen. Das gewählte Gebäude hat eine sehr charakteristische horizontal gegliederte Fassade mit mittigem Tor als Eingang. Über den großen Hof und einen kleinen betritt man die insgesamt acht Stiegenhäuser, um die 104 Wohnungen zu erschließen. Der Hof ist geprägt von den Stiegenzugängen und den Balkonen. Anfang der 90er Jahre wurden Aufzüge eingebaut, die als Zubauten an das Erscheinungsbild der Fassade angepasst wurden.

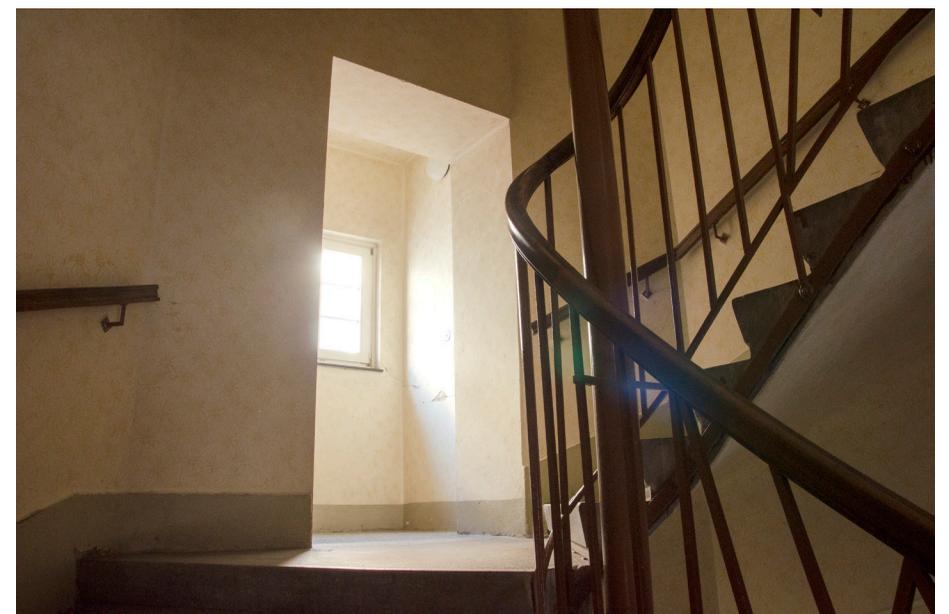
(es folgen: Abb. 86-93)



Wohnhof des Roten Wien



Fotoessay





RÄUMLICHE ANALYSE

RAUMBILDUNG | BEGRENZUNG

In den Erdgeschoßzonen sind unterschiedliche Betriebe und ein Kindergarten untergebracht, die einen eigenen Zugang von der Straße haben. Der Zugang zu den Wohnungen erfolgt über den Hof, der durch ein einziges, gemeinsames und mittiges Tor betreten wird. Die hier gebündelten Wege teilen sich im Hof auf und führen zu den einzelnen Stiegenaufgängen. Es gibt also keine eindeutige Wegeführung ab dem Toreingang. Der Zwischenraum im Wohnhof der Zwanzigerjahre befindet sich zu einem großen Teil im Außenraum. Der komplette Zwischenraum ist nicht auf einen Blick zu erfassen. Er teilt sich in unterschiedliche Sequenzen, die eine feine Abstufung von Öffentlichkeit zu Privatheit ermöglichen. Selbst die beiden Höfe, die durch einen unscheinbaren Durchgang verbunden werden, sind nicht von einem Standpunkt zu überblicken und lassen sich deshalb unterschiedlich charakterisieren. Die Höfe werden vom Gebäude selbst und einem hohen, aber durchblickbaren, Zaun umgrenzt. Im Inneren der acht Stiegenhäuser ist der Zwischenraum von Wänden mit einer Vielzahl an Türen begrenzt, die zu den Wohnungen und auch in jedem Geschoß zu einem Technikkasten führen. Der Aufzugszubau ist mit einem Fenster ausgestattet, das im Inneren den einzigen Bezug nach Außen darstellt.

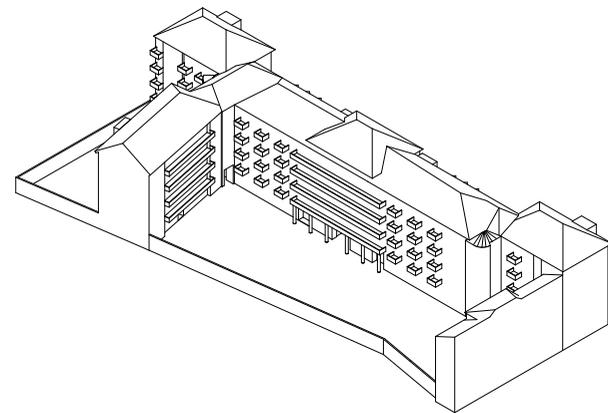


Abb. 94: Der Wohnhof als axonometrisches Volumen.

RAUMFOLGE | SEQUENZ

Um die Unterteilung des Zwischenraums in ihre einzelnen Sequenzen durchführen zu können, wurde ein Stiegenaufgang ausgewählt, der sich aber von den anderen nicht wesentlich unterscheidet. Im Folgenden werden die einzelnen Raumsequenzen von der Straße bis zur Wohnung analysiert: Die Öffnung des Eingangstors wird seitlich von einer begrünten Fläche umrahmt. Sie stellt den einzigen Zugang dar und bündelt daher die Wege aller BewohnerInnen. Rechts und links der Öffnung befinden sich je zwei Wandsäulen und eine vierzig Zentimeter hohe Kugel am Eck, die den Zugang noch stärker betonen. Sie ist etwa 3,5 Meter hoch, 4,6 Meter breit und führt durch die gesamte Gebäudetiefe. An der Außenseite, 1,8 Meter in die Öffnung versetzt liegt das Tor, das zeitweise auch verschlossen wird, aber in den meisten Fällen offen steht. Der Durchgang leitet von der Weite der Stadt, durch die Enge, in den weiten Hof. In der hinteren Hälfte wird er seitlich von einer etwa 5 Zentimeter hohen Stufe flankiert, die sich in weiterer Folge ums Eck an der Fassade entlang legt. Man betritt den großen länglichen Hof mittig. Die asphaltierten Wege machen in etwa die Hälfte der Fläche

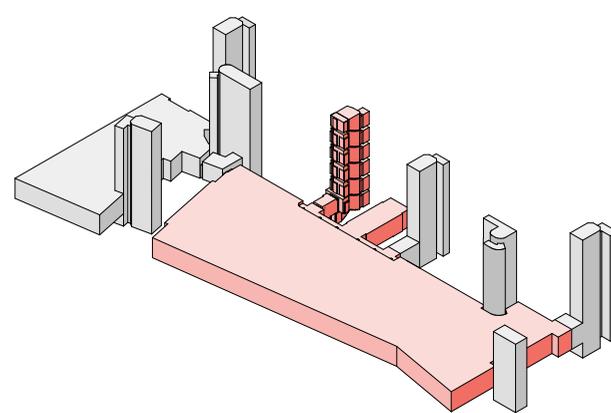


Abb. 95: Der Zwischenraum als Volumen: Farblich markiert sind die analysierten Sequenzen.

aus. Die andere Hälfte besteht aus Rasenflächen, die mit quaderförmigen Steinen umrandet sind. Diese Flächen, gemeinsam mit halbhohem Gebüsch, zonieren den Hof. Mittig, frontal vor dem Eingang, befindet sich die Müllsammelstelle, links und rechts davon sind Rasenflächen mit fix verschraubten Bänken. An der gegenüberliegenden Seite des Straßentraktes begrenzt der Zaun den Hof zu den benachbarten Grundstücken. Entlang des Zauns sind zwei einfache Fahrradabstellplätze, ohne Überdachung, platziert. An der rechten Seite des großen Hofes, vom Eingang aus gesehen, kann man den Hof über einen 1,80 Meter breiten Durchgang verlassen. Der Durchgang verbreitert sich zur anderen Seite auf 2,60 Meter und bildet somit einen großen überdachten Bereich. Rechts führen vier Stufen zu einer Stiege. Über den Durchgang betritt man den zweiten, kleineren Hof. Der Hof wirkt durch die beengte Situation und den Zugang privater als der erste Hof. Links zur Grundstücksgrenze hin befindet sich ein Spielplatz, der vom Kindergarten im Haus genutzt wird. Links sind zwei weitere Stiegeneingänge vorzufinden und im Eck eine Grünfläche mit Sitzbank. Zurück im großen Hof bewegen wir uns auf die ausgewählte Stiege zu, die sich direkt neben dem Haupteingang befindet. Der Bereich vor der Eingangstüre liegt auf einer Stufe, fünf Zentimeter über dem Hofniveau, die ihren Anfang in der Toröffnung nimmt. Der Bereich ist von einem langen Balkon überdacht, der sich rechts und links vom Haupteingang auf je drei Säulen stützt. Die Türe selbst ist 1,20 Meter von der Gebäudekante nach Innen versetzt und liegt auf der linken Seite dieser Nische.

Der innenliegende Eingangsbereich führt zuerst über fünf Stufen und dann durch eine große Doppelflügeltüre zum Stiegenhaus. Vor der Türe links befindet sich eine Wohnungstüre. Im Parterre angekommen ist in der Bewegungslinie der Stiegenaufgang und rechts davon der Abgang in den Keller. Folgt man der Bewegungslinie steigt man zuerst einen Treppenlauf hoch, der am Ende viertelgewandelt ist, bis zu einem trapezförmigen Podest, das links in eine Nische führt, wo der Aufzug

situiert ist. Die Nische ist etwa 1,40 mal 1,40 Meter groß und das hier eingebaute Fenster belichtet das Stiegenhaus. Da der Aufzug sich im Halbstock befindet, hält er nur alle zwei Stockwerke. Somit bleibt in jedem anderen Stock eine Nische als Restfläche über, ohne weiteren Nutzen.

Der zweite Treppenlauf ist am Anfang viertelgewandelt und endet am Podest des Regelgeschoßes, das minimal bemessen ist. An allen drei Wänden ist jeweils ein Wohnungszugang verortet. Eine weitere Türe, die breiter ist und auf die Stiegenhausseite öffnet, stellt den Zugang zum Technikkasten dar. Der Bereich wird von einer Rohrverkleidung an einer Stelle beengt. Die Wohnungstüren rechts und links liegen an der Wandinnenseite und verfügen deshalb über eine 35 Zentimeter tiefe Türnische.

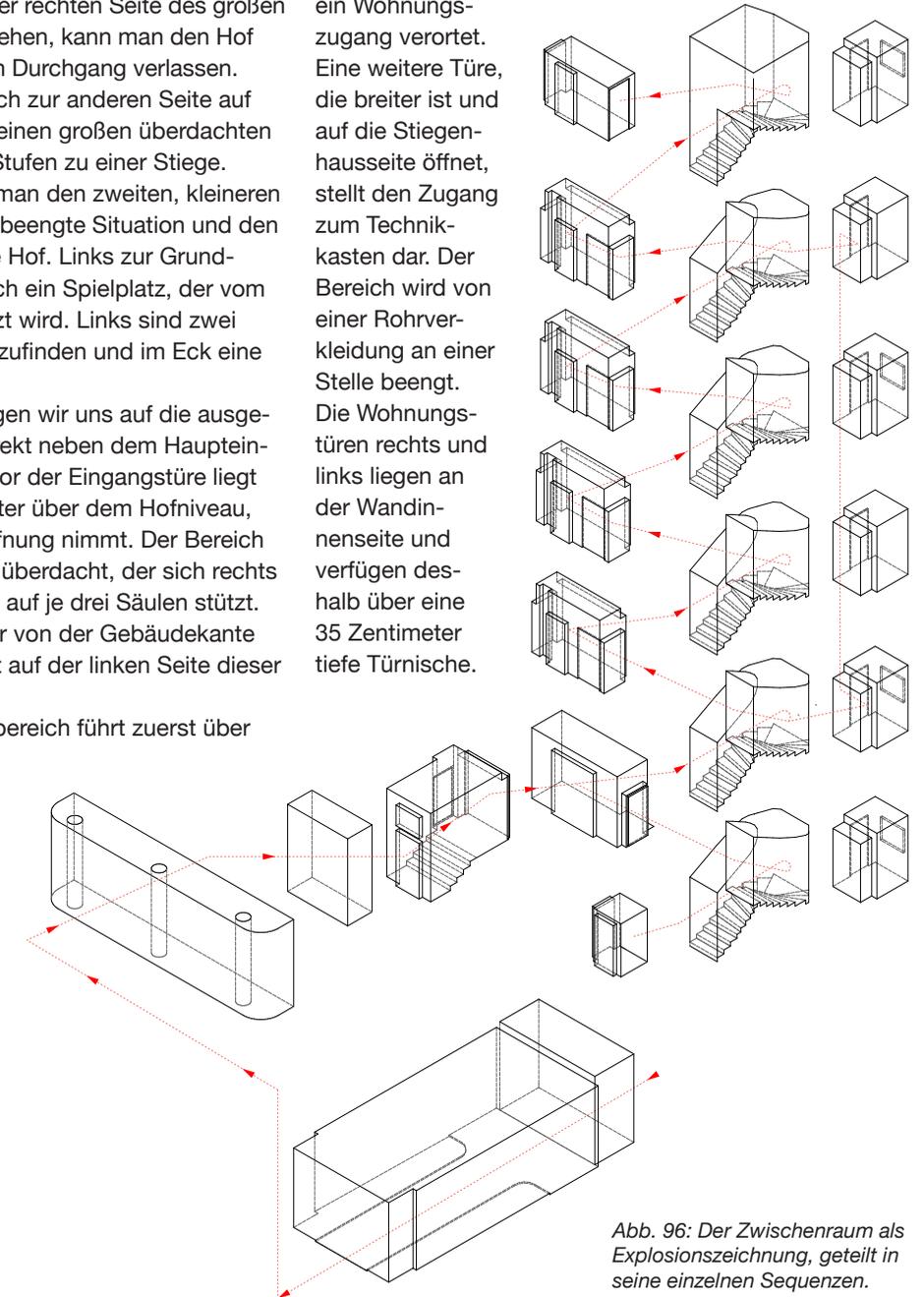


Abb. 96: Der Zwischenraum als Explosionszeichnung, geteilt in seine einzelnen Sequenzen.

Ansonsten ist noch eine Türschwelle von drei Zentimetern vorhanden.

Die letzten beiden Stiegenläufe führen zum Dachboden. Hier befinden sich drei Türen, von denen die rechte zur Waschküche, die mittlere zu einer Dachgeschoßwohnung und die linke zum Trockenboden führt. Die Waschküche kann nur mit Karte und vorheriger Buchung des Waschtages geöffnet werden. Der Trockenboden kann mit dem Hausschlüssel aufgesperrt werden. Er ist nicht ausgebaut, dadurch sieht man das Gebälk des Daches und die Raumhöhe variiert. Es gibt vier miteinander verbundene Räume, durch die Wäscheleinen gespannt sind. Im ersten ist ein Aufstieg auf eine zweite Ebene über eine Leiter möglich. Mehrere kleine Dachfenster belichten die Räume. Am Dachboden sind auch wieder alle Stiegen untereinander über versperrbare Türen verbunden.

Der Stiegenabgang in den Keller wird von einem halb hohen Tor, das dem Stiegenländer gleich, verschlossen, steht aber meistens offen. Folgt man dem Stiegenlauf nach unten, erwartet einen ein Bereich, der gerade mal so groß ist, um drei Türen an drei Seiten zu fassen. Alle Türen sind versperrt. Im Kellergeschoß befinden sich Abstellräume der BewohnerInnen.

RAUMSTRUKTUR | GEOMETRIE

In den Volumina der Zwischenraumsequenzen können keine eindeutigen Geometrien erkannt werden. Beim Durchwandern der Sequenzen ist ein Spiel zwischen Höhe und Weite und darauffolgender Enge gegeben. Die Sequenzen variieren dahingehend stark. Pro Stiege und Geschoß sind in etwa 155 m² Nutzfläche vorhanden, wobei immer zwischen 25 m² im Parterre und 15 m² auf den Regelgeschoßen, auf den Zwischenraum entfallen. Der innenliegende Zwischenraum nimmt daher 11%

der Gesamtfläche des Gebäudes ein. Rechnet man die beiden Höfe mit 1500 und 470 m² mit, nimmt der Zwischenraum ganze 74% ein.

RAUMLAGE | TOPOGRAPHIE

Die Außenräume befinden sich alle auf einer Ebene und weisen keine topographischen Veränderungen auf. Alle BewohnerInnen betreten das Gebäude über das eine Tor, während sich dann die Bewegungslinien auf die acht Stiegen aufteilen. Die Stiegeneingänge liegen im Hof, doch das Stiegenhaus selbst ist an der äußeren Fassade angeordnet. Der Eingangsbereich führt über fünf Stufen, auf das Niveau des Parterre, durch die gesamte Gebäudetiefe zum Stiegenhaus. Die Stiege besteht aus zwei viertelgewendelten Läufen. Dazwischen liegt ein Podest, an das der Zugang zum Lift, als Sackgasse, angegliedert wurde, und die Geschoßflächen, von denen man jeweils drei Wohnungen erschließen kann. Diese Wendung erfolgt bis nach oben ins Dachgeschoß. Aussichten sind nur beim Warten auf den Lift auf die Straße vor dem Gebäude möglich.

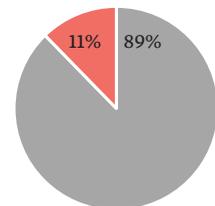


Abb. 97: Verhältnis der Nutzfläche (grau) zur Fläche des Zwischenraums (farbig).



Abb. 98: Oberflächen im innenliegenden Zwischenraum: Wandoberfläche und Fußboden im Zubau.

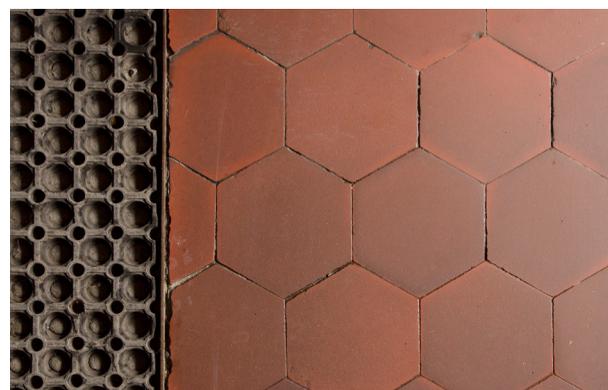


Abb. 99: Fußbodenbelag.

RAUMGESTALT | MATERIALITÄT

Das Tor des Gebäudes besteht aus grün lackierten Stahlstreben, die die Einsicht nicht behindern. Der Hof liegt im Süden des Hauses und wird deshalb nicht vom Gebäude verschattet. Im Hof überwiegen die Oberflächen Asphalt und Rasen. Die Fassade besteht in der Sockelzone aus Klinkern. Ab 40 Zentimeter Höhe bis zum ersten Stock ist sie im Terrakotta-Farbtönen verputzt, darüber in einem Beigeton. Der Hof wird in der Nacht nur unzureichend von Laternen beleuchtet. Normale Geräusche hallen im Hof nicht. Das Ball Spielen oder Radfahren im Hof wird untersagt, wie auch in beinahe allen anderen Gemeindebauten.

Der Balkon und die Säulen, die der gewählten Stiege vorgelagert sind, sind aus Waschbeton. An der Unterseite des Balkons ist eine pyramidenförmige Lampe mit der Ziffer der Stiegennummer angebracht. In diesem Bereich ist die Sockelzone grau verputzt. Die Eingangstüre ist neu und aus orange lackiertem Holz mit fünf länglichen Fensterteilen. Darüber befindet sich ein älteres Oberlicht mit feinen Sprossen.

Die Bodenbeläge innen sind aus ziegelroten sechseckigen Fliesen und die Stiegen aus Beton. Beim Eingang ist eine Fußmatte in den Boden eingelassen. (Abb. 99) Beim Aufzugszubau findet man bunte terrazzoähnliche Fliesen. (Abb. 98) Bis auf 30 Zentimeter Höhe ist die Wand grau-grünlich mit leicht abwaschbarer Farbe gestrichen. Der Rest der Wände ist naturweiß mit orangenem Muster. Belichtet wird der innenliegende Zwischenraum über die Eingangstüre, das darüber liegende Oberlicht und das Fenster im Aufzugszubau. Die künstliche Beleuchtung erfolgt über runde Deckenlampen, die jeweils im Stockwerk angebracht sind, und runde Wandleuchten in den Aufzugsnischen. Die Nischen ohne Aufzugszugang sind nicht beleuchtet. Im Eingangsbereich befindet sich auch eine Deckenleuchte. Im Stiegenhaus ist die Akustik als gut einzustufen. Schritte und Gespräche sind zwar in allen Geschoßen zu hören, aber nur leise. Geräusche im Vorraum beim Eingang und in den Aufzugsnischen sind kaum wahrnehmbar.

RAUMFUNKTION | EINRICHTUNG

Im Hofeingang sind zwei große Mülltonnen platziert. An den seitlichen Wänden sind außerdem zwei Tafeln angebracht, die an die *Breitner-Steuer* und an den Namensgeber des Hofes erinnern. Der Hof dient dem Abstellen der Fahrräder und der Mülltonnen. Es sind auch vier Bänke vorhanden, deren Ausrichtung auf den Müllplatz aber fragwürdig ist. Mehrere Schilder erinnern an das Verbot von Ballspiel, Skateboarden, Inlineskaten und



Abb. 100: Hof.

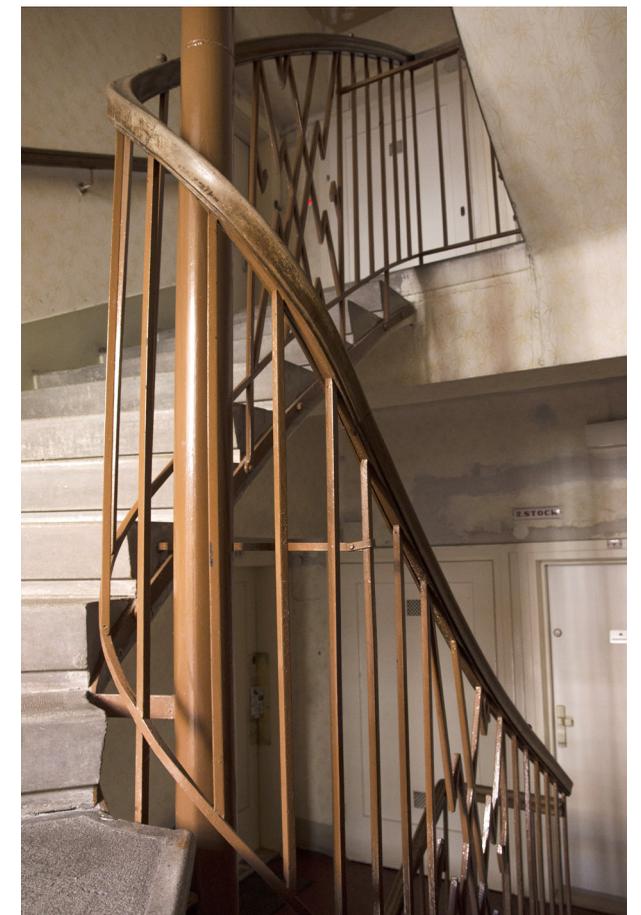


Abb. 101: Braun lackiertes Stiegenengeländer aus Metall mit hölzernem Handlauf.

Radfahren. Vier große und ein kleiner Baum spenden im Sommer Schatten.

In der Nische der Eingangstüre rechts im Außenbereich sind die Postkästen der MieterInnen angebracht, links befinden sich die Klingeln. Rechts vor der Nische ist eine Paketbox befestigt. Vor der Türe liegt ein Fußabstreifer. Das Stiegengeländer besteht an der Stiegeninnenseite aus braun lackierten vertikalen Metallstreben und teilweise komplexeren Verstreben als Muster. (Abb. 101) An der Oberseite verläuft ein hölzerner Handlauf, dessen Form an die Hand angepasst ist. Der Blick durch das Stiegenauge ist bis nach oben möglich. An der Außenseite der Stiege ist ebenso ein hölzerner Handlauf montiert. Die Wohnungstüren sind mit Türspionen ausgestattet. Manche BewohnerInnen haben einen Fußabstreifer und Türschmuck angebracht. Im innenliegenden Zwischenraum lassen sich keine weiteren Gegenstände oder Einrichtungen ausmachen. Die Fenster in den Aufzugsnischen haben nur ein sehr schmales Fensterbrett und können nicht geöffnet werden, aber teilweise gekippt.

BEGEGNUNG UND GELEBTE NACHBARSCHAFT – DAMALS UND HEUTE

„So wie in die Gemeindehäuser, a scho damals. Da brauchertens gar net am Gang gehen. Da schaut ja kaner raus, des war bei uns net so wir in Gemeindehäuser.“

(John, 1982, S. 110)

Auf den folgenden Seiten wird die Solidarität unter den BewohnerInnen beschrieben, der vermeintliche Begegnungsort Hof thematisiert und die weitere Modifikation des Zwischenraums durch den Aufzug ergründet. Wichtig für diese Themen war ein Gespräch mit einer Bewohnerin, die seit 1974, im untersuchten Wohnhof lebt. Sie kennt viele NachbarInnen und konnte daher einiges über die Nachbarschaft berichten. Im untersuchten Wohnhof stehen viele Wohnungen leer. Die Bewohnerschaft setzt sich zusammen aus vielen PensionistInnen, die häufig alleine Leben, und Familien – vorrangig mit Migrationshintergrund.

In den Wohnhöfen des Roten Wien wurden gemeinsam nutzbare Räume eingeplant, genauso wie soziale Einrichtungen. Waschküchen, Trockenböden, der Hof als Erholungsraum und Klubräume sollten das Leben vereinfachen und die Gemeinschaft stärken. Kindergärten, Jugendfürsorge und Ärzte stärkten das soziale Netz. Ziel war es durch gemeinsame Infrastruktur effektiver zu sein und die Solidarität zu stärken. Die Interviews, die Michael John 1982 mit Zeitzeugen durchführte, deuten auf gegenteilige Auswirkungen hin. Er fasst zusammen, dass MieterInnen der Gemeindebauwohnungen die Nachbarschaften im Vergleich zu den Bassenhäusern schlechter einstufen. (John, 1982, S. 109) Wie im Zitat auf Seite 121 zu lesen, wurde der Gang als toter Raum beschrieben. Durch den Verlust des Treffpunkts Bassena gab es keinen Anlass mehr sich in den Gang zu bewegen. Das neu eingeführte Vorhaus trennte die Wohnung vom Zwischenraum, wodurch die Schnittpunkte zwischen den beiden verloren gingen. In der Gangküche des Bassenhauses konnte man durch das Fenster das Treiben im Gang beobachten. Oft stand auch die Türe einfach offen. Das Vorhaus im Gemeindebau war wie eine Schleuse, die öffentlichen Raum von privatem Raum trennt. Dadurch gewann man mehr Privatsphäre in den Wohnungen, die Zwischenräume verloren jedoch ihren Bezug zum Wohnen. Durch die baulichen Änderungen und den Wandel der Lebensweise mussten die BewohnerInnen erst neue Formen von Begegnung entwickeln. Nachbarschaft funktionierte nicht mehr wie früher.

Heute befinden sich in den Erdgeschoßzonen ein Kindergarten, der im kleinen Hof den Spielplatz nutzt, und mehrere Firmen. Ein Ladenlokal steht leer.

SOLIDARITÄT

Die Bewohnerin erzählte, dass sie beinahe alle MieterInnen kennt. Bei einem Neueinzug stellt sie sich vor und bietet Nachbarschaftshilfe an. Durch diesen ersten Kontakt kommen viele auf sie zurück, wenn sie

Fragen haben oder etwas brauchen. Sie erzählte von der gegenseitigen Unterstützung im Lebensalltag unter den NachbarInnen, durch Zuhören oder Hilfeleistungen. Gemeinsam mit einer anderen Bewohnerin teilt sie sich immer den Waschtage. Dadurch würden sie insgesamt weniger Tage reservieren müssen und es bleibe mehr Zeit für die Familien, die „ja öfter waschen müssten“. Zwei Nachbarinnen kochen öfter für einen kranken Nachbarn. Viele der älteren BewohnerInnen kennt die Befragte Frau nun schon seit Jahrzehnten und manche bezeichnet sie auch als Freunde. Einer ihrer Freunde im Haus sei vor einem Jahr verstorben. Zu dieser Zeit zog eine neue Mieterin im Dachgeschoß ein, die kaum Möbel besaß. Sie vermittelte ihr die Möbel des Freundes und wird seither immer freudig begrüßt und oft zum Kaffee eingeladen.

Sie erzählte auch, dass sie mit den türkisch stämmigen NachbarInnen wenig Kontakt hat und nennt die sprachliche Barriere als Grund. Sie betonte aber gleichzeitig, dass diese Bewohnergruppe sich untereinander gut kennt und unterstützt.

IM HOF

Im Werk *Hausherrnmacht und Mieterelend* von Michael John wird auch der Hof im Gemeindebau in den Zwanzigerjahren thematisiert. Es werden unterschiedliche Meinungen zur damaligen Nutzung zitiert, wobei manche meinten, dass dort keine Gespräche entstanden und andere von spielenden Kindern und nettem Zusammentreffen erzählten. John fasst zusammen, dass die Homogenität innerhalb der Bewohnerschaft damals eine Voraussetzung für solidarische Nachbarschaft darstellte und deshalb unterschiedliche Erfahrungen in den Gemeindebauten gemacht wurden. Als Grund dafür nennt er den Wegfall der bisherigen Begegnungsorte und die nunmehrige Konzentration auf Parallelen in der Lebensweise. (John, 1982) In heterogenen Wohnhöfen lagen wenig offensichtliche Parallelen zwischen den BewohnerInnen vor, weshalb sie zum Beispiel weniger dazu neigten im Hof Gespräche mit NachbarInnen zu starten. Während mit homogener Bewohnerschaft der Einstieg ins Gespräch leichter fiel und Bekanntschaften über die Arbeit oft schon vorhanden waren. So schlossen Frauen beispielsweise Bekanntschaft mit den Frauen der befreundeten Arbeitskollegen ihres Mannes.

Im Hof war das Spielen der Kinder schon von Beginn an ein geladenes Thema, das auch heute noch viele Nachbarschaftsstreitigkeiten hervorruft. Das Betreten des Rasens war in den Zwanzigerjahren verboten. Heute markiert ein Schild das Verbot von Ballspielen, Fahrradfahren und Inlineskaten. In einer Befragung, die

das Institut für Soziologie 2006 in drei Gemeindebauten durchführte (Reinprecht, 2006) ist auffällig, dass besonders BewohnerInnen, die 56 Jahre und älter sind, das Kinderspiel als störend empfinden (mit der Wertung 3 auf einer Skala von 1-5). Die vier höchstgereihten Aspekte die im letzten Jahr zu Nachbarschaftskontakt führten sind negative. Drei davon lassen sich auch auf den Hof beziehen. So sind 52% der Befragten im letzten Jahr verärgert über Verschmutzung oder Zerstörung von Gemeinschaftseinrichtungen gewesen. Ähnliches wurde mir auch im untersuchten Wohnhof erzählt. Da der Hof nachts nicht immer abgeschlossen und für alle zugänglich ist, halten sich manchmal Jugendliche hier auf und hinterlassen Müll. Vor einem Jahr wurden auch die Laternen ausgetauscht und reduziert. Die Beleuchtung ist seither schwach und manche BewohnerInnen bewegen sich abends mit der Taschenlampe durch den Hof. Der Aufenthalt von Unbefugten im Hof kann dadurch auch schlechter kontrolliert werden. In der Befragung wurde auch die Rücksichtslosigkeit von Kindern und Jugendlichen (von 38% genannt) und das Nicht Einhalten der Mittags-/Ruhezeit (36%) als Gründe für negative Nachbarschaftskontakte genannt. (Reinprecht, 2006, S. 8) Grundsätzlich ist das Angebot im Hof veraltet beziehungsweise nicht vorhanden. Die Gestaltung des Hofes lässt wenig Aktivitäten zu. Vorrangig wird der Hof aber als Müllplatz und Fahrradabstellplatz verwendet. Die wenigen Bänke sind zum Müllplatz orientiert, der mit Gebüsch umrandet ist. Ansonsten gibt es nur noch zwei Rasenflächen. Während meiner Besuche vor Ort hielt sich nie jemand im Hof auf. Eine pensionierte Bewohnerin erzählt dennoch, dass schon ab und zu kurz jemand draussen sitzt.

DER AUFZUG, EIN NEUER TEIL IM ZWISCHENRAUM

„Na ja, heit is des ja fürchterlich (...). I sag Ihnen, i hab meine Nachbarn gar net kennt, und jetzt mitm Lift, Grüß Gott, Auf Wiederschaun, - net, daß die Nachbarin ma an Briaf annahmat oder so, na!“ (John, 1982, S. 110)

Der Aufzug ist heute Teil aller neuen mehrgeschoßigen Wohnhäuser und garantiert dadurch einen barrierefreien Zugang. Von der Entwicklung des ersten Fahrstuhls Mitte des 19. Jahrhunderts bis zur Baunorm dauerte es jedoch einige Jahrzehnte. Im analysierten Wohnhaus wurden nachträglich Aufzugsanlagen bei allen Stiegen eingebaut, die den Zwischenraum beeinflussten.

Zu Beginn der Entwicklung des Aufzugs war vor allem die Skepsis sehr groß, wie an allen neuen technischen

Errungenschaften. Man verstand nicht wie der Fahrstuhl funktionierte und war von seiner Sicherheit nicht überzeugt. Problematisch war auch seine Definition als *Raum* an sich. Es brachte die Unklarheit mit sich, wie man sich dort nun angemessen und den gesellschaftlichen Normen entsprechend zu verhalten hatte. Ist er nun ein Aufenthaltsraum – so wie man ihn anfänglich versuchte zu verkaufen: Mit samtenen Sitzbänken, goldenen Spiegeln und Kronleuchtern – oder doch ein einfacher Transitraum – wie die Pferdekutsche oder der Zug. Ärzte warnten damals vor der *Elevator Sickness*, die heute einfach als Magenverstimmung, durch die damals wohl sehr heftige, ruckartige Bewegung des Aufzugs zu erklären ist. Auch waren die hygienischen Bedingungen, wie schon beim Treppenhaus, Thema der Diskussionen. Man vermutete eine hohe Ansteckungsgefahr in den Aufzugskabinen, durch die Benützung von so vielen Personen auf so engem und heißem Raum, und warnte vor neuen Epidemien. Aufgrund dieser hygienischen Bedenken kam es in New York City auch zur erstmaligen Beschränkung der Gebäudehöhe. (Stalder u. a., 2009)

Im Wohnhaus in Wien vor dem ersten Weltkrieg unterlag das Haus einer vertikalen gesellschaftlichen Ordnung. Der erste Stock, die *Beletage*, war das nobelste Geschoß und wurde vom Adel bewohnt. Mezzanin, zweiter und manchmal auch dritter Stock waren sozusagen die nächste Stufe und vom Bürgertum besetzt. Das Dienstpersonal und die ärmeren Arbeiterfamilien bewohnten die Geschoße darüber und darunter, welche als hygienisch bedenklich galten und natürlich die Anstrengung des Aufstiegs mit sich brachten. Der Aufzug führte zu einem Strukturwandel im Haus und einer Demokratisierung der Geschoße, die nun gleichwertig nebeneinanderstehen konnten. Die gesetzliche Lage änderte sich in der Zwischenkriegszeit, um fortan Wohnungen auch in den Dachgeschoßen über dem vierten Stock zu erlauben. (Bernard, 2006) Die Zunahme des Verkehrs in den Städten verhalf den oberen Geschoßen auch zu mehr Beliebtheit. Schon in der Zwischenkriegszeit zeichnete sich eine neue soziale Ordnung in den Wohnhäusern ab, die heute auch zu beobachten ist. Die wohlhabende Schicht positioniert sich gerne in den oberen Geschoßen und genießt die Ruhe und Aussicht.

Auch die in der Gründerzeit übliche Trennung von Dienstboten- und Herrschaftseingängen wird durch den Aufzug egalisiert und aufgegeben. Zunächst gibt es noch einzelne Versuche, bei denen der Aufzug den Bürgerlichen vorbehalten wird, doch bald ersetzt er die gewohnte Erschließung für alle gleichermaßen. Der gesamte Zwischenraum veränderte sich mit dem Einzug

des Aufzugs ins Erschließungssystem eines Hauses. Die Treppe stellte bis dahin noch eine sehr bedeutende und repräsentative Rolle im Haus und in der Architektur dar. In den USA führte die Etablierung des Aufzugs dazu, dass das Treppenhaus zu einem reinen Fluchtweg degradiert wurde und sich nur noch im Inneren des Gebäudes versteckt, während der Lift prominent in der Lobby positioniert wurde. Ein neuer Haustyp, genannt *Tenements*, entstand in New York und bediente den enormen Wohnungsdruck und Platzmangel dort. In Europa hatte es der Aufzug etwas schwerer. Er wurde erst ab den 1920er Jahren im Wohnbau eingesetzt und etablierte sich erst so richtig nach dem zweiten Weltkrieg. Mit dem Bau von Wohnhochhäusern in der Moderne wurde der Lifteinbau für höhergeschößige Gebäude auch bald verpflichtend. Die Treppe wurde jedoch nie vollkommen aus der Wahrnehmung verdrängt, sondern nimmt stets eine, wenn auch funktionalistische, aber doch präzise Position ein. Zusammenfassend schrumpfte die Erschließung jedoch schon wesentlich zu einem funktionalistischen Kern zusammen und bediente keine repräsentativen Zwecke mehr. Die Renovierung von alten Gebäuden verlangt heute eine Ergänzung durch einen Aufzug, um die Barrierefreiheit zu gewährleisten. (OIB Richtlinie 4 – Nutzungssicherheit und Barrierefreiheit, 2015) Hierbei kommt es entweder zu einem Einbau des Liftschachts, beispielsweise im Treppenauge, oder aber auch zu einem Zubau. Der Einbau im Treppenaugenebene beeinträchtigt das Treppenhaus in seinem Bestehen immens. Blickbeziehungen zwischen Hinab- und Hinaufsteigenden werden verstellt und auch die natürliche Belichtung wird beeinflusst. Im Analyseobjekt wurde der Aufzug in einen Zubau gesteckt, der turmartig an die Straßenfassade anschließt.

Durch die Vorgabe der Haltepunkte des Aufzugs kommt es zur strikten Gliederung des Hauses in seine einzelnen Geschoße. Das Dazwischen, der Raum zwischen erstem, zweitem, etc. Stock, existiert scheinbar nicht mehr. Die einzelnen Geschoße werden eindeutig voneinander getrennt und bilden sozusagen einzelne Einheiten. Koolhaas spricht bei diesem Thema von der „Zusammenhanglosigkeit der einzelnen Geschoße, als bestünden unterschiedliche Welten übereinander.“ (Bernard, 2006, S. 67) Dies weist darauf hin, dass auch die BewohnerInnen selbst zusammenhanglos übereinander existieren. (Bernard, 2006)

Bei der Nachrüstung von Aufzügen bleibt oft nur die Möglichkeit die Haltepunkte im Halbstock zu installieren, was auch im vorliegenden Objekt geschehen ist. Zusätzlich wird hier nur jedes zweite Geschoß angefahren, was dazu führt, dass BewohnerInnen des

beispielsweise dritten Stockes einen Halbstock tiefer oder höher einsteigen. Demzufolge sind die Geschoße einer nicht so starken Trennung unterworfen, wie zuvor beschrieben.

Traf man sich früher auf der Treppe, so trifft man sich heute ab und zu im Aufzug. Der Unterschied dabei ist einerseits die Aufenthaltsdauer und die Raumwirkung. Der Aufzug bewegt uns von oben nach unten und umgekehrt. Die Geschwindigkeit und Aufenthaltsdauer lässt sich nicht beeinflussen. Im gewünschten Geschoß angekommen verlässt man die Aufzugskabine schnell, um den Weg fortzusetzen und weil der Aufzug wieder in die andere Richtung zurückfahren wird. Diese nicht beeinflussbare Zeit verhindert beispielsweise das Führen von Gesprächen. Die soziale Situation mit jemand Unbekanntem oder kaum Bekanntem gemeinsam im Aufzug zu stehen ist stets eine eigenartige. Die Fahrstuhlkabine ist eng und ohne Ausweg, wodurch man gezwungenermaßen in die sogenannte *intime Distanzzone*, des anderen eindringt, das heißt, dass weniger als 50 Zentimeter Abstand zwischen einander besteht. Man unterscheidet in unserem Kulturkreis zwischen vier Distanzzonen, die die Entfernung zwischen Gesprächspartnern in unterschiedlichen Situationen beschreiben. Je näher umso enger und intimer ist die Beziehung:

„Die intime Distanzzone gestattet direkten körperlichen Kontakt, braucht ein ausdrückliches Einverständnis und bleibt besonders nahestehenden Menschen, mit denen man sehr vertraut ist, vorbehalten. Das Eindringen ohne Erlaubnis ruft Ablehnung oder gar Aggression hervor. (...) Unter Fremden und beim Erstkontakt ist sie tabu.“ (Preußners, 2008, S. 64)

Das Eindringen in die *intime Distanzzone* von NachbarInnen im Aufzug führt zu innerlichem Stress und Anspannung. Man weiß nicht wohin man seinen Blick richten soll, und rätselt ob, beziehungsweise was, man seine/n NachbarIn fragen könnte. Diese unangenehmen Situationen sind nicht geeignet um Gespräche zu führen oder zwischenmenschliche Beziehungen aufzubauen. Beschränken sich nachbarschaftliche Kontakte auf Aufzugsfahrten, wird eher Distanz zwischen den BewohnerInnen aufgebaut, als Austausch stattfinden. (Bernard, 2006; Preußners, 2008; Stalder u. a., 2009)

CONCLUSIO

Die BewohnerInnen des untersuchten Wohnhofs sind zum Teil schon seit Jahrzehnten im Gebäude und kennen sich. Begegnungsorte sind aber unzureichend beziehungsweise benötigen eine Anpassung.

Die Eingangssituation in den Wohnhof ist sehr markant. Die zurückspringende Fassade mit den Grünstreifen rechts und links des Tors dient rein der Repräsentation. Der Verkehr auf der Straße ist nicht stark. Eine Erneuerung dieser Zone könnte für das gesamte Grätzl einen Mehrwert bedeuten. Auch für den angrenzenden Kindergarten und die Firmen wäre eine Aneignung dieses Eingangsbereichs denkbar.

Der Hof weist große Potentiale auf um Nachbarschaftskontakte zu fördern. Er ist groß, hell und es wachsen große, alte Bäume. Es fehlt aber an Anreizen und möglichen Aktivitäten. Umgestaltungen und Überlegungen zu neuen Funktionen wären notwendig. Das Miteinbeziehen von BewohnerInnen in die Planung wäre sinnvoll, da viele pensioniert sind und Zeit haben. Durch einen partizipativen Prozess könnte man den Kontakt unter den BewohnerInnen und die Identifikation mit ihrem Wohnhaus fördern. In der schon oben erwähnten Befragung von GemeindebaubewohnerInnen vom Institut der Soziologie stehen 26% einer aktiven

Teilnahme bei der Planung und Veränderung der Zwischenräume im Wohnumfeld positiv gegenüber. Weitere 49% fänden es gut, würde sich jemand dafür einsetzen. (Reinprecht, 2006, S. 16) Die Toleranz und Motivation für Veränderung ist also groß. Die Hofräume der Wohnhäuser in denen die Befragungen stattgefunden haben und die Zusammensetzung der Befragten, ähneln dem hier vorliegenden Wohnhof stark, weshalb ein ähnliches Ergebnis zu erwarten ist.

Darüber hinaus könnte ein neues selbstschließendes Tor die Probleme von nicht ansässigen Benutzern des Hofes beseitigen. Ein aktiv genutzter Hof würde aber generell für mehr soziale Kontrolle sorgen.

Die innenliegenden Zwischenräume sind in den meisten Stiegenhäusern sehr beengt. Das Anbringen oder Abstellen von Gegenständen im Stiegenhaus ist eher schwer möglich. Die Aufzugsnischen, in jedem zweiten Geschoß, die keinen Aufzugshalt aufweisen, stellen hierbei eine Ausnahme dar. Sie sind leere, funktionslose Räume. Die Dachböden mit Waschküchen und Trockenböden werden immer noch von einigen genutzt. Eine Umgestaltung der Waschküche als Aufenthaltsraum, vielleicht mit Dachterrasse, wäre ein großer Beitrag für die Hausgemeinschaft.

KONZEPTE ZUR AKTIVIERUNG

MEHR FÜR ALLE

Durch das Zurückrücken der Fassade im Eingangsbereich entsteht eine verbreiterte Straßensituation. Momentan ist die Verbreiterung teilweise von Rasenflächen ausgefüllt, die mit einem etwa 35 Zentimeter hohen Zaun umrandet sind und daher nur teilweise von Hunden genutzt werden. Für eine Neugestaltung ist es essenziell sich die Umgebung genauer anzusehen: Welche Plätze gibt es? Welche Aktivitäten sind dort möglich? Was fehlt im Grätzel? Direkt gegenüber dem untersuchten Wohnhof ist eine Schule. Es befinden sich aber keine Bänke oder dergleichen vor dem Gebäude. Am Straßeneck steht eine Kirche mit Vorplatz, die zur selben Straße orientiert ist wie das untersuchte Gebäude. Jeweils zwei Blöcke entfernt liegen zwei größere städtische Plätze, die Sitz- und Aktivitätsmöglichkeiten für alle Altersgruppen aufweisen. Im Wohngebäude selbst ist ein Kindergarten untergebracht,

der seinen Zugang rechts vom Eingang in den Hof hat. Links befindet sich der Zugang zu einer Firma. Der Vorbereich des Gebäudes soll einerseits Aufenthaltsqualität für die Familien bieten, die ihre Kinder in den Kindergarten bringen oder abholen – als Begegnungsort für die Eltern und Platz um Kinderwagen, Räder und dergleichen abstellen zu können. Andererseits soll für die ansässigen Firmen ein Außenbereich geschaffen werden, der einen Mehrwert für die Pausen ermöglicht. Durch die Aktivierung der Eingangssituation für die BewohnerInnen des Hauses, die ansässigen Betriebe und benachbarten Institutionen, soll ein *Plus* für alle und ein Ort der Begegnung geschaffen werden. Die eingeschränkte Nutzbarkeit der umzäunten Rasenflächen, soll ersetzt werden, durch teilweise wassergebundenen Bodenbelag, variable Sitzmöglichkeiten und extensivere Begrünung, die eine leichte Zonierung der Fläche ermöglichen.

Abb. 102: Die Sitzmöglichkeiten laden zum Verweilen ein. Sie sind nicht fix montiert, sondern nur durch ein Seil gesichert, was zum individuellen Arrangieren einlädt: Collage zur Umgestaltung des Gebäudevorbereichs.



HOF NEU

Der Hof entspricht in seinen Grundzügen noch der ursprünglichen Gestaltung aus dem Jahre 1928. Es haben aber wesentliche Funktionsverschiebungen stattgefunden. So war ursprünglich der Spielplatz im Zentrum des Hofes. Heute ist er in den kleinen Hof verschoben worden und wird hauptsächlich vom Kindergarten benutzt. Stattdessen steuert man beim Betreten des Hofes heute direkt auf die Müllsammelstelle zu. Müllbehälter befinden sich aber zusätzlich auch im Durchgang zum Hof. Die Bänke, von denen man früher die Kinder beim Spielen beobachten konnte, blicken nun auf die Müllbehälter. Beinahe alle restlichen Bänke sind nicht mehr vorhanden. Früher wurde der Müll am Rande des Hofes gesammelt und hinter Gebüsch versteckt. Dort befinden sich heute die Fahrradabstellplätze. Es sind nur vereinzelt Stellplätze ohne Überdachung vorhanden. Der große Freiraum wird, wie in der Analyse besprochen, wenig genutzt. Es ist an der Zeit den Hof an die Anforderungen der gegenwärtigen und zukünftigen BewohnerInnen anzupassen.

In einer Grafik (Abb. 103) ist ein Konzept zur Neugestaltung veranschaulicht. Die Müllbehälter sollten einen aus dem Zentrum gerückten Platz einnehmen, der so dimensioniert ist, dass er alle Behälter, auch die, die im Durchgang stehen, aufnehmen kann. Eine

bewachsene Pergola für den Müllplatz würde den Hof zonieren und die Mülltonnen auch für Blicke vom Balkon verstecken. Die Fahrräder sollten einen gesammelten Abstellplatz mit Überdachung, möglichst nahe am Eingang zum Hof, erhalten. Der Abstellplatz ist somit für alle BewohnerInnen gut gelegen und attraktiviert das Fahrradfahren. Der überdachte Platz könnte durchaus auch größer geplant werden, um den Aufenthalt auch an Regentagen draußen zu ermöglichen. Das zurück gewonnene Zentrum des Hofes soll für verschiedenste Tätigkeiten nutzbar sein. Sitzgelegenheiten an verschiedenen Positionen im Hof und abwechslungsreicher Orientierung sollen platziert werden. Bewachsene Pergolen lassen einen gemütlichen und intimeren Aufenthalt im gemeinsamen Hof zu. So kann sich jede/r BewohnerIn und BesucherIn einen Platz abhängig von Wetter, Stimmung, Exponiertheit und Ausblick aussuchen. Sitzgruppen beziehungsweise Tische ergänzen die Sitzgelegenheiten und ermöglichen auch ein Frühstück im Hof oder eine gemeinsame Grillerei. Der Hof ist groß und gut belichtet, deshalb bieten sich Mietergärten an. Es leben viele PensionistInnen im Haus, die solch ein Angebot möglicherweise schätzen würden. Besonders beim *Gartln'* entstehen viele Kontaktmöglichkeiten unter den NachbarInnen. Eine Gartenhütte ist schon im Hof vorhanden, aber nur von der Hausbesorgerin zugänglich. Ein Lagerraum für alle BewohnerInnen erleichtert auch das Teilen von Gartengeräten und könnte gemeinsam mit dem Müllplatz und dem Fahrradabstellplatz eine Einheit bilden, die den Hof zoniert. Generell ist die Reduktion der befestigten Fläche auf das Notwendigste anzu-

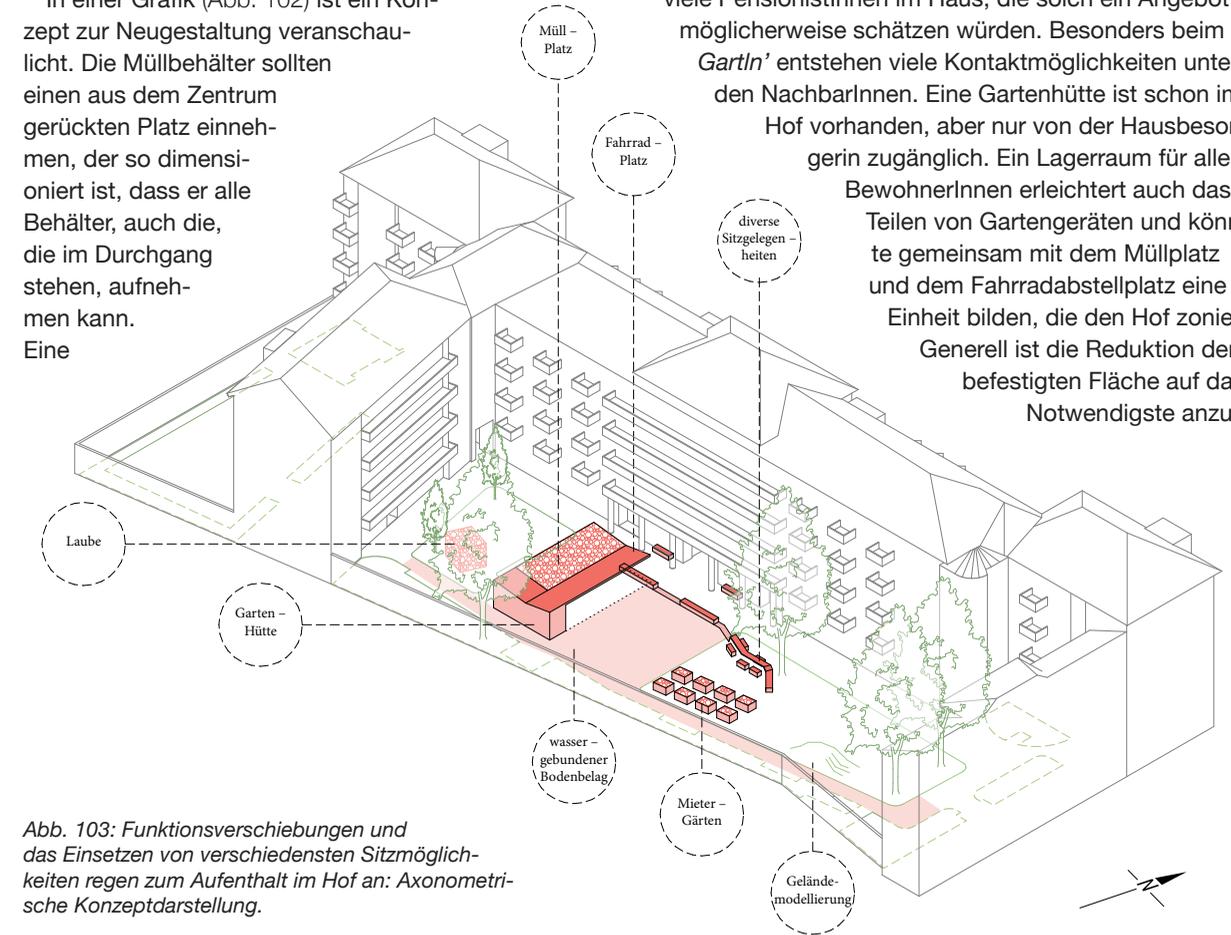


Abb. 103: Funktionsverschiebungen und das Einsetzen von verschiedensten Sitzmöglichkeiten regen zum Aufenthalt im Hof an: Axonometrische Konzeptdarstellung.

streben. Ein wassergebundener Bodenbelag begünstigt die Versickerung, ohne bei Regenwetter schlammig zu werden. Die Sand-Kies-Oberfläche stellt auch zum Befahren mit Rollstuhl, Fahrrad und Kinderwägen keine Einschränkung dar. (Pitha & Scharf, 2012)

Eine einfache Geländemodellierung der Rasenflächen sorgt für Abwechslung und regt das Kinderspiel an. Kinder können rauf und runter laufen, rollen und im Winter rutschen und ihre Perspektive über den Hof verändern.

Grundsätzlich wäre ein Mitbestimmen und Mitgestalten der BewohnerInnen anzustreben. Anhand eines Fragebogens und eines BewohnerInnentreffens könnten ihre Interessen und Vorstellungen erhoben werden. Mit Planspielen und anderen partizipativen Methoden können neue Nutzungen gemeinsam mit den NutzerInnen gefunden und Strategien zur Umsetzung entwickelt werden. Das Miteinbeziehen von den tatsächlichen NutzerInnen stellt nicht nur sicher, dass die Neugestaltung den Bedürfnissen der BewohnerInnen entspricht, sondern fördert die Identifikation mit dem Ort und damit das Engagement zum Erhalt.

AUFZUGSNISCHE IM HALBSTOCK

Durch die Platzierung der Aufzüge im Halbstock, ergeben sich in jedem zweiten Geschoß Nischen, die keinen Zugang zum Aufzug aufweisen. Diese Nischen haben keine Funktion und werden nicht genutzt. Wie die Nischen mit den Zugängen, verfügen auch sie über Fenster und sind daher gut belichtet. Die Nische ist 1,50 mal 1,40 Meter groß – beziehungsweise inklusive der Wandöffnung sogar 1,50 mal 1,95 Meter. (Abb. 104) Eine Sitzzecke könnte den Zwischenraum für die Bewohnererschaft als Begegnungsort aktivieren. Begegnungen im Stiegenhaus können hier zu einem gemütlichen Austausch zwischen NachbarInnen werden. Doch auch als zusätzlicher Raum kann er MieterInnen dienen, die ihn sich als *Raumplus* temporär aneignen. So können beispielsweise BewohnerInnen, die mit ihrer Familie auf engem Raum wohnen, die Nische als Rückzugsort nutzen.

Jede Nische könnte unterschiedlich ausgeführt sein und somit für verschiedene Situationen passend sein. Durch die Größe der Nische ist von Arbeitsbereich mit Schreibtisch, bis Kuschelecke oder Sitzlandschaft alles

möglich. In der Grafik (Abb. 105) sind zwei mögliche Bespielungen der Aufzugsnische konzeptuell als Ansicht dargestellt. In der linken Variante dienen zwei Sitzstufen zum Verweilen. Mobile Würfel können als Hocker dienen und damit auch einen Teil der Sitzstufen als Arbeitstisch nutzen. Die Stufen sind an zwei Wänden angedacht, um gemeinsam mit den mobilen Hockern auch ein Zusammensitzen in einer Runde mit mehreren Personen zu ermöglichen. In der rechten Variante ermöglicht eine Sitzlandschaft entspanntes Liegen. Es können zwei Personen unabhängig voneinander in der Skulptur Platz nehmen und sich ausruhen, lesen oder dergleichen. Darüber hinaus kann die Landschaft auch als Klettergelegenheit für Kinder verwendet werden.

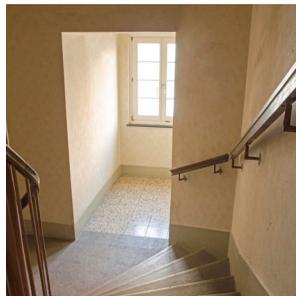


Abb. 104: In jedem zweiten Stock fehlt der Zugang zum Aufzug. Dadurch ergibt sich eine Nische ohne Funktion: Foto der Nische mit Aufzugszugang und ohne.

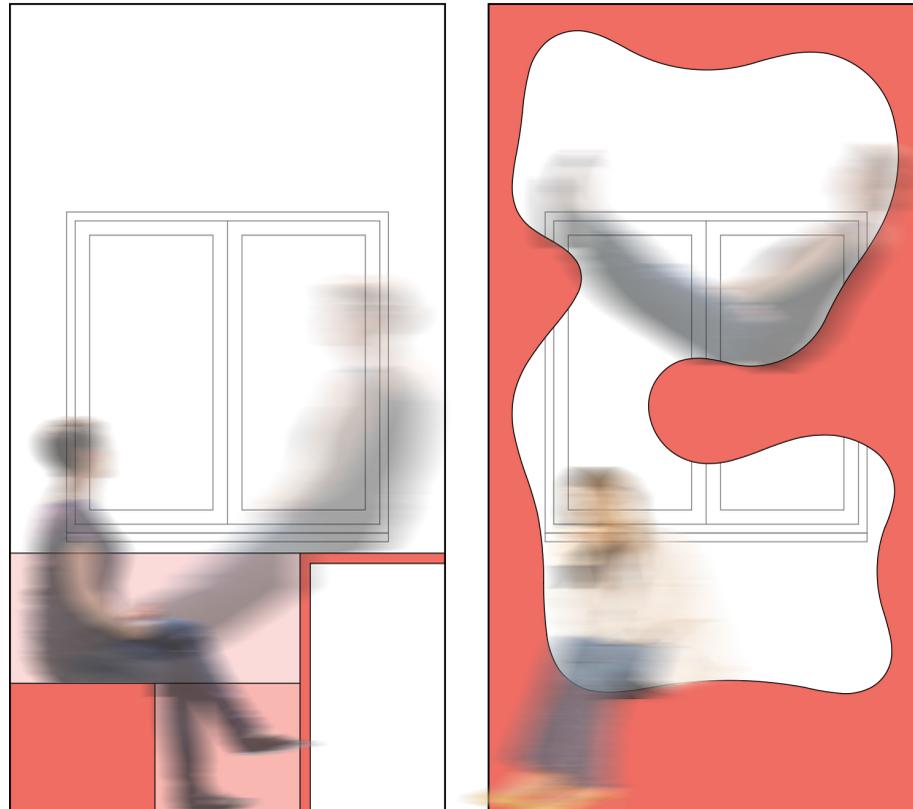


Abb. 105: Sitzlandschaften in der funktionslosen Aufzugsnische: zwei Konzeptdarstellungen als Ansicht.

III.

Wohnzeile der 50er und 60er Jahre

S. 133 Gebäudeauswahl | Fotoessay

S. 139 Räumliche Analyse

S. 143 Begegnung und gelebte Nachbarschaft –
damals und heute

S. 148 Conclusio

S. 149 Konzepte zur Aktivierung

Nach dem zweiten Weltkrieg war Österreich mit Kriegsschäden und Wohnungsnot konfrontiert. Der Bau von Wohnungen hatte oberste Priorität, das Budget dafür war jedoch stark beschränkt. Die Zwangsbewirtschaftung des Wohnungsmarktes spielte, wie in den Zwischenkriegsjahren, eine Hauptrolle in der Schaffung von neuem Wohnraum. Der private Wohnungsbau war in den ersten Nachkriegsjahren sehr gering. Durch neu geschaffene Wohnfonds, wie dem Wohnhauswiederaufbaufond, wurde er gefördert, erreichte aber erst ab den Sechzigerjahren ein erhöhtes privates Investment. (Bobek & Lichtenberger, 1978) Die zeitliche Bedrängnis und die finanzielle Notlage führten zu einem kostengünstigen Städtebau für die Massen. So wurde in Wien zwischen 1945 und 1970 zu einem großen Teil in der Zeilenbauweise gebaut. Etwa 24% der heutigen Wiener Wohnbebauung stammen aus dieser Zeit. (Lebhart, 2015)

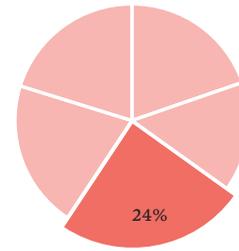


Abb. 106: Der Anteil der Wohnbebauung in Wien aus den Jahren 1945 bis 1970 beträgt zirka 24%

Die Anfänge der Wohnzeile, als städtebauliches Konzept, gehen zurück auf die Moderne. In den 20er und 30er Jahren versuchte man der elendigen Wohnsituation der gründerzeitlichen Stadt zu entgegnen und einen leistbaren, hygienischen und wohnenswerten Lebensraum zu schaffen – durch Rationalisierung und durch *Licht, Luft und Sonne*. (Abb. 107) Le Corbusier veröffentlichte in seinem Werk *Städtebau*²⁰ und später in der *Charta von Athen*²¹ die Prinzipien der modernen Stadt. Die Trennung von Wohnen, Arbeiten, Erholen und Bewegen sollte eine optimale, funktionale Umgebung für den jeweiligen Nutzen ermöglichen. Der Zeilenbau wurde durch die optimierte Orientierung zur Sonne und den Wegfall der schwierigen Ecklösungen als die geeignete planerische Lösung für den Wohnbau angesehen. Die Zeilen bedingten Freiflächen dazwischen, die als Parklandschaften gedacht waren. Man spricht auch von der *vertikalen Gartenstadt*. Der große Unterschied von diesem Modell zur *Gartenstadt* von Howard, abgesehen

von Howards Ziel der gesellschaftlichen Veränderung, ist jedoch die Höhe und Anordnung der Gebäude, sowie die fehlende Gliederung des Freiraums in private und öffentliche Bereiche. (Seyfang, 1980)

In Wien allerdings verdrängte der Wohnhof des *Roten Wien* das Konzept der Wohnzeile in der Zwischenkriegszeit. Letzteres erlangte seine Bedeutung erst in den Nachkriegsjahren beim Wiederaufbau, durch die städtebaulichen Thesen der *gegliederten und aufgelockerten Stadt*²² (Abb. 108), die eine „endgültige Alternative zur Großstadt des 19. Jahrhunderts“ versprachen. (Mutschler, 1987, S. 45) Der neue Städtebau sollte durch „Verminderung der (...) Einwohnerdichte, Schaffung von Freiflächen und Durchgrünung der Wohngebiete“ besser auf die menschlichen Bedürfnisse eingehen (Mutschler, 1987, S. 46). Die realisierten Bauten erfüllten jedoch nur einen Teil der propagierten Thesen:

„Dabei übernahm man jedoch nur das einseitig auf Hygiene und die physische Konditionierung ausgelegte formale Planungsmodell, ohne weitere rationale Kriterien für das Wohnen in der Stadt zu entwickeln; die Freiräume degenerierten dabei zu Abstandsf lächen und die Baugrundstücke wurden durch die teilweise bizarre Straßenführung zu Restflächen degradiert.“ (Seyfang, 1980, S. 60)

20 Das Buch *Städtebau* erschien 1925 und beinhaltet Le Corbusiers Idee von der *Ville Contemporaine*, der modernen Stadt, die wie eine Maschine funktionieren soll. Der Stadtplan zeichnet sich durch die klare Geometrie, die Funktionstrennung und die Bedeutung der Straßen und der großen Parks aus. (s. Corbusier & Hildebrandt, 2015)

21 Die *Charta von Athen* ist das Ergebnis des 4. Kongresses der CIAM (Congrès Internationaux d'Architecture Moderne), die 1933 stattfand, und wurde von Le Corbusier veröffentlicht. Dabei wurde die Stadt nach ihren Funktionen, Wohnen, Arbeiten, Erholen und Verkehr gegliedert. „In der Praxis hatte sie verhängnisvolle Folgen. Sie isolierte menschliche Tätigkeiten, verhinderte Kontakte und nachbarschaftliches Miteinander, erschwerte Mischung und urbane Kommunikation – trotz oder wegen der Rolle des verbindenden Verkehrs.“ Die *Charta* beeinflusste insbesondere die Stadtplanung der 50er und 60er Jahre. (Corbusier & Hildebrandt, 2015, Vorwort von Wolfgang Pehnt)

22 Die *gegliederte und aufgelockerte Stadt* stellt ein städtebauliches Leitbild dar, das sich aus der *Charta von Athen* und der *Gartenstadt* entwickelte. So nimmt diese Theorie auch das Prinzip der Funktionstrennung auf. Große Aufmerksamkeit wird der Relation zwischen Wohnraum und Freifläche gewidmet, um bei möglichst geringem Bodenverbrauch den möglichst besten Nutzen für den Menschen zu erzielen. Dabei ergeben sich aufgelockerte Siedlungen mit vier- bis fünfgeschoßigen Gebäuden und ausreichend Freiraum. (s. Göderitz, Rainer, & Hoffmann, 1957)

1952 beschloss man in Wien das *8 Punkte Programm des sozialen Städtebaus*, das unter anderem die Trennung der Gebäude durch Grünanlagen vorschlug, das Badezimmer zur Grundausstattung jeder Wohnung ernannte und die Mindestgröße einer Wohnung auf 55 m² an hob. (Pirhofer & Stimmer, 2007, S. 40) Standardisierung spielte eine wichtige Rolle in der Planung und Errichtung der Wohnzeilen, um ein schnelles und ökonomisches Bauen zu ermöglichen. Durch die Errichtung von größeren Strukturen konnte zusätzlich eine effizientere Bauabwicklung erreicht werden. All diese Parameter konnten durch den Zeilenbau realisiert werden. Die Idee der *gegliederten und aufgelockerten Stadt* wies sich in der Realität als nicht erfolgreich aus. Sie hatte Zersiedelung am Stadtrand und langweilige Schlafstädte zur Folge, deren BewohnerInnen nicht interagierten, sondern sich in ihre Wohnungen zurückzogen. In den darauffolgenden Jahrzehnten versuchte man deshalb mit multifunktionalen und dicht bebauten Komplexen *Urbanität* zu schaffen. Die Großstrukturen der Achtziger- und Neunzigerjahre zeichnen sich durch die hohen und dichten Gebäude aus. In der Sockelzone befinden sich Nahversorger und soziale Einrichtung. (Mutschler, 1987)

Die langen, schmalen Wohnzeilen wurden immer in einem größeren Ensemble, bestehend aus mehreren Zeilen, erbaut. Sie sind nicht dem angrenzenden Stadtgefüge angegliedert, sondern immer quer zur Straße und in Mitten des Grundstückes, umgeben von Grünflächen positioniert. Die Zeilen wendeten sich dadurch von der Straße ab und bestanden ohne Kontext zur Umgebung. Es kam zur „Auflösung des traditionellen Stadtraums“. (Spitthöver, 2002, S. 66) Sie standen parallel zueinander und spannten dazwischen einen Raum auf, der nach dem baurechtlichen Mindestabstand berechnet wurde. Gemäß den neuen Entwicklungen des privaten Auto-besitzes wurden große Sampelparkplätze am Rand, zwischen Straße und Wohngebäude, errichtet. Die somit autofreien Bereiche zwischen den Gebäuden wurden begrünt und als Parkanlagen angedacht. Die innenliegenden Zeilen wurden mit Wohnwegen erschlossen. Man verfolgte dabei das Ziel des *gesunden Wohnens*, nahe an der Natur. Eine Landschaftsplanung war nicht gegeben. Außer Rasen und vereinzelt Bäumen ist noch heute wenig zu sehen. Die Kinder durften auf den Flächen nicht spielen, sondern wurden auf monotone Spielplätze verwiesen. Roland Rainer hielt schon 1965 fest, dass das Grün zwischen den Wohnzeilen von den BewohnerInnen nicht genutzt wird. (Mutschler, 1987, S. 267) Neben der Monotonie und den wenigen Sitz- und Aktivitätsmöglichkeiten war vor allem auch die ständige soziale Kontrolle über die Balkone Grund dafür. Um der

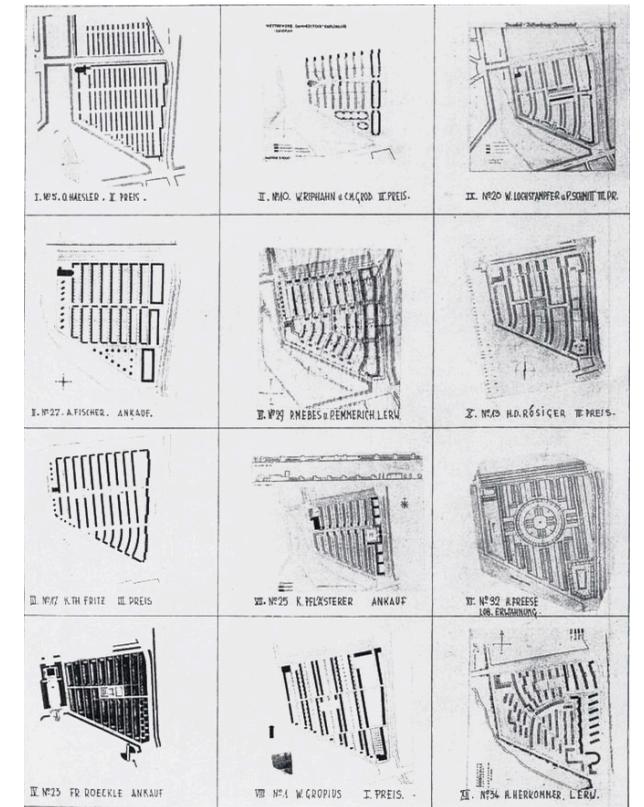
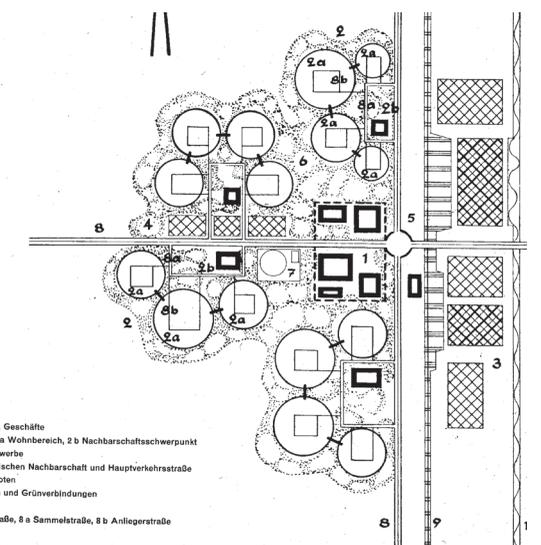


Abb. 107: Die Wettbewerbsbeiträge der Siedlung Dammersiedlung, die in den 1920er Jahren erbaut wurde, zeigen die vorherrschende Bauweise der Wohnzeile in Deutschland: Gropius, Haesler, Schwitters, Dammersiedlung, 1929, Karlsruhe – D.



1. City, Verwaltung, Geschäfte
2. Nachbarschaft, 2a Wohnbereich, 2 b Nachbarschaftschwerpunkt
3. Industrie und Gewerbe
4. Kleingewerbe zwischen Nachbarschaft und Hauptverkehrsstraße
5. Hauptverkehrsknoten
6. Erholungsflächen und Grünverbindungen
7. Sportgebiet
8. Hauptverkehrsstraße, 8 a Sammelstraße, 8 b Anliegerstraße
9. Eisenbahn
10. Schiffahrtskanal

Abb. 108: Schema-Skizze der gegliederten und aufgelockerten Stadt.

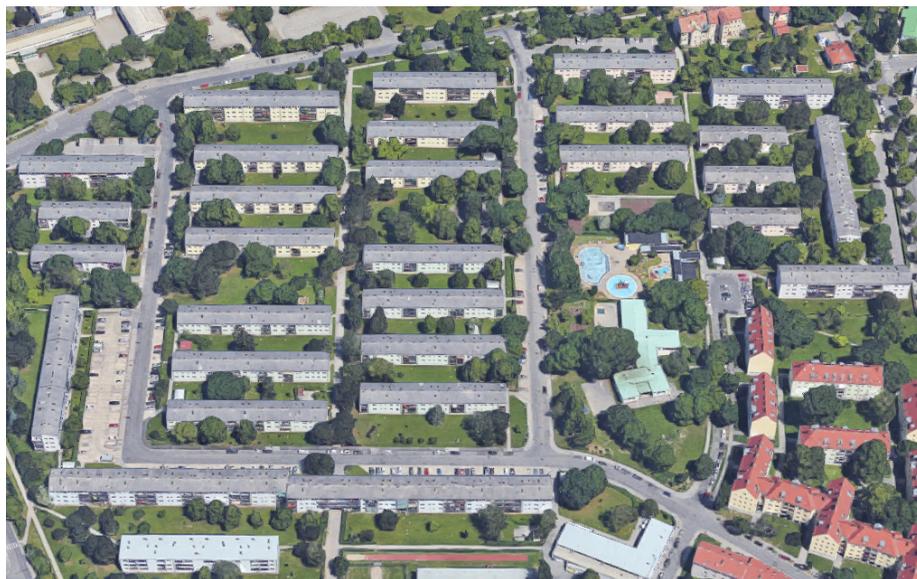
Wohnzeile der 50er und 60er Jahre

Monotonie entgegenzuwirken wurden die Zeilen ab den Sechzigern auch verschieden hoch gebaut und versetzt zu einander angeordnet. Später gab es Mischungen zwischen Zeilen und Punkthäusern. (Mutschler, 1987; Spitthöver, 2002)

Die parallele Organisation der Zeilen zu einander garantierte die optimale Belichtung und Belüftung der Wohnungen. Die Zeilen der 20er Jahre in Deutschland wurden häufig Ost-West orientiert, um die Morgensonne in den Schlafzimmern und die Abendsonne in den Wohnbereichen nutzen zu können. Dies führte im Sommer zur Überhitzung der Wohnungen und im Winter dazu, dass die Wohnungen gar nicht von der Sonne profitieren konnten, da der dann niedrige Sonnenstand gerade im Süden am höchsten wäre. Die Zeilenbauten der 50er und 60er Jahre sind meistens nach Nord-Süd orientiert. Aufgrund der immer gleichen Ausrichtung zur Sonne und der standardisierten Grundrisse der Wohnungen waren alle Nebenräume in eine Richtung, nördlich, und alle Wohnräume in die andere Richtung, süd-

lich, orientiert. Die immer gleiche Ausrichtung hatte zur Folge, dass jede Wohnzeile eine Vorder- und Rückseite aufweist, während der Zugang immer an ihrer Rückseite liegt. Auch die Stiegenhäuser befinden sich stets an der Fassade der Rückseite. Hellbelichtet variierte das Erschließungssystem zwischen Zwei- und Dreispännern. Die Lochfassaden waren vertikal gegliedert: Während an der Rückseite das Stiegenhaus deutlich auszumachen war, fand man an der Vorderseite die übereinander organisierten Loggien oder Balkone, die in den Fünfzigerjahren zur Norm wurden. Die Vorderseite eines Hauses blickte immer auf die Rückseite der nächsten Zeile. Die Schwierigkeit des ebenerdigen Wohnens wurde umgangen, in dem das unterste Geschoß angehoben, wie ein Hochparterre, über dem Erdboden lag, während der Keller nur halb versenkt wurde und dadurch mit Oberlichtern ausgestattet werden konnte. In diesen Wohnbauten findet man keine Gemeinschaftsräume, außer den für damalige Gemeindebauten obligatorischen Waschküchen und Trockenböden.

Abb. 109: Luftbild einer Zeilenbausiedlung aus den Sechzigerjahren: Oska Helmer Hof, 1967, Wien – AT.



GEBÄUDEAUSWAHL FOTOESSAY

Das für die Analyse ausgewählte Wohngebäude wurde Ende der 50er Jahre in Simmering, dem 11. Wiener Gemeindebezirk, errichtet. Die Wohnzeile ist in einem Ensemble von elf Zeilen erbaut, wie es für diesen Gebäudetyp charakteristisch ist. Die Zeilenbauten sind parallel zueinander platziert, auf einem großen autofreien Grund, und weisen jeweils einen Mindestabstand von 20 Metern auf. Das ergibt einen Bebauungsgrad von nur 35%. Deshalb wird für diese Analyse auch der Raum im Außenbereich zwischen den Zeilen thematisiert. Die Gebäude im Süden sind niedrig und haben vier Geschosse, die im Norden gelegenen wiesen bis zu sieben Wohngeschoße auf. Je nach Hauslänge sind bis zu fünf Stiegenhäuser pro Gebäude vorhanden. Als Analyseobjekt wurde die größte Zeile gewählt, die auf sieben Geschossen und fünf Stiegen ursprünglich 105 Wohnungen aufwies und eine Ausdehnung von 10,65 auf 125 Meter hat. (es folgen: Abb. 111-119)

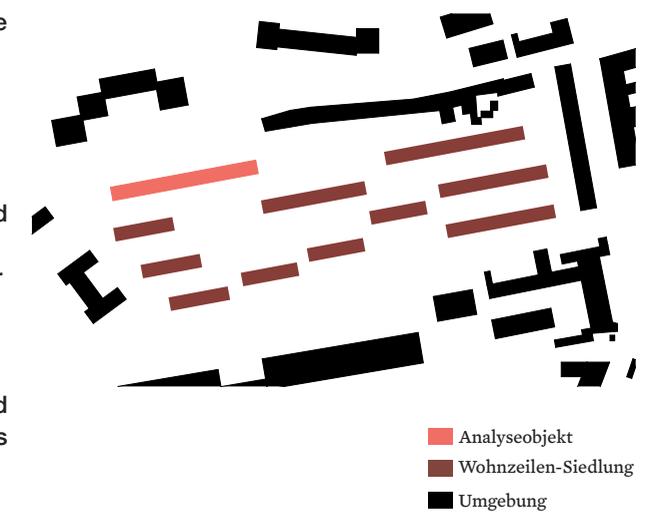


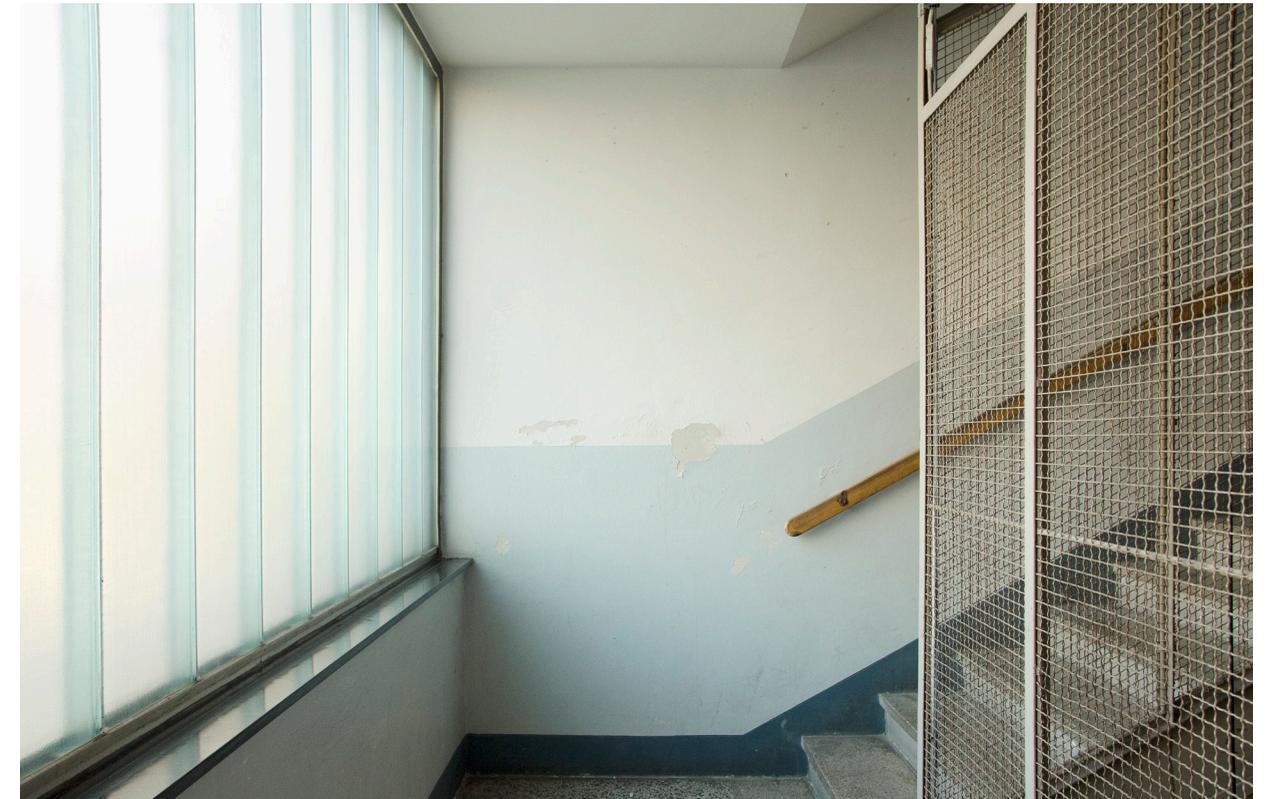
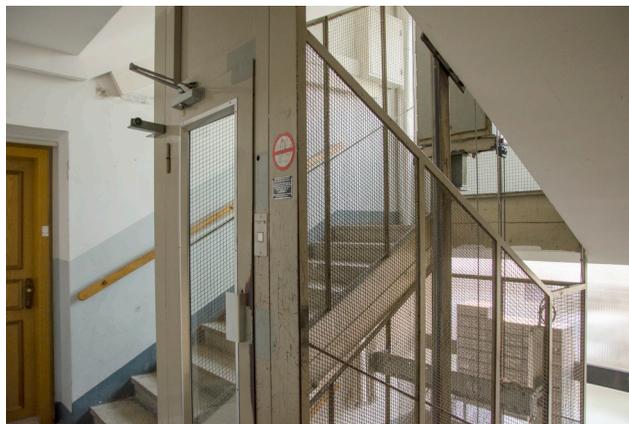
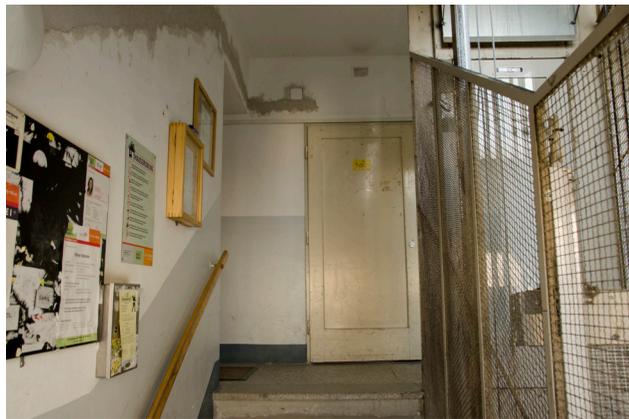
Abb. 110: Lageplan der analysierten Zeilenbausiedlung.

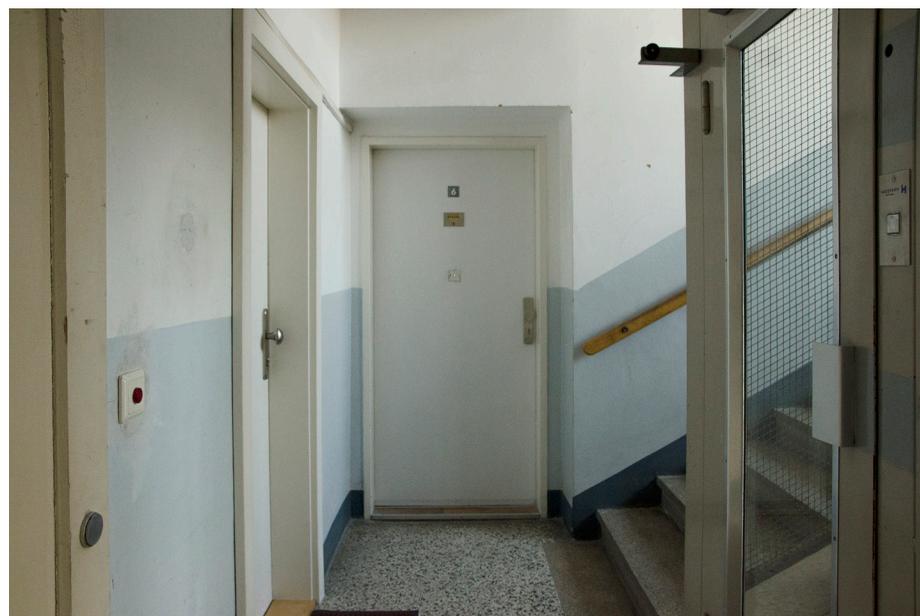
Wohnzeile der 50er und 60er Jahre



Fotoessay







RÄUMLICHE ANALYSE

RAUMBILDUNG | BEGRENZUNG

Das Wohngebäude weist fünf baulich identische innenliegende Zwischenräume auf, die gleichzusetzen sind mit den Stiegen. Die einzigen Eingänge zu den Stiegen liegen aneinander gefädelt an der Nordseite des Gebäudes. Das Überblicken des gesamten Zwischenraums ist nicht möglich, da der Stiegenlauf auf ein Minimum reduziert ist und das Stiegenauge mit einem Aufzug ausgefüllt wird. Begrenzt wird der Raum von Wänden und Treppenuntersichten. Zur Fassade hin sind pro Podest große Glasflächen aus Profilit angeordnet, mit jeweils einem schmalen zu öffnenden Fensterflügel. Pro Geschoss sind zwei bis drei Wohnungstüren vorzufinden, durch die man den Zwischenraum verlässt.

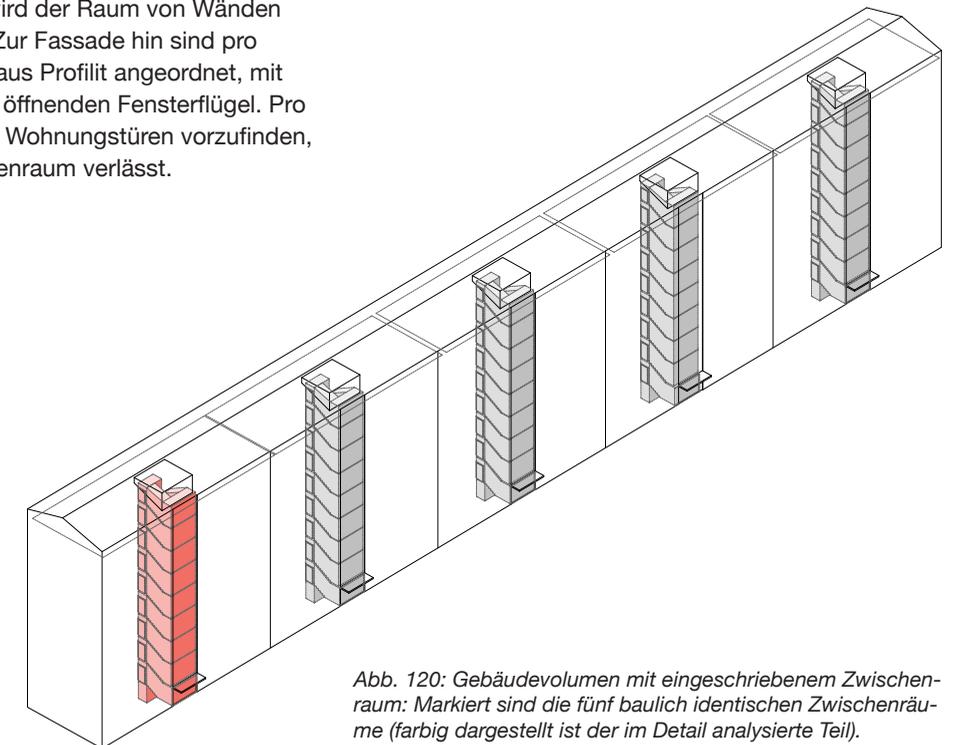


Abb. 120: Gebäudevolumen mit eingeschriebenem Zwischenraum: Markiert sind die fünf baulich identischen Zwischenräume (farbig dargestellt ist der im Detail analysierte Teil).

RAUMFOLGE | SEQUENZ

Das Areal liegt zu der nördlich angrenzenden Straße und dem Parkplatz erhöht. Deshalb ist der Gebäudezugang nur über drei Punkte möglich: Seitlich über eine Treppe oder seitlich über eine Geländeangleichung oder mittig direkt vom vorgelagerten Parkplatz über Treppen. Der asphaltierte Weg befindet sich direkt an der Fassade und führt zu den fünf Stiegenhäusern.

Der Eingang wird durch ein ausladendes simples Dach gekennzeichnet und liegt 30 cm in der Fassade zurückversetzt. Der Bereich beim Eingang ist an der Fassadenseite über die ganze Breite und raumhoch mit Drahtglas ausgeführt. Links befindet sich die Tür. Beim Eintreten ist eine Stufe von 5 cm zu überwinden.

Die Bewegungslinie führt uns direkt zum Treppenaufgang. Rechterhand ist ein freistehendes Postkastenelement im Boden verschraubt. Außerdem befindet sich hier der Kellerabgang.

Über neun Stufen gelangt man in einen engen Vorbereich von dem aus zwei Türen hinausführen, eine rechts und eine schräg gegenüber. Erstere führt in die gemeinschaftliche Waschküche. Letztere ist versperrt und dient den BewohnerInnen als Einlagerungsraum.

Folgt man dem Treppenlauf nach oben, erreicht man nach sechs Stufen das erste Wohngeschoß. Hier sind vier Türen. Drei davon sind Wohnungstüren und öffnen nach innen. Die vierte ist eine einfache Holztür, die sich in den Zwischenraum öffnet und hinter der sich der Gaszähler und Elektrokasten befindet. Die Wohnungstüren weisen eine 3 cm erhöhte Schwelle auf. Der Aufzug ist ebenfalls von diesem Podest zu betreten. Das zweite Wohngeschoß, sowie die darüberliegenden, sind mit dem ersten ident.

Der Aufzug beginnt im Erdgeschoß, etwa einen Meter über dem Eingangsniveau, und endet im siebten Stock. Im Dachgeschoß kann der Aufzugsschacht über den Raum für die technisch notwendige Überfahrt für Wartungen betreten werden.

Benutzt man die Stufen erwartet einen eine zweiläufige Stiege mit jeweils neun Stufen. Zwischen den Läufen liegt der Aufzugsschacht. Das Podest ist schmal und verfügt über ein großes Fenster, welches die gesamte Breite sowie die Höhe bis zur Deckenunterkante ausfüllt. Das Fenster besteht aus vertikalen transluzenten Profilitgläsern. Ganz Links ist ein transparenter, öffentlicher Flügel eingebaut. Die Fensterbank misst eine Breite von 10 cm.

Die letzten beiden Stiegenläufe führen zum Dachgeschoß. Hier ist im Gegensatz zu den vorherigen Podesten keine große Glasfläche angebracht. Die Raumhöhe senkt sich beim Podest auf 1,80 Meter herab. Beim zweiten Stiegenlauf ist die volle Höhe bis unter das

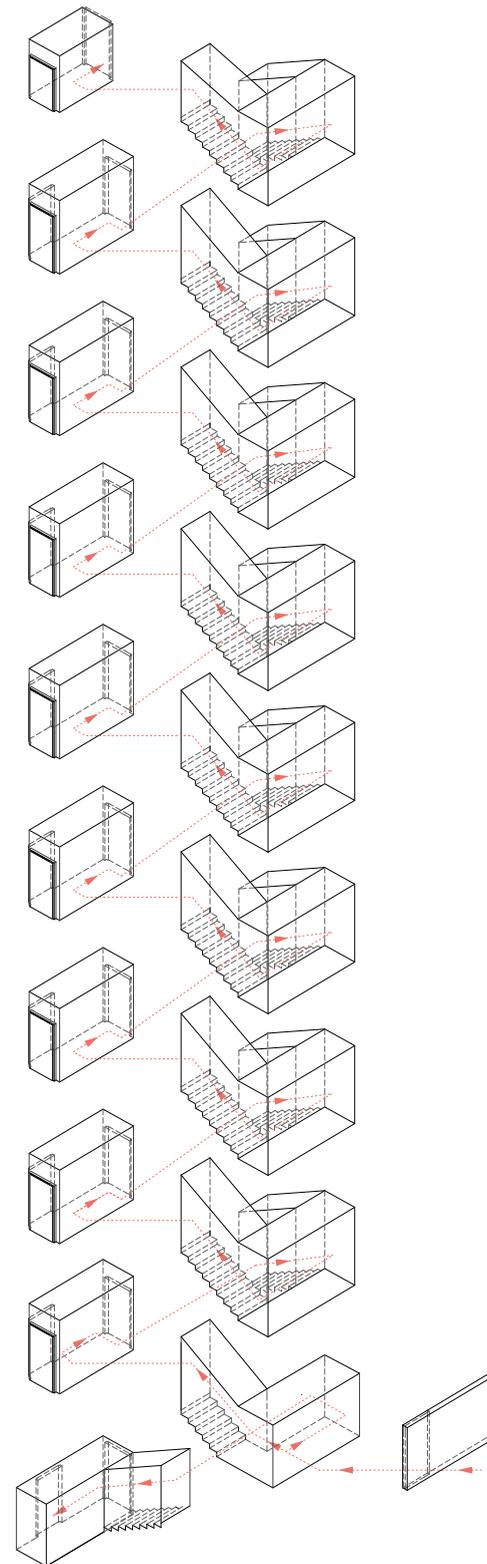


Abb. 121: Der Zwischenraum als Explosionszeichnung mit erkennbaren einzelnen Sequenzen.

Dach der Gaube gegeben und ein kleines Fenster beleuchtet den Raum.

Ein kleiner Vorraum weist zwei Türen auf. Die rechte ist als Technikraum beschildert, versperrt und zur Wartung des Aufzugs gedacht. Die linke Türe ist nur 1,5 Meter hoch, auch versperrt, und führt in den Dachboden. Die Raumhöhe dort liegt am höchsten Punkt bei 1,75 Meter und am niedrigsten Punkt bei 0,9 Meter. Außerdem ist der Raum durch das Gebälk verstellt und somit schwer begehbar.

RAUMSTRUKTUR | GEOMETRIE

Die Wohnzeilengruppe ist auf einem Areal von 42 800 m² platziert. Der Bebauungsgrad liegt bei 20%. Die analysierte Zeile hat eine Nutzfläche von etwa 7600 m², wobei jeweils 190 m² pro Wohngeschoß und Stiege entfallen. Der Zwischenraum erstreckt sich insgesamt auf einer Fläche von 112 m², wobei pro Geschoß und Stiege etwa 14 m² gemessen werden. Das bedeutet, dass der Zwischenraum 7% der Gesamtnutzfläche einnimmt. Der Keller wurde nicht in die Berechnung der Nutzfläche inkludiert, da er in privatnutzbare Lagerräume unterteilt ist. Der Dachboden bleibt ebenso unbeachtet, weil er aufgrund seiner geringen Raumhöhe nur bedingt nutzbar ist. Im Grundriss stellt sich die Fläche des Zwischenraums als sehr komprimierter Raum dar, der sich auf der gleichen Fläche bis in das Dachgeschoß erstreckt. Nach jedem Treppenlauf gelangt man auf ein Podest, welches es in zwei Ausführungen vorhanden ist: Das erste ist auf Geschoßhöhe und beinhaltet die Wohnungszugänge. Das zweite liegt zwischen zwei Geschoßen an der Fassade. Die Geometrie der beiden ist quasi ident. Die Breite mit 1,20 Meter und die Höhe mit 2,60 Meter zieht sich durch den gesamten Zwischenraum.

RAUMLAGE | TOPOGRAPHIE

Die fünf Stiegen, formieren den innenliegenden Zwischenraum, sie liegen auf der Hausseite, die der Straße zugewandt ist. Die Treppenläufe und Podeste bilden eine rechtsdrehende Spirale, deren Auge von einem Aufzugsschacht gefüllt wird. Alle Treppenläufe liegen übereinander. Bei der Aufwärtsbewegung wechselt die Richtung des Blicks zwischen dem gegen Norden auf das Fenster und dem gegen Süden zum Podest der Wohnungseingänge gerichtetem.

RAUMGESTALT | MATERIALITÄT

Die Böden des Zwischenraums bestehen aus Terrazzo mit etwa 1-2 cm großem, weißen, roten, braunen und schwarzem Zuschlag. Die Trittstufen sind ebenfalls mit Terrazzo versehen, jedoch mit kleinerem Zuschlag in

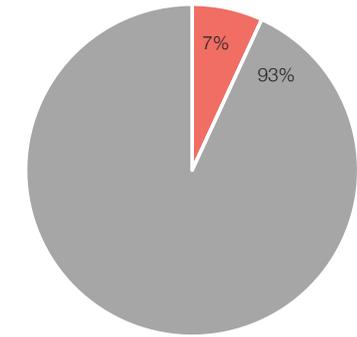


Abb. 122: Verhältnis der Wohnnutzfläche zum Zwischenraum.

weiß, braun, grau und schwarz. Die Setzstufen sind grau gestrichen. Die Wände sind im Sockelbereich mit leicht abwaschbarer Farbe in dunklem Blau und bis 1,20 Meter in hellem Blau gestrichen. Darüber wurde eine weiße normale Wandfarbe verwendet, wie auch für die Deckenuntersichten. (Abb.123)

RAUMFUNKTION | EINRICHTUNG

Der Bereich vor dem Eingang ist überdacht. Die Fassade des Eingangsbereichs ist zur Gänze aus Drahtglaselementen mit breitem, dunkelgrau gestrichenem Metallstock. Ein horizontales Band zieht sich über die gesamte Breite. Auf derselben Höhe ist an der Tür ein Holzbalken über die gesamte Türbreite angebracht, der als Drück- und Ziehelement beim Öffnen gedacht ist. Links neben der Tür befinden sich Gegensprechanlage und Schlüsselöffnung für Feuerwehr und Post. Das Drahtglas ist nicht klar durchsichtig.

Innen ist rechts das von außen schon sichtbare Postkastenelement freistehend im Boden verschraubt. Links nach dem Eingang ist das schwarze Brett für HausbewohnerInneninformationen angebracht.

Die metallenen Zargen und Blenden der Wohnungseingangstüren sind in hellem Grau gestrichen. Das Türblatt ist weiß und jeweils auf Augenhöhe mit Namensschild und Türspion ausgestattet. Die Türschwellen sind 3 Zentimeter hoch und mit gesprenkeltem Linoleum beklebt. Vor den Schwellen liegt fast überall ein Fußabtreter. Manche Türen sind mit Kränzen oder Willkommenswünschen dekoriert.

Die Verglasung bei den Podesten erstreckt sich über die gesamte Breite und bis zur Deckenunterkante. Etwa 30 Zentimeter breite Profilitglaselemente stehen vertikal nebeneinander. An der Ober- und Unterkante sind sie mit schmalen Metallprofil eingefasst. Links ist ein transparenter Fensterflügel, der den Originalen durch ein Zweischiebenglas mit weißem Profil ersetzte. Die Fens-

Wohnzeile der 50er und 60er Jahre

terbank aus Kunststein in Granitoptik ist 10 Zentimeter schmal. Links von der Verglasung werden zwei metallene Rohre vom letzten Podest bis nach unten geführt. Ganz oben sind sie mit einem Drehventil versehen. Daneben ist jeweils ein Elektrokasten montiert. (Abb. 124)

Die Treppenläufe verfügen über einen hellen ca. 10 Zentimeter breiten Holzbalken als Handlauf, der an zwei Punkten mit Abstand an der Wand angebracht ist. (Abb. 125) Das Treppenauge ist durchgängig bis zu einer Höhe von zwei Metern mit grau-beigen Gittern in schmalen gleichfarbigen Metallprofilen verkleidet. Darin verkehrt der Aufzug, dessen Kabine außen ebenso in hellem Grau-Beige gehalten ist. Die Teleskoptüre nimmt die gesamte Breite des Treppenauges des Wohnungsschoßpodestes ein. Die Aufzugskabine ist 0,90 mal 1,20 Meter groß und 2,20 hoch. Die Aufzugstüre öffnet sich symmetrisch und ist eine metallene Teleskoptür mit vier Elementen, von denen sich je zwei auf eine Seite klappen. Der Boden ist mit rot gesprenkeltem Linoleum ausgelegt. Die Wände sind aus grünen vertikalen Plastikelementen. Mittig an der Hinterwand hängt ein Spiegel, der 0,4 Meter breit und 0,7 Meter hoch ist.



Abb. 123: Materialien im Zwischenraum: Wandoberfläche und Bodenbelag.



Abb. 124: Das Fenster im Stiegenhaus bringt viel Licht in den Zwischenraum, bietet aber keinen Ausblick: Fensterdetail.



Abb. 125: Detail des hölzernen Handlaufs.

BEGEGNUNG UND GELEBTE NACHBARSCHAFT – DAMALS UND HEUTE

Die Widersprüchlichkeit der Fünfzigerjahre:
„Trümmerschutt, Fortschrittsoptimismus, Amerikanisierung, Heimatfilm, Produktivitäts- und Preissteigerung, Arbeitslosigkeit, Automation, „Sexbomben“ und „Heimchen am Herd“, auf den Hunger und die Armut folgende Eß-, Möblierungs- und Auto“wellen“, Espresso und wilde Sitten (Halbstarke), rigider Moralismus, betonte Biederkeit und großstädtische Zivilisation, Medienexpansion und die Bewegung gegen Schmutz und Schund.“

(Nierhaus, 1993, S. 17)

Die Nachbarschaft wurde in den 50er und 60er Jahren zu einem zentralen Thema der Stadtforschung. Der Mensch, für den doch eigentlich geplant wird, und seine sozialen Bedürfnisse sollten in den Vordergrund rücken. So versuchte man aktuelle sozialwissenschaftliche Erkenntnisse in der Städteplanung zu berücksichtigen. Eine Theorie war die Planung von Nachbarschaftseinheiten, wie sie zum Beispiel Clarence Arthur Perry schon 1929 vorschlug. Dabei sind Städte in kleinere Einheiten zu gliedern, die selbstständig existieren können. Dadurch sollten dorfnährliche Strukturen entstehen, die dementsprechend die Bildung von nachbarschaftlichen Beziehungen fördern sollten. Man muss jedoch zur Kenntnis nehmen, dass die Planung von Nachbarschaften in den Wohnbauten der Nachkriegszeit nicht gelungen ist. Die Eingliederung der aktuellen soziologischen Erkenntnisse in die Wohnbau- und Städteplanung war nicht geglückt. Aus heutiger Perspektive lassen sich für das Scheitern verschiedenste Gründe anführen, die im Folgenden zum Teil auch erläutert werden. (Reutlinger, 2015)

NEUE HÄUSLICHKEIT

Durch den Wohnungsmangel direkt nach dem Krieg mussten viele Menschen anfangs in Notquartieren untergebracht werden. Ein Zuhause und ein geordnetes Leben in der Familie wurde von den PlanerInnen und PolitikerInnen propagiert. Angekommen in den neuen Wohnhäusern führte dies zu einer *neuen Häuslichkeit* und zum Rückzug in die Familie. Die Menschen verbrachten den Großteil ihrer Freizeit zu Hause in den eigenen vier Wänden, mit Radiohören, Lesen oder Handarbeiten. Man besann sich auf traditionelle Geschlechterrollen, die schon in der NS-Zeit das Ideal waren. Frauen aber wurden wieder aus der Arbeitswelt verdrängt und zurück an den Herd geschickt, um sich ausreichend für die Familie und das Wohl des Mannes und der Kinder kümmern zu können. (Spitthöver, 2002) Spitthöver merkt dazu an:

Es „muss festgestellt werden, dass der Lebensalltag der Hausfrauen in hohem Maße von Kontaktarmut und räumlicher Bewegungseinschränkung gekennzeichnet war. Es ist anzunehmen, dass die nutzungsfeindliche Gestaltung der Freiräume im Geschosswohnungsbau diese Struktur zusätzlich verstärkt hat.“ (Spitthöver, 2002, S. 72)

Die Wirtschaft musste erst wiederaufgebaut werden und das Haushaltsbudget war klein. Dies führte verstärkt zur Freizeitgestaltung zu Hause. Männer waren weniger an

zu Hause gebunden, da sie zu einem großen Teil ihre Zeit in der Arbeit verbrachten oder auch im Wirtshaus im kommunikativen Austausch mit anderen waren.

Nach mehreren Besuchen im Gebäude habe ich festgestellt, dass ein reges Ein- und Ausgehen herrscht. Die meisten BewohnerInnen leben schon seit Jahrzehnten hier. Die Wohnungen sind mit durchschnittlich 65 m² klein und die letzte Renovierung ist schon eine Weile her. Die BewohnerInnen setzen sich aus großteils PensionistInnen und sozio-ökonomisch schwachen Familien zusammen. Diese Bevölkerungsgruppen sind auf diese Wohngebäude verwiesen und verbringen viel Zeit zu Hause, wie im Kapitel *Nachbarschaft. Wozu?* schon genauer erläutert wurde. Die Häuslichkeit lässt sich hier aber nicht auf Ideale zurückführen, wie in den 50er Jahren, sondern auf die beschränkten finanziellen Mittel und Möglichkeiten.

TECHNISCHE ERRUNGENSCHAFTEN IM WOHNBAU

Das eigene Bad und auch die Gegensprechanlage waren in den Wohnzeilen der 50er Jahre schon Standard. Im analysierten Objekt war auch von Anfang an ein Aufzug eingebaut (ad. Aufzug s. S. 123). Diese drei technischen Fortschritte hatten zur Folge, dass es weniger Schnittpunkte mit den NachbarInnen im Zwischenraum gab als in den älteren Gebäuden. Im Stiegenhaus gab es damals, wie auch heute noch, drei Anlässe für die man anhielt: Entleeren des Postfaches, Warten auf den Aufzug und Aufsperrern der Haus- beziehungsweise der Wohnungstüre. Begegnungen ergeben sich hier am häufigsten im Erdgeschoß, zwischen Hauseingang, Postkasten und Aufzugstüre. Welche technischen Entwicklungen die Lebensweise seit den Fünfzigerjahren verändert haben und ob diese Auswirkungen auf den Zwischenraum und die Nachbarschaft haben wird in den folgenden Punkten besprochen. In den Fünfzigerjahren hatten die Hausfrauen, die die meiste Zeit in den Wohnungen verbrachten, verschiedene alltägliche Aufgaben zu erledigen, die sie gewisse Zeit in den Zwischenräumen verbringen ließen. So sind beispielsweise das Teppichklopfen und das Wäschewaschen zu nennen:

VON DER TEPPICHKLOPFSTANGE ZUM STAUBSAUGER

In allen Wohnanlagen waren Vorrichtungen vor den Häusern angebracht, die das Ausklopfen von Teppichen ermöglichten. Die Frauen trugen die Teppiche nach draußen, hängten sie über das Gestänge und klopfen sie dort aus. Das Gestänge war stets in der Nähe der

Hauseingänge positioniert, damit der Weg den man mit den schweren Teppichen zurücklegen musste möglichst kurz blieb. Diese Lage lässt darauf schließen, dass man beim Teppichausklopfen durchaus immer wieder anderen BewohnerInnen begegnete. Jedenfalls wurde diese Vorrichtung bald nur mehr selten verwendet, da der Staubsauger erfunden war. Und ein weiterer möglicher Kontaktpunkt gehörte der Geschichte an. (Eisendle, 1993)

„Es war ein Ort der mehr bedeutet als lediglich ein Reinigungsplatz für verschmutzte Teppiche. Es war ein Ort der sozialen Kontakte, ein Ort der Kommunikation. Im Zeitalter der Staubsauger stehen zwar die Stangen noch, aber die Geschichten die man sich dort erzählt hat sind weitestgehend verstummt, (...)“ (Deimling, 2012)

WÄSCHEWASCHEN MIT BEGEGNUNGSPOTENTIAL?

Das Wäschewaschen war bis zur Erfindung der vollautomatischen Waschmaschine, beziehungsweise bis zu deren möglichen Finanzierung für den/die DurchschnittsbürgerIn in den späten Sechzigerjahren, eine der härtesten Arbeiten, die im Haushalt anstanden. In den neuen Wohngebäuden, wie auch im Analyseobjekt heute noch zu sehen ist, waren in den Kellergeschoßen Waschküchen untergebracht. Nach einer strengen Einteilung kam jede Partei etwa vierwöchentlich zum Waschen dran. Der Waschvorgang forderte viel Zeit und Kraft und war meist einzig den Frauen überlassen. Zum Trocknen der Wäsche dienten meistens die Dachböden der Wohnhäuser und oft auch Leinen vorm Haus. Das Aufhängen der Wäsche am Balkon war verboten. Im Analyseobjekt sind keine Wäschetrocknen im Außenbereich mehr zu sehen. Die beschränkte Raumhöhe des Dachbodens könnte aber darauf hindeuten, dass die Wäsche durchaus zwischen den Zeilen zum Trocknen aufgehängt wurde. Da der Waschtage vorgegeben war und immer nur eine Person waschen konnte, waren Kollisionen ausgeschlossen und damit auch Begegnungen mit anderen Frauen in der Waschküche oder auch bei den Wäscheleinen eher unwahrscheinlich. (Knogler, o. J.)

Die heutige Waschküche vor Ort besteht aus einer großen Waschmaschine und einem Trockner. Es gibt einen Plan im Eingangsbereich, in dem man sich zum Waschen eintragen kann. Die Waschküche ist auch heute vermutlich kein Begegnungsort, da in der Waschküche immer nur eine Person waschen kann. Die Einträge im Plan sind eher spärlich. Möglicherweise haben mittlerweile viele Parteien eine eigene Waschmaschine in ihrer



Abb. 126: Der Staubsauger wurde in den Siebzigerjahren zum Standard in jedem Haushalt: Staubsauger Werbung Ende der 60er/ Anfang der 70er.



Abb. 127: In den Fünfzigern und Sechzigerjahren traf sich die Nachbarschaft zum gemeinsamen Fernsehen: Ausschnitt aus der Serie 11er Haus – Folge 1: Manderl Radio 1955-1960.

Wohnung. Die Lage im Keller ist ungemütlich und ein Warten auf die Wäsche wird wohl eher in der Wohnung stattfinden als vor Ort. In vielen neuen Wohnbauten wird die Waschküche explizit als Aufenthaltsraum und Begegnungsort geplant. So lassen sich neuerdings Waschküchen mit anschließender Gemeinschaftsdachterrasse finden oder sie werden in Gemeinschaftseinrichtungen integriert. So ist beispielsweise im Wohnbau *Zipp-mit* (fertig gestellt 2016) in Simmering, dem elften Wiener Gemeindebezirk, die Waschküche im Erdgeschoß positioniert, angrenzend an den Gemeinschaftsraum und Kinderspielraum mit Terrasse nach draußen. Das Angebot soll zum gemütlichen Verweilen während dem Waschvorgang einladen.

UNTERHALTUNGSMEDIUM RADIO UND FERNSEHER

Das Radio war eine der liebsten Freizeitbeschäftigungen in den 50er Jahren. Dieser Tätigkeit ging man selbstverständlich zu Hause nach. (Spitthöver, 2002, S. 71) Die damalige Erweiterung des Rundfunkprogramms auf das Fernsehen veränderte die sozialen Strukturen in den Wohnhäusern kurzzeitig. Aufgrund des hohen Preises, besaßen anfangs nur wenige Familien einen Fernsehapparat. Die Nachbarschaft sammelte sich somit beim Nachbarn mit Fernseher zu den immer häufiger werdenden Sendezeiten. Das Kasperltheater im ORF führte beispielsweise zum großen Treffen aller Kinder der Nachbarschaft. Es ist anzunehmen, dass sich beim gemeinsamen Mitfiebern bei Sportereignissen oder ähnlichem viele NachbarInnen besser kennen lernten. Ende der Sechziger Jahre wurde das gemeinsame Fernsehen wieder weniger häufig, da immer mehr Leute ein eigenes Gerät besaßen.

Heute gibt es kaum jemanden ohne Fernsehgerät und die Auswahl an Programmen ist so groß, dass viele täglich ihre Freizeit mit Fernsehen verbringen. Folglich ziehen sich viele wieder in ihre vier Wände zurück.

ZWISCHEN DEN ZEILEN

„Der Außenraum sollte die Empfindungen der Behaglichkeit, Beschaulichkeit, der Stille und Harmonie, die die Räume der Wohnung auslösen, ergänzen und vertiefen. Aber ‚jene Gefühlswelten können sich nur da einstellen (...), wo die Sinne einen faßlichen [sic] Raum vorfinden, einen Raum also, dessen Abmessungen Beziehungen zueinander haben‘.“ (Huse, 1975, S. 96)

Es ist aufgrund der hier genannten Entwicklungen anzunehmen, dass die Kontaktaufnahme mit NachbarInnen immer schwieriger wurde und wird, da nur wenige Möglichkeiten und Gelegenheiten zur Begegnung gegeben sind. Doch es stellt sich die Frage, inwiefern das gebaute Umfeld kommunikative Prozesse damals beeinflusste und wie es vielleicht heute noch auf diese einwirkt. In einer Expertise im Auftrag der deutschen Bundesforschungsanstalt für Landeskunde und Raumordnung meinen die UniversitätsprofessorInnen Rohr-Zänker und Müller dazu:

„Auf der Gebietsebene wirkt die räumliche Struktur in größerem Maße auf Kontaktaufnahme und soziale Beziehungsgeflechte. Art und Stellung der Baukörper, Architekturqualität, Maßstäblichkeit, Übersichtlichkeit und soziale Kontrollierbarkeit räumlicher Bereiche und der Grad an Nutzbarkeit und Nutzungsvielfalt beeinflussen die Aufenthaltsqualität und damit die Atmosphäre in einem Quartier. Halten sich Menschen gern im öffentlichen Raum auf, ergeben sich eher Kontakte und die Möglichkeit, sich näher kennenzulernen als in einer abweisenden oder uninteressanten Umgebung.“ (Rohr-Zänker & Müller, 1998, S. 47)

Der Freiraum zwischen den Zeilen offenbarte sich aber als monotone, arrangierte Rasenfläche, ohne Angebot oder Anregung für unterschiedliche Aktivitäten. Mit dem Verschwinden von MieterInnengärten, nach dem Nahrungsmittelengpass der Nachkriegsjahre, kam zusätzlich die Idee des dekorativen Grüns zwischen den Zeilen auf. Die Ausstattung der Freiräume war deshalb, und natürlich auch aufgrund der wirtschaftlichen Lage des Landes, sehr reduziert: Ein kleiner Spielplatz mit Standardausstattung und Sitzbänken drum herum, ein paar Bäume, geradlinige, asphaltierte Wohnwege zur Erschließung und Rasenflächen. Da man die Wohnhäuser nur von einer Seite betreten konnte und die Aufenthaltsräume der Wohnungen, sowie deren private Freiräume, auf die jeweils andere Seite orientiert sind, war es schwer den Bezug zu den Freiflächen zwischen den Zeilen aufzubauen. Selbst die Wohnungen im untersten Geschoß wurden als Hochparterre ausgeführt und waren deshalb zirka einen Meter vom Boden abgehoben, weshalb deren Balkone über dem Rasen schwebten. Auch hier war kein Zugang zum allgemeinen Freiraum gegeben. Besteht kein direkter Bezug zum Freiraum wird er automatisch weniger spontan genutzt und die Nutzungsfrequenz sinkt. Es wurde sozusagen das gegenteilige Prinzip der Wohnhöfe der Zwanziger- und Dreißigerjahre angewandt, bei denen die Erschließung

durch die gemeinsame, gestaltete Mitte die Essenz darstellte. Die Aneignungsmöglichkeiten der Zwischenräume sind sehr gering einzuschätzen. (Seyfang, 1980; Spitthöver, 2002)

Die Nutzung dieser Zeilenzwischenräume war also durch räumliche, aber auch durch soziale Faktoren eingeschränkt. Die Ausstattung war rudimentär und nicht ansprechend. Die Nutzung war aber auch durch die Hausordnung eingeschränkt, die etwa das Ballspielen im Rasen verbot, und durch die soziale Kontrolle, der man sich durch die fehlende Zonierung der Räume ausgesetzt fühlte. (Seyfang, 1980) Die Bereiche sind weitläufig und von allen Seiten einsichtig – auch von oben, von den Balkonen aus.

„Diese indifferente Stellung als sozial nicht eindeutig definierte Situation könnte daher als eine der zentralen Ursachen für Verhaltensunsicherheit und Meidung bzw. nur selektive Nutzung der Freiräume im Geschoßwohnungsbau durch bestimmte Gruppen vermutet werden“ (Seyfang, 1980, S. 15)

Heute zeigt sich der Raum zwischen den Wohnzeilen meist unverändert, obwohl diesbezüglich schon kurz nach ihrem Bau Kritik laut wurde. In Publikationen, wie beispielsweise *Umbau von Wohngebieten der Fünfziger Jahre*, aus dem Jahr 1987 von Martin Mutschler, sind zahlreiche Vorschläge zur Aktivierung dieses Zwischenraums aufgeschlüsselt. Viele Ideen beschäftigen sich mit dem Schaffen von möglichen Begegnungsorten für die Bewohnerschaft. Kernthemen sind die eindeutige Grenzziehung zwischen öffentlichem und privatem Grund, die Zonierung des Abstandsgrün, die Verbesserung des Bezugs der Wohnungen zum Freiraum und die Schaffung von Ergänzungsbauten. Im Wesentlichen versuchen alle Konzepte Aneignungsprozesse der BewohnerInnen zu fördern.

Die Freiräume zwischen den Zeilen haben durchaus positive Merkmale. So ist durch die Sammelparkplätze eine durchgehende autofreie Zone gegeben. Straßenlärm und Staubbelastung werden durch die Zeilenbauweise mindestens an zwei Seiten abgeschirmt. Der große Abstand zwischen den Zeilen ermöglicht auch sonnige Freiräume, die man in den beengten Innenstädten oft schwerer findet. Durch den niedrigen Bebauungsgrad der Wohnzeilengruppen ist auch eine nachträgliche Verdichtung am Grundstück denkbar.

CONCLUSIO

Die Zwischenräume in den Zeilenbauten der Fünfziger- und Sechzigerjahre waren seit Beginn an Räume, deren Potentiale zur Begegnung gering waren. Die standardisierte Ausführung der Erschließungszone beschränkt sich auf die Mindestausmaße. Die baulichen Gegebenheiten sind selbstverständlich nur ein Faktor beim Entstehen von nachbarschaftlichen Netzwerken. Die Zusammensetzung der Bewohnerschaft und die intrinsische Motivation zur Kontaktaufnahme sind wichtige Ausgangspunkte dafür. Dennoch lassen sich in den gebauten Zwischenräumen Potentiale heraus Schälen und durch Impulse aktivieren. Vor allem der Raum zwischen den Zeilen ist im Grunde noch vollkommen unberührt und birgt unterschiedlichste Möglichkeiten in sich. Dabei sollte stets beachtet werden, dass:

„Bekanntermaßen bieten ‚durcharrangierte‘ und ‚durchgestylte‘ Freiräume wenig Anknüpfungspunkte, während im baulichen und im sozialen Sinne ‚unfertige Räume‘, einladender sind für Kommunikation und Interaktion, weil sie eine Vielzahl von Möglichkeiten und Optionen vorsehen und Veränderungen zulassen.“ (Rohr-Zänker & Müller, 1998, S. 47)

Die innenliegenden Zwischenräume, sind durch ihre minimalen Ausmaße eher schwer für die Nachbarschaft zu aktivieren. Ein Ansatz wäre die Vergrößerung dieser Bereiche beziehungsweise die Schaffung von neuen Verbindungen. Dabei ist das Bewusstsein der Zuständigkeit, die heute meist erst bei der Wohnungstüre der BewohnerInnen beginnt, zu sensibilisieren. Eine Neugestaltung der Eingangszone wäre beispielsweise denkbar. Der Eingang ist der Raum, an dem sich die Wege aller BewohnerInnen einer Stiege kreuzen. Eine Möglichkeit zum Verweilen oder auch Gestalten dieser Zone würde die Begegnung zwischen MieterInnen fördern.

KONZEPTE ZUR AKTIVIERUNG



Abb. 128: Freiraum zwischen den Zeilen: Wohnweg in der Zeilenbausiedlung.



Abb. 129: Abstandsgrün und Wohnwege in der Zeilenbausiedlung.



Abb. 130: Die schwebenden Balkone des Parterres ohne Bezug zum Freiraum.

ZONIERUNG ZWISCHEN DEN ZEILEN

Zwischen den Zeilen befinden sich am gesamten Siedlungsgelände keine Bänke, keine Spielplätze und keine anderen Aktivitätsmöglichkeiten. Die Flächen zwischen den asphaltierten Wegen sind durchwegs Rasenflächen mit schon großgewachsenen Nadel- und Laubbäumen und teilweise mit Sträuchern. Der Zwischenraum bietet keinen Raum zur Aneignung und regt nicht zur aktiven Benützung an. Momentan besteht die Bewohnerschaft aus großteils PensionistInnen, weshalb hier in den nächsten 20 Jahren ein großer Wandel zu erwarten ist. Eine Sanierung der Häuser ist längst überfällig und sollte die Neugestaltung der Freiräume zwischen den Zeilen mit sich ziehen, um ein attraktives Wohnviertel für eine heterogene Bevölkerung zu werden. Durch die Weite der Zwischenräume und die Offenheit zur Umgebung wirkt der Freiraum sehr öffentlich, jedoch fehlt ihm die Geschäftigkeit von öffentlichen Plätzen. Eine eindeutige Abgrenzung von Siedlungsgebiet und Stadt ist notwendig, um die Zeilenzwischenräume für die BewohnerInnen, als ihren Raum zu verstehen. Diese Abgrenzung kann durch neue Gebäudeteile im Westen und Süden der Siedlung geschehen – Reihenhäuser oder auch einhalbgeschoßige Gewerbeflächen – und damit auch als Option zur Nachverdichtung genutzt werden. Ergänzend können nicht begehbare Bepflanzungen, wie Sträucher, Halbsträucher und Gräser oder auch Erdaufschüttungen eine Grenze bilden. Das Absperrn solcher Gebiete nachts hat sich bewährt, wie beispielsweise im öffentlichen Garten Planquadrat in Margareten, Wien. Die Zugänge zur Siedlung könnten mit absperrbaren Toren versehen werden, die tagsüber offen stehen und nachts nur mit Hausschlüssel der BewohnerInnen zu öffnen sind. Innerhalb des Siedlungsareals, zwischen den Zeilen, ist eine Zonierung für unterschiedliche Betätigungsfelder

nötig, um einen menschlichen Maßstab auf die Weite des Raums anzuwenden. Die Aufenthaltsqualität steigt damit, genauso wie das Gefühl der ständigen Beobachtung, wie im Analyseteil besprochen. Folgende Konzepte zur Zonierung werden vorgeschlagen (Abb.131):

Die Haupteinschließung am Gelände ist ein geradliniger, fünf Meter breiter, asphaltierter Weg, der sich von West nach Ost erstreckt. Die Distanz ist mit 360 Metern sehr weit und wirkt aufgrund der Beschaffenheit dieses Weges noch länger. Es wird eine Umgestaltung dieses Weges vorgeschlagen: *Das aktive Band*. Der Weg soll durch leichte Kurven aufgelockert werden und sich immer wieder zu kleinen Plätzen verbreitern. Der Wegesrand wird durch Geländemodellierungen, Sitzgelegenheiten mit Bepflanzungen und Pergolen versehen, die ein zurückgezogeneres Verweilen ermöglichen. Die Verbreiterungen des *aktiven Bandes* sind in der Grafik (Abb.130) beziffert. Vorgeschlagen werden vier kleine Plätze, die unterschiedliche Ausgestaltungen haben und dadurch verschiedene Gruppen ansprechen und diverse Aktivitäten ermöglichen. Es ist ein Spielplatz (1) vorgesehen, der neben Spielgeräten für Kinder auch Klettervorrichtungen für Ältere beinhaltet. Verschiedene Sitzmöglichkeiten erweitern das Angebot für alle Altersgruppen: Sitzgruppen mit Tischen, Bänken und Sitzlandschaften zum Liegen, Entspannen oder auch Spielen. Der *Siedlungstreffpunkt* (2) ist an der Wegkreuzung nahe dem Parkplatz angelegt, da die meisten BewohnerInnen diesen Platz täglich überqueren oder ihn zumindest gut einsehen können. Der Bereich soll als gepflasterter Platz Möglichkeiten für verschiedenste Aktivitäten bieten, wie Siedlungsfeste, Flohmärkte oder erste Versuche mit dem Fahrrad. Sitzgelegenheiten am Rande des Platzes ermöglichen einen Überblick und das Beobachten von

ankommenden NachbarInnen. Grillgelegenheiten regen die Nutzung des Freiraums privat aber auch gemeinsam mit NachbarInnen an. Als nächste Ausdehnung des *aktiven Bandes* soll ein Bereich mit dem Schwerpunkt Bewegung (3) geschaffen werden. Tischtennistische und verschiedene Fitnessgeräte motivieren die älteren BewohnerInnen wie auch die Jugend zur Bewegung. Als letzte Aufweitung ist ein weiterer Platz mit unterschiedlichen Orten zum Verweilen angedacht (4) – Sitzgruppen unter bewachsenen Pergolen, Bänke, etc. – für die BewohnerInnen im Osten der Zeilensiedlung.

Im Herzen der Siedlung ist eine Ruhezone vorgesehen. Eine extensive Bepflanzung mit Bäumen und Sträuchern schafft einen kleinen Wald in der Stadt. Lichtungen mit Sitzgelegenheiten ermöglichen Entspannung und Ruhe in abgeschiedener Atmosphäre. Hängematten und Slacklines ergänzen das Angebot.

Im Süden sollen Sportanlagen eingerichtet werden, die das fehlende Angebot in der Umgebung stellen.

Beachvolleyballplätze und Hartplätze für Basketball, Streetsoccer oder Landhockey bieten die Option zum Teamsport und stellen einen Mehrwert für das gesamte Grätzel dar. Der Bereich sollte außerhalb der Siedlungsumrandung liegen, um die Nutzung nicht einzuschränken und den intimeren Bereich der Siedlung nicht zu gefährden.

Der Bezug der Wohnungen zum Raum zwischen den Zeilen sollte gestärkt werden, um die Nutzung dieser Zwischenräume zu fördern und auch die Wohnungen zu attraktivieren. Den BewohnerInnen des Parterres sollte der Zugang zum Freiraum vom momentanen Balkon ermöglicht werden. Dies kann durch Aufschüttung des Geländes auf Balkonniveau geschehen oder durch Abtrepung. Die privaten Freiräume des unteren Wohngeschoßes können durch einen Gartenteil erweitert werden, der entweder pro Einheit oder auch pro Zeile als Gemeinschaftsgarten angelegt werden kann.

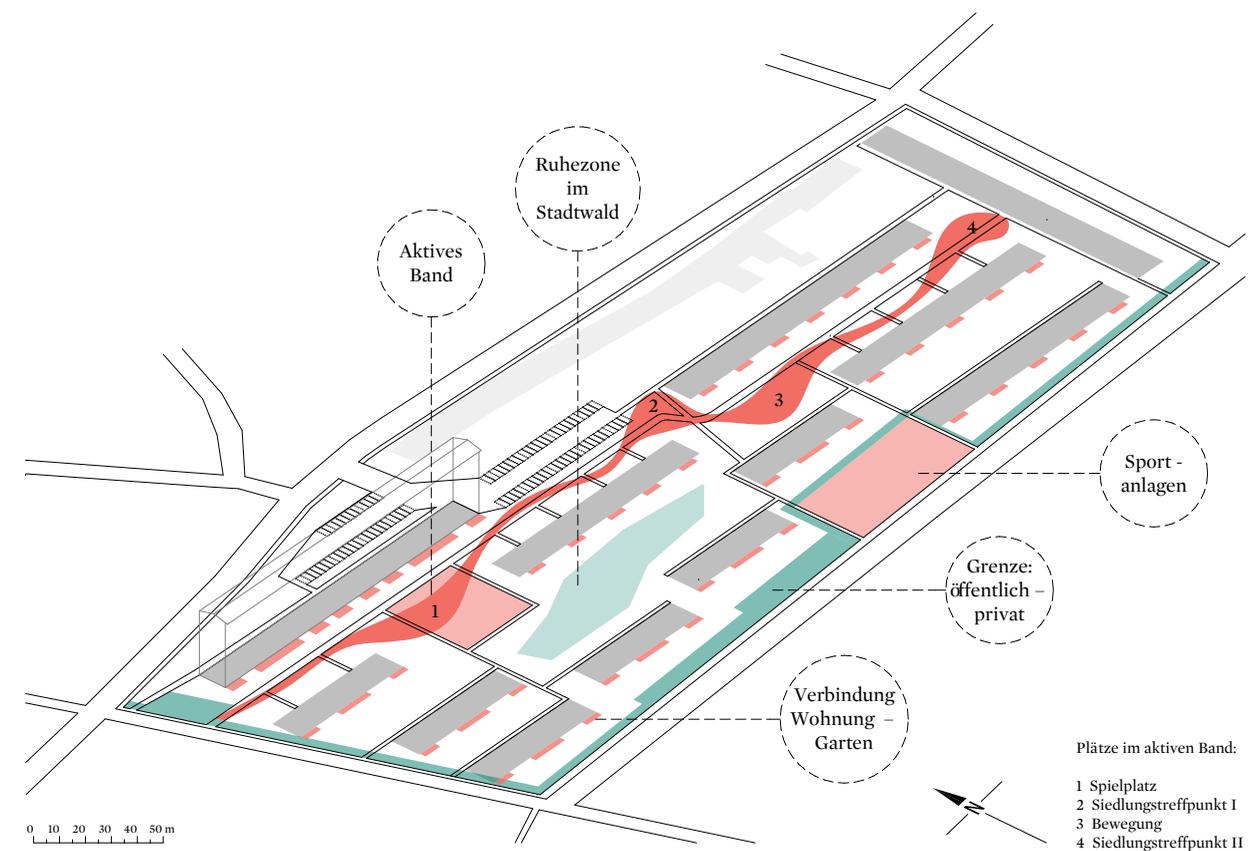


Abb. 131: In der Axonometrie der Zeilensiedlung sind die Konzepte zur Aktivierung des Raums zwischen den Zeilen veranschaulicht.



Abb. 132: Eine Bank unter dem Vordach ermöglicht das Verweilen am Hauseingang: Fotocollage.

EINGANG NEU

Der Hauseingang stellt den einzigen Bereich im Gebäude dar, in dem sich die täglichen Wege aller BewohnerInnen einer Stiege kreuzen. Durch den Aufzug ist der einzige mögliche Ort der Begegnung im Eingangsbereich. Jeder betritt und verlässt das Gebäude durch diesen Bereich, im Haus trennen sich die Wege nach dem Aufzug und außerhalb des Hauses in das öffentliche Wegenetz der Stadt. Der Bereich ist momentan ein reiner Transitraum. Vor und auch nach der Haustüre sind keine Möglichkeiten zum Verweilen geboten. Doch gerade dieser Bereich birgt die höchsten Begegnungspotentiale für die Bewohnerschaft. Immerhin werden 24 Wohnungen pro Stiege erschlossen und diese BewohnerInnen teilen sich diesen Zwischenraum. Der Eingangsbereich sollte deshalb gewisse Aufenthaltsqualitäten aufweisen, um zum Begegnungsort zu werden.

Durch das große Vordach ist der Bereich vor der Haustüre geschützt und schon das Aufstellen einer Sitzbank würde den Raum aktivieren, in dem er eine Einladung zum Verweilen ausspricht. Bei der ausgewählten Zeile, die am Rande der Siedlung liegt, kann man vorm Eingang sitzend das Geschehen der Straße beobachten. Dadurch wird der Aufenthalt interessanter. Bei Wohnzeilen, die innerhalb eines Areales liegen, hält sich das Treiben in Grenzen, weshalb der Ausblick weniger interessant wird. Hier ist eine andere Gestaltung der Eingangszone notwendig.

Vorgeschlagen wird eine Vergrößerung der Eingangszone, durch einen Zubau. Es entsteht ein Raum, der über seine Funktion des Betretens des Gebäudes auch Platz für *mehr* bietet. Durch den Einbau von einfachem Mobiliar, wie einer Sitzecke, wird die Nutzung angeregt. Die Ausgestaltung soll den BewohnerInnen überlassen werden. Durch Sitzpölster, Pflanzen, einem öffentlichen Bücherregal und ähnlichem kann das *Raumplus* von der Bewohnerschaft eingenommen werden. NachbarInnen können sich hier zum Kaffeetratsch oder zum Kartenspielen treffen oder die Post in Ruhe aussortieren. Kinder können den Raum an kalten, verregneten Tagen auch zum Spielen nutzen. Durch das Verweilen im Eingangsbereich trifft man auf seine NachbarInnen und die Raumsequenz wird zum Begegnungsort. Wo man zuvor immer zwischen Tür und Angel stand, bietet der Zwischenraum nun Platz für zufällige Begegnungen und auch für Verabredungen.

Ein Pendant dazu im Außenraum, vor dem Eingang, erweitert das Angebot auch für die warmen Tage.

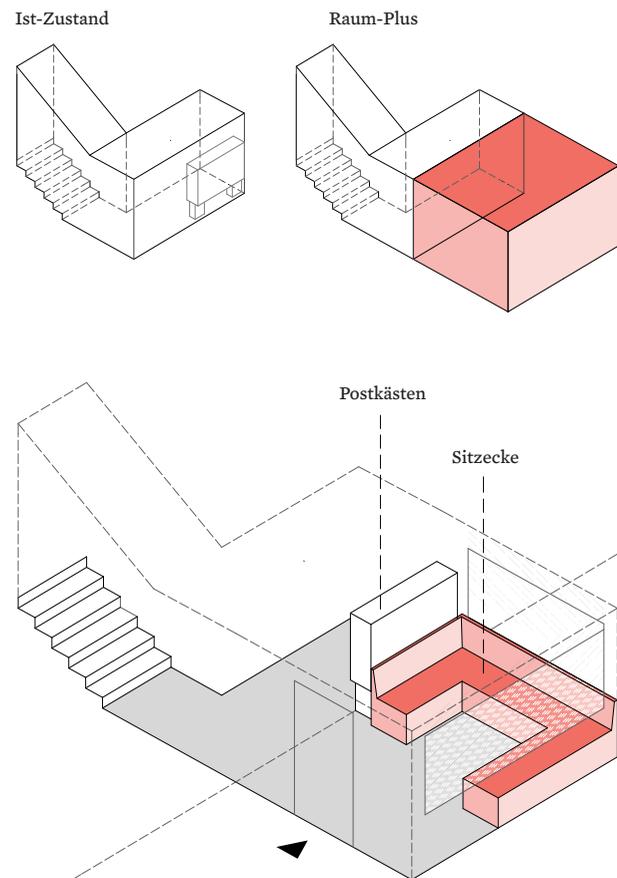


Abb. 133: Eine Erweiterung des Eingangsbereichs schafft einen Begegnungsort für die BewohnerInnen einer Stiege und dient zusätzlich als Raumplus für verschiedenste Aktivitäten.

PODEST PLUS

Haus-Rucker-Co beschäftigten sich in den Sechziger- und Siebzigerjahren mit ungewöhnlichen Raumexpansionen. Ihre ungewöhnlichen Ideen und Herangehensweisen passten gut in die Zeit des Widerstands gegen das Establishment und der Architekturutopien der Sechziger- und Siebzigerjahre. Mit der Installation *Ballon für Zwei* etwa schufen sie eine begehbare Blase, die in der Apollogasse in Wien über die klassizistische Fassade hinaus in den Straßenraum ragte. Die Hülle wurde aus transparenter Kunststoffolie gefertigt und durch Luftdruck zum Blop aufgeblasen. Innen wurden zwei Sitzplätze montiert. Der Raum positionierte sich zwischen privat und öffentlich, zwischen Innenraum und Straßenraum. Dieser Zwischenraum wird vom Inneren des Gebäudes betreten, löst sich beim Betreten scheinbar davon ab und erzeugt ein neues, eigenwilliges Raumgefühl. Haus-Rucker-Co wollten damit eine Bewusstseinsweiterung bewirken und stellten Raum und Raumbildung in Frage. Sie nannten ihre Installation, die sich zwischen Kunst und Architektur einordnen lässt, als *Mind-Expanding-Program* oder auch „drogenfreie-Bewusstseinsweiterung“. (Bina & Haus-Rucker-Co., 2007, S. 12) Ein Jahr darauf 1968 realisierten Haus-Rucker-Co das *Gelbe Herz*, das als „leicht transportables Zuhause für Nomaden oder aber auch nur fürs Wochenende“ dienen sollte. (Bina & Haus-Rucker-Co., 2007, S. 13) Die ebenfalls pneumatische Konstruktion erinnerte an ein UFO und beherbergte ein Bett für zwei Personen. Wenig später 1972 wurden sie zur *Documenta 5* in Kassel eingeladen, wo sie ein ähnliches Projekt ausführten: *Oase Nr° 7*. Dort realisierten sie eine Raumblase mit acht Metern Durchmesser, die ausgestattet mit Palme, Hängematte und reichlich Sauerstoff eine Oase in der Stadt bieten sollte.

Die standardisierten Stiegenhäuser der Wohnzeilen aus den Fünfziger- und Sechzigerjahren sind mit einer Breite von 1,20 Meter genau auf die Fluchtwegbestimmungen zugeschnitten. Ein Aufenthalt in den Zwischenräumen ist nicht vorgesehen und auch kaum möglich. Deshalb ist auch hier eine Erweiterung des zur Verfügung stehenden Raums notwendig, um Orte zur Begegnung und zum Verweilen zu schaffen. Der Zwischenraum ist außerdem eingeschränkt durch die Gegebenheiten des Fensters. Die vertikalen Profilitgläser lassen viel Licht in das Stiegenhaus. Es ist allerdings kein Ausblick möglich. Die *Raumexpansion* ist nur Richtung Norden über die Fassade hinaus möglich. Für eine Aktivierung des Stiegenhauses des Analyseobjektes ist eine Raumexpansion angedacht, die als auskragender Baukörper die Fläche des Podests über die Gebäude-

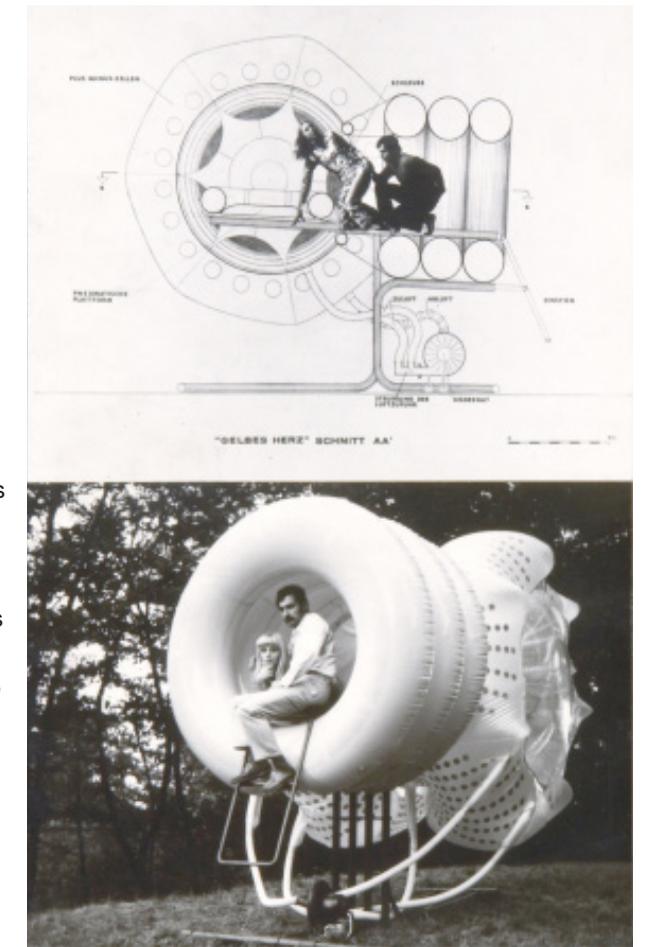


Abb. 134: Die mobile, pneumatische Zelle schafft Raum, wo man ihn gerade braucht: Gelbes Herz, Haurucker-Co, 1968, Wien – AT.



Abb. 135: Die Rauminstallation schafft eine Oase in der Stadt: Oase Nr°7, Haus-Rucker-Co, 1972, Kassel – DE.

Wohnzeile der 50er und 60er Jahre

grenzen hinaus erweitert. Angelehnt an die Installationen von Haus-Rucker-Co wächst ein Ballon aus der monotonen Plattenbaufassade und schafft einen speziellen Zwischenraum für die BewohnerInnen einer Stiege. Eine zweischalige Ausführung der Hülle ermöglicht einen Zugang ohne Schleuse und dient auch der Wärmedämmung. Die betretbare Plattform wird mit dem Tragwerk des Gebäudes gekoppelt. Die Zwischenraumblase könnte mit weichem Mobiliar und Pölstern zum speziellen Entspannungsraum der MieterInnen werden und für Kinder eine besondere Kuschecke mit Blick zum Himmel bieten.

Ein kleinerer Eingriff wäre der Austausch der Fenster des Podests: Das neue Fenster mit transparentem Glas bietet Ausblick und kann durch eine tiefe Laibung und ein tiefer gesetztes Parapet zusätzlich auch als Sitzplatz dienen. BewohnerInnen können sich komplett in die Fensterlaibung setzen, das Wetter und das Treiben unten auf der Straße beobachten oder sie setzen sich auf die Fensterbank mit Blick ins Stiegenhaus und kommunizieren mit den Vorübergehenden.

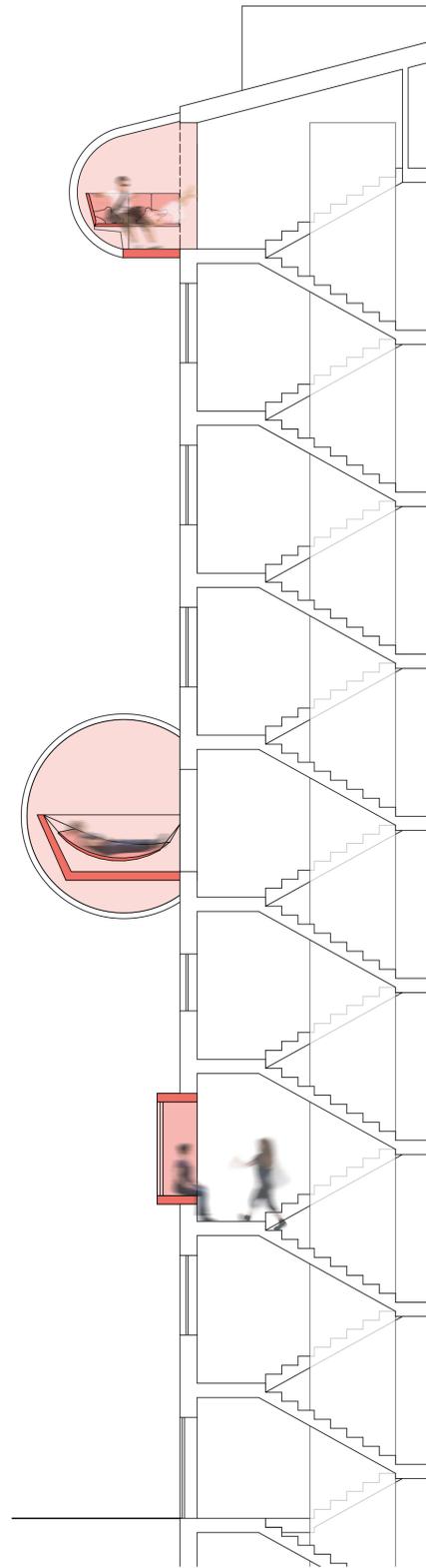


Abb. 136: Im Schnitt des Gebäudes sind drei Variationen von Zwischenraumexpansionen ersichtlich.

Schlusswort

Zwischenräume sind Bestandteil eines jeden Mehrparteienwohnhauses und stellen primär die Erschließungszone dar. Der Raum wird zusätzlich oft zum Abstellen von Gegenständen genutzt, wie Schuhen oder Pflanzen. Unweigerlich sind diese Räume auch der Ort der Begegnung zwischen den BewohnerInnen.

Zahlreiche Beispiele zeigen, dass eine Erweiterung der primären Funktion möglich ist, dadurch ein Mehrwert für das Individuum entsteht und Raum zur bewussten Begegnung von Mitmenschen gestaltet werden kann. Durch Begegnungen im Wohnhaus kann Nachbarschaft entstehen, die einen wesentlichen Beitrag zur Stabilisierung von Quartieren, zur Integration von sozio-ökonomisch-benachteiligten BürgerInnen, zur Chancengleichheit in der Gesellschaft und zum selbstbestimmten Leben leistet. Raum stellt dabei einen von vielen förderlichen Faktoren dar. Die Beschaffenheit und Atmosphäre des Zwischenraums beeinflusst Begegnungen, so wie auch unsere Arbeitsumgebung auf unsere Arbeitsleistung einwirkt. Der Faktor der architektonischen Ausformulierung von Zwischenräumen ist dahingehend für die Bewohnerschaft eines Hauses nicht zu unterschätzen. Möglichkeitsräume schaffen also eine Basis für weitere Entwicklungen. Zwischenräume funktionieren dann als Möglichkeitsräume, wenn sie Platz zur Aneignung lassen, wenn BewohnerInnen sich den Raum zu eigen machen und zu ihren Zwecken nutzen können. Erst wenn Zwischenräume genutzt werden erfüllen sie ihre Funktion als Begegnungsorte. Die Realisierbarkeit von Zwischenraum mit multifunktionalem Charakter ist durch gesetzliche Bestimmungen eingeschränkt. Wie neuere Beispiele zeigen (s. Frauenwohnprojekt ro*sa und BikeCity in Wien), kann durchaus eine alternative Regelung ausverhandelt werden, um die gewünschten Funktionen zu ermöglichen.

Da Neubauten nur einen geringen Anteil am gesamten Wohnbau der Stadt ausmachen, ist es wesentlich auch bei Sanierungen des Altbestandes die Chance zu nutzen, um den Fokus auf Zwischenräume zu legen. Momentan erfolgt eine Sanierung der Zwischenräume nur auf Basis der Barrierefreiheit, etwa durch Hinzu-

fügen von Rampen oder Aufzügen. Zwischenräume unterscheiden sich in den verschiedenen Wohnbautypen wesentlich voneinander, weshalb eine spezifische Auseinandersetzung mit den vorhandenen Räumen maßgeblich ist, um einen relevanten Mehrwert zu erzielen. Es wurden drei Zwischenraumanalysen von drei unterschiedlichen in Wien häufig vorkommenden Wohntypen durchgeführt:

Die erste, eine Analyse eines Arbeitermiethauses der Gründerzeit, zeigte auf, dass durch die Größe der Stiegenhäuser und Gänge durchaus Möglichkeiten gegeben sind. Die Analyse zeigt, dass die Zuständigkeitsgrenze von MieterInnen erst bei der Wohnungstüre beginnt, was sich auch in der BewohnerInnenbefragung deutlich abzeichnete. Dies ist auch zurück zu führen auf die Hausordnung, die es verbietet Gegenstände im Zwischenraum zu platzieren und dadurch die Mehrfachnutzung beträchtlich einschränkt. Auf diese Weise wird der Zwischenraum auf seine primäre Funktion beschränkt und die Möglichkeit zur Begegnung der BewohnerInnen unterbunden. Unter anderem bedarf es einer Form der Lockerung dieser Gesetze, um den MieterInnen den Zwischenraum als Möglichkeitsraum überhaupt bewusst zu machen. Erst durch das Selbstverständnis, dass Zwischenräume bespielt werden dürfen, werden sich Aneignungsprozesse entwickeln können. Bei den Gesprächen mit den HausbesitzerInnen waren vor allem der Brandschutz und die Fluchtwegsbestimmungen ein Thema. Vorgestellte Konzepte wurden hoch angerechnet und wertgeschätzt, doch für die reale Umsetzung war die Erfüllung der gesetzlichen Bestimmungen entscheidend.

Bei der Analyse eines Wohnhofs aus den Zwanzigerjahren stellte sich heraus, dass der Hof, der im Roten Wien als gemeinsame Mitte geplant wurde, seine Funktion weitgehend verloren hat und eine Reaktivierung notwendig ist. Die Möglichkeiten sind hier reichhaltig. Auch im Inneren des Gebäudes sind durchaus Nischen und größere Gangflächen, die eine Aktivierung erlauben. Als besonders überraschend stellten sich die Nischen heraus, die durch den nachträglichen Aufzugs-

zubau entstanden sind. Bedenkt man das Schaffen von nutzbaren Zwischenräumen bei einem solchen Zubau gleich mit, könnten durchaus interessante Lösungen für die Bewohnerschaft entstehen, ohne einen größeren Aufwand zu betreiben.

In der dritten Analyse einer Wohnzeile aus den Sechzigerjahren zeigte sich, dass die standardisierten Stiegenhäuser kaum Spielraum für mehr bieten. Allerdings gibt es durch die von der Straße abgerückte Position der Zeilen ausreichend Platz für einen Ausbau der Eingangsbereiche. Im Allgemeinen liegt durch die niedrige Bebauungsdichte der Zeilensiedlungen großes Potential in den Räumen zwischen den Zeilen. Eine Verdichtung und Umgestaltung dieser Zwischenräume ist besonders im Hinblick auf die Attraktivierung der Wohnungen zur Erreichung einer heterogenen Bewohnerschaft anzustreben.

Im Vergleich der drei Wohnbautypen lässt sich feststellen, dass unterschiedliche Potentiale in den Zwischenräumen vorhanden sind. Die Eingangssituationen unterscheiden sich in allen drei Wohnbautypen wesentlich voneinander: Das gründerzeitliche Mietshaus ist direkt von der Straße zu begehen. Der öffentliche Raum vor dem Haus spielt eine zentrale Rolle für die Erscheinung und Nutzung dieses Raums. In den beiden anderen Analysen ist eine allmähliche Annäherung zum Eingang gegeben. Besonders im Wohnhof ist der graduelle Übergang von öffentlich zu privat markant. Die unterschiedlichen Zwischenraumsequenzen schaffen verschiedene Zonen mit allmählich verändertem Öffentlichkeitscharakter, die eine Vielzahl an Möglichkeiten zur Begegnung in sich bergen. In den Zeilensiedlungen ist durch die Wohnwege, die zu den einzelnen Zeilen führen, ebenfalls ein schrittweiser Übergang gegeben, der jedoch weniger durch unterschiedliche Sequenzen, denn durch seine Länge bestimmt ist. Diesem Weg, von der Straße zur Haustüre, von öffentlich zu halböffentlich, fehlt die Zonierung und er ist durch seine Offenheit geprägt. Die innenliegenden Zwischenräume von Gründerzeithäusern wurden im Gegensatz zu den anderen beiden in ihrem Ursprung schon rege von der Nachbarschaft genutzt. Die Räume stellen auf-

grund ihres Umfangs, ihrer großen Fensterflächen und Nischen, die sich einer reinen Funktion als Erschließung entziehen, nach wie vor Möglichkeitsräume dar. Die Bespielungsvarianten sind reichhaltig. Im Wohnhof und verstärkt in der Wohnzeile sind durch die funktionelle Planung weniger Möglichkeiten gegeben. Eine Planung, zugeschnitten auf eine Funktion, erschwert eine Überlappung von Nutzungen. Die hier vorzufindenden Zwischenräume weisen weder den Platz noch die Atmosphäre zum Verweilen auf. In den Wohnhöfen können durch den nachträglichen Einbau von Aufzügen durchaus neue Potentiale in den innenliegenden Zwischenräumen entstehen, die in der Planung des Umbaus schon mitbedacht werden sollten. Alle drei Analysen zeigten, dass außenliegende Zwischenräume vorhanden sind, aber nicht ausgenutzt werden. Während der gründerzeitliche Hof im Laufe seiner Geschichte kaum von den BewohnerInnen genutzt wurde, spielte die gemeinsame Mitte des Wohnhofs in der Planung schon eine bedeutende Rolle. Hausbezogene, außenliegende Zwischenräume haben durch eine ansprechende und funktionsoffene Gestaltung einen Mehrwert für den Einzelnen, als Ort der Regeneration, und können durch seine Nutzung ein Ort der Begegnung für die Nachbarschaft werden. In den beiden Analysen hat sich gezeigt, dass beide Höfe dieses Potential nicht nutzen und eine Neugestaltung dieser Zwischenräume von Bedeutung wäre. Die Wohnzeile besitzt im Gegensatz zu den anderen beiden Typen keine hausbezogenen, außenliegenden Zwischenräume. Der Raum zwischen den Zeilen stellt sich als einheitlicher, von allen Seiten einsichtiger und begehbare Bereich dar, der sich nicht eindeutig auf seine angrenzende Zeile bezieht. Durch die große Anzahl an BewohnerInnen einer solchen Zeilensiedlung, die tagtäglich auf diesen Wegen verkehren, hat dieser Zwischenraum einen öffentlichen Charakter. Es fehlen aber die Nutzungen eines öffentlichen Platzes, um als solcher aufgefasst und behandelt zu werden. Hier ist eine vollkommen andere Herangehensweise, als bei den ersten beiden Analysen zu bedenken, die sich in einem städtebaulichen Maßstab abspielt.

**WIE KÖNNTEN ZUKÜNFTIGE THEMEN
BEZÜGLICH DER AKTIVIERUNG VON
ZWISCHENRAUM LAUTEN UND WELCHE
SCHWIERIGKEITEN SIND ZU ERWARTEN?**

Das Einbeziehen von BewohnerInnen in die Gestaltung von Zwischenraum wird als sehr wertvoll eingestuft. Teilnehmer eines Mitbestimmungsprozesses können sich mit dem Ergebnis identifizieren, wodurch die Aneignung erleichtert wird. Dieses Mitbestimmen und Mitgestalten sollte von Politik und PlanerInnen verstärkt propagiert werden. Partizipative Prozesse haben immer auch den positiven Nebeneffekt, dass sich NachbarInnen dabei besser kennenlernen. Dadurch kann sich eine Eigen- dynamik entwickeln und gemeinsame Motivation und Engagement für die Gestaltung und Mitbestimmung der eigenen Umwelt entstehen. Beispiele, wie das *Planquadrat* in Wieden, Wien, zeigen, dass es oft einem Anstoß zur Initiative bedarf und beim Fortschreiten der Projekte viele mit auf den Zug aufspringen und sich engagieren.

Eine Hürde für die Umsetzung, besonders im Altbestand, wird die Finanzierung von Umplanungen sein. Da die Begegnung von BewohnerInnen aber als Grundlage für die Entwicklung einer Hausgemeinschaft betrachtet wird, und daraus folgend auch Basis für die gemeinschaftliche Nutzung der dafür vorgesehenen Gemeinschaftsräume in den neuen Wohnbauten in Wien seit 2009, kann auf die Gestaltung von niederschweligen Begegnungsorten im Zwischenraum nicht verzichtet werden. Um dies zu garantieren wäre eine Ergänzung in der Wiener Wohnbauordnung hilfreich. Die Formulierung einer solchen Abänderung wird nicht einfach sein, um damit auch das gewünschte Ziel von belebten Zwischenräumen zu erreichen. Bei einer Sanierung des Altbestandes sind keine Gemeinschaftsräume zu errichten. Dies könnte als Argument für das Aufbringen von finanziellen Mitteln für die explizite Gestaltung von Zwischenraum herangezogen werden.

Soziale Interaktion mit Personen aus der näheren Wohnumgebung ist entscheidend für die Entwicklung einer sozialen, gerechten und gesunden Gesellschaft. Und der Zwischenraum im Wohnbau bringt großes, bereits vorhandenes Potential mit sich, um dies zu unterstützen. Für die bewusste Schaffung von Möglichkeitsräumen mit dem Ziel Begegnungen zu fördern bedarf es auf Seiten der PlanerInnen allerdings den notwendigen Mut zum *Dazwischen*.

Anhang

S. 164 Literaturverzeichnis

S. 168 Onlinequellen

S. 170 Abbildungsverzeichnis

S. 176 BewohnerInnenbefragung

LITERATUR- VERZEICHNIS

Bernard, A. (2006). Die Geschichte des Fahrstuhls; über einen beweglichen Ort der Moderne (Orig.-Ausg.). Frankfurt am Main: Fischer-Taschenbuch-Verlag.

Bina, A., & Haus-Rucker-Co., D. u.a. (2007). Haus-Rucker-Co LIVE again; [1967 - 1970]; Lentos Kunstmuseum Linz, 16.11.2007 - 16.03.2008. Nürnberg: Verlag für moderne Kunst.

Bobek, H., & Lichtenberger, E. (1978). Wien; bauliche Gestalt und Entwicklung seit der Mitte des 19. Jahrhunderts (2. Aufl. Reprint 2014). Wien: Böhlau.

Boettger, T. (2014). Schwellenräume; Übergänge in der Architektur; Analyse- und Entwurfswerkzeuge. Basel: Birkhäuser.

Brändle-Ströh, M. (1999). Was braucht der Mensch zum Wohnen. SozialAktuell, 9. Bern: AvenirSocial.

Bruns, L. (2014). Stadt selber machen: Ein Handbuch. Berlin: Jovis.

Corbusier, L. (2015). Städtebau (Originaltitel: Urbanisme). (H. Hildebrandt, Hrsg.) (1. Aufl., Faksimile-Wiedergabe der 2. Aufl. des Buches von 1979, ©1929). München: Deutsche Verlagsanstalt.

Cramer, J., & Zalivako, A. (Hrsg.). (2013). Das Narkomfin-Kommunehaus in Moskau (1928 - 2012); das Haus des Volkskommissariates für Finanzen. Petersberg: Imhof.

Die Sicherung der „Sozialen Nachhaltigkeit“ im zweistufigen Bauträgerwettbewerb – am Beispiel der dialogorientierten Verfahren „Wohnen am Marchfeldkanal“ und „In der Wiesen“ sowie des zweistufigen Wettbewerbs „Preyersche Höfe“. (o. J.). Abgerufen am 27. 2.2016. URL: <http://www.wohnbauforschung.at/index.php?id=432>

E.H. (1968). Studentenhaus in Amsterdam: 1966, Architekten H. Hertzberger und T. Hazewinkel, Amsterdam. (Das) werk, 55(5), 310–312. Basel.

Eisendle, R. (1993). Maschinen im Alltag; Studien zur Technikintegration als soziokulturellem Prozeß. München ; Wien: Profil-Verlag.

Elser, O., & Rieper, M. (2010). Wohnmodelle: Experiment und Alltag. Wien: Revolver Publishing.

Fishman, R. (1982). Urban utopias in the twentieth century; Ebenezer Howard, Frank Lloyd Wright, and Le Corbusier (1., MIT Press paperback ed.). Cambridge, Mass. [u.a.]: MIT Press.

Fleischanderl, U., Giedenbacher, Y., Krappinger, A., Mikl, M., Rohrauer-Näf, G., & Stadler-Vida, M. (2015). Hinschauen, ins Gespräch kommen, aktiv werden! Wien.

Göderitz, J., Rainer, R., & Hoffmann, H. (1957). Die gegliederte und aufgelockerte Stadt. Tübingen: Wasmuth.

Gutmann, R., & Huber, M. (2014). Die Sicherung der „Sozialen Nachhaltigkeit“ im zweistufigen Bauträgerwettbewerb (Projektbericht). Wien: MA 50, Wiener Wohnbauforschung.

Hertzberger, H. (1976). Strukturalismus - Ideologie. Bauen + Wohnen, Heft 1 (Strukturalismus: eine neue Strömung in der Architektur). Zürich.

Hertzberger, H. (1995). Vom Bauen; Vorlesungen über Architektur; Lessons for students in architecture. München: Aries-Verlag.

Hochuli, J. (2011). Das Detail in der Typografie (2. Aufl.). Sulgen: niggli Verlag.

Hofer, A. (2014). Promenade coopérative. Tec21: schweizerische Bauzeitung, 26–27, 31–33.

Hösl, W., & Pirhofer, G. (1988). „Massenwohnen“ in der Gründerzeit. Wien: Franz Deuticke.

Huse, N. (1975). „Neues Bauen“ 1918 bis 1933; moderne Architektur in der Weimarer Republik. München: Moos.

Immowelt Aktiengesellschaft (Hrsg.). (2012, Oktober). „Nase zu und durch: Mief im Stiegenhaus sorgt für Stress unter Nachbarn“ – Ergebnisse aus der Studie: Wohnen und Leben Winter 2012, Repräsentative Studie zum Wohnen und Leben in Österreich.

Jacobs, J. (1963). Tod und Leben großer amerikanischer Städte; The death and life of great american cities. Berlin ; Wien [u.a.]: Bertelsmann Fachverl.

Jarzombek, M. (2011). Corridor Spaces. Critical Theory, 36(4). Chicago: University of Chicago Press.

John, M. (1982). Hausherrenmacht und Mieterelend; Wohnverhältnisse und Wohnerfahrung der Unterschichten in Wien 1890 - 1923. Wien: Verlag für Gesellschaftskritik.

Kara, S. (2016, Jänner 12). Der Mensch nebenan: Ist da jemand? Die Zeit. Hamburg.

Koch, A. (2011). Option Lots: Eine Recherche von brandlhuber+. Arch+: Zeitschrift für Architektur und Städtebau, 201/202, 106–108.

Kodré, H. (1983). Funktionelle Strukturen im historischen Gewand: Die Treppenhallen des 19. Jahrhunderts. Daidalos Berlin Architectural Journal, 9, 130.

Koolhaas, R. (Hrsg.). (2004). Content; triumph of realization (1. publ.). Köln: Taschen.

Krall, G., Rosenmayr, L., Schimka, A., & Strotzka, H. (1956). ... wohnen in Wien; Ergebnisse und Folgerungen aus einer Untersuchung von Wiener Wohnverhältnissen, Wohnwünschen und städtischer Umwelt. Wien: Jugend- u.-Volk-Verl.-Ges.

Laborey, C. (2015). Wem gehören unsere Städte. Chamaerops Productions, Arte France.

Laimer, C., & Rauth, E. (2015). Editorial. dérive - Zeitschrift für Stadtforschung, 60.

Lebhart, G. (2015). Wien im Querschnitt der Zeit. Statistik Journal, 2.

Lebhart, G., & Himpele, K. (2016). Entwicklung der Privathaushalte in Wien und den 23 Wiener Gemeindebezirken. Statistik Journal, 1. Wien.

Leeb, F., & Marboe, I. (2016). Geiswinkler & Geiswinkler – „Wohnbau ist elementar“. architektur.aktuell, Housing & the City(11), 90–103. Wien: Springer.

- Mandl, R.** (2010). Eingänge; zeitgemäß, funktional, formvollvollendet (1. Aufl.). München: Deutsche Verlagsanstalt.
- Mitscherlich, A.** (2008). Die Unwirtlichkeit unserer Städte; Anstiftung zum Unfrieden (1. Aufl. ed.). Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Morgenstern, C.** (1923). Galgenlieder. Berlin: Bruno Cassirer.
- Mozas, J., Per, A. F., & Ollero, A. S.** (2013). 10 Stories of Collective Housing. A+t architecture publishers.
- Mutschler, M.** (1987). Umbau von Wohngebieten der Fünfziger Jahre; dargestellt an Beispielen im Raum Stuttgart; Städtbauliche Nachbesserung von Zeilen-Geschoßwohnungsbau der Fünfziger Jahre. Berlin.
- Neuwirth, W., Ballmoos Krucker Architekten, & Sergison Bates architects.** (2014). Drei Häuser in Wien; Kultivierung des Gewöhnlichen (1. Aufl.). Zürich: Park Books.
- Nierhaus, I.** (1993). Kunst - am - Bau im Wiener kommunalen Wohnbau der fünfziger Jahre. Wien [u.a.]: Böhlau.
- Offterdinger, D., & Schultmeyer, H.** (1975). Grundrisstypologie der gründerzeitlichen Wohnbauten in Wien. Wien.
- Parijs, P. V.** (2004). Cultural diversity versus economic solidarity. Bruxelles: De Boeck.
- Payer, P.** (1996). Hausmeister in Wien; Aufstieg und Niedergang einer Respektperson. Wien: Verein für Geschichte der Stadt Wien.
- Perec, G.** (1982). Das Leben Gebrauchsanweisung. Frankfurt am Main: Zweitausendeins.
- Pirhofer, G., & Stimmer, K.** (2007). Pläne für Wien; Theorie und Praxis der Wiener Stadtplanung von 1945 bis 2005. Wien: Stadtentwicklung Wien, MA 18.
- Preußners, D.** (2008). Beruflich Profi oder Amateur?; Was Sie als Ingenieur, Naturwissenschaftler oder Informatiker über Ihren beruflichen Erfolg wissen müssen. Berlin, Heidelberg: Springer Berlin Heidelberg.
- Purcell, M.** (2015). Das Recht auf Stadt: Der Kampf für Demokratie in der urbanen Öffentlichkeit. *dérive - Zeitschrift für Stadtforschung*, Nr. 60, S. 28-30.
- Reinprecht, C.** (2006, Mai). Zusammenleben im Gemeindebau: Konflikte und Potenziale Forschungslabor Angewandte Stadtforschung. Institut für Soziologie, Universität Wien.
- Reutlinger, C., Stiehler, S., & Lingg, E.** (Hrsg.). (2015). Soziale Nachbarschaften; Geschichte, Grundlagen, Perspektiven. Wiesbaden: Springer VS.
- Mensik, K., Szeiler, M., Schuster, M., Steinacher, I., & Tomschy, R.** (2012). Fahrradfreundliche Wohnbauten Forschungsbericht. (Rosinak & Partner, Hrsg.). Magistrat der Stadt Wien, MA 50.
- Ruby, I., & Ruby, A.** (2004). Schwellenräume- Zur Transformation des Eingangs in der Kultur des Übergangs. *Detail: Zeitschrift für Architektur und Baudetail*, 11. S. 1260-1266.
- Rueda, D.** (2014). Food Comes First, Then Morals: Redistribution Preferences, Altruism and Group Heterogeneity in Western Europe. Centre for Competitive Advantage in the Global Economy, Department of Economics, University of Warwick.
- Russo, M.** (2015). Henri Lefebvre, Teil 4. Vom Recht auf die Stadt. Efferveszenz und Oefre. *dérive - Zeitschrift für Stadtforschung*, 60.
- Schmiechen-Ackermann, D.** (2000). Der „Blockwart“. *Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte*, 4.
- Seyfang, V.** (1980). Freiraumnutzung im Geschoßwohnungsbau; theoretische Überlegungen und empirische Grundlagen zu einer nutzerorientierten Planung und Gestaltung der Freiräume im Geschoßwohnungsbau. München: Minerva-Publikation.
- Simmel, G.** (1903). Die Großstädte und das Geistesleben. Essay, Berlin.
- Simmel, G.** (2006). Die Großstädte und das Geistesleben (1. Aufl.). Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Spitthöver, M. (2002). Freiraumqualität statt Abstandsgrün. 1. Geschichte der Freiräume im Mietgeschosswohnungsbau (Bd. 25). Kassel.

Sprungmehr, G. (1848). Sturmglocke für alle Hausmeister in Wien, als anerkannte Zinsvertheurer und privilegierte Blutegehn für die Parteien.

Stalder, L., Hagemann, A., Beyer, E., & Förster, K. (2009). Schwellenatlas: Vom Abfallzerkleinerer bis Zeitmaschine (1. Aufl., Bd. 191/192). Aachen: Arch+ Verlag GmbH.

Steinbichler, M., & Dutkowski, D. (2016). DIY Stadtanleitung. (Magistrat der Stadt Wien, MA 25, Stadterneuerung und Prüfstelle für Wohnhäuser, Hrsg.) (2.). Wien.

Tönnies, F. (1920). Gemeinschaft und Gesellschaft: Grundbegriffe der reinen Soziologie. Berlin: Curtius.

Trüby, S. (2011). Geschichte des Korridors. Dissertation, Staatliche Hochschule für Gestaltung Karlsruhe. Karlsruhe.

Verwiebe, R., Riederer, B., Troger, T., & Seewann, L. (2014). Sozialwissenschaftliche Grundlagenforschung für Wien II. Wien: Institut für Soziologie, Universität Wien.

Vogelpohl, A. (2015). Die Begriffe Stadt und Urbanisierung bei Henri Lefebvre: Eine Inspiration für Recht auf Stadt-Bewegungen heute. *dérive - Zeitschrift für Stadtforschung*, 60.

Walker, S. (2005). Gordon Matta-Clark: Drawing on Architecture. *Grey Room*, (18), S. 108-131.

Wilkens, M. (2010). Architektur als Komposition; zehn Lektionen zum Entwerfen. Basel [u.a.]: Birkhäuser.

Wörtl-Gössler, J., & Machold, U. (o. J.). Smart Block – Gemeinsam Besser Sanieren. RfM Räume für Menschen, im Auftrag der MA20 Energieplanung und MA50 Wohnbauforschung.

Wulz, F. C. (1976). Stadt in Veränderung; eine architektur-politische Studie von Wien in den Jahren 1848 bis 1934. Stockholm: Almqvist och Wiksell Internat.

ONLINEQUELLEN

Bas, M. (2003). Stoop and Stoep: two Dutch nouns in American and South African English respectively. Abgerufen am 2.1.2017. URL: http://www.academia.edu/2914890/Stoop_and_Stoep_two_Dutch_nouns_in_American_and_South_African_English_respectively.

Bauer, L., & Bauer, W. T. (ohne Datum). Heimhof: 15., Pilgerimgasse 22-24. In WEB - Lexikon der Wiener Sozialdemokratie. Wien. Abgerufen am 8.2.2017. URL: <http://www.dasrotewien.at/heimhof.html>.

Broken-Windows-Theorie. (2016) In Wikipedia. Abgerufen am 16.12.2016. URL: <https://de.wikipedia.org/wiki/Broken-Windows-Theorie>.

Deimling, J. (2012). Klopsztanga : bbb johannes deimling. Abgerufen am 7.1. 2017. URL: <http://bbbjohannesdeimling.de/index.php?curatorial/klopsztanga/>

Die Geschichte. (o. D.) BeGeh Schließsysteme GmbH. Abgerufen am 16.11.2016. URL: <http://www.begeh.at/das-system/die-geschichte/>

Duden: Nachbar. (o. D.). Abgerufen am 14.12.2016. URL: <http://www.duden.de/rechtschreibung/Nachbar>

Duden: zwischen. (o. D.). Abgerufen am 8.12.2016. URL: http://www.duden.de/rechtschreibung/zwischen_innerhalb_inmitten_binnen

Englert, K. (17.9. 2008). Die Unwirtlichkeit unserer Städte: Zum 100. Geburtstag von Alexander Mitscherlich - Psychoanalytiker und Stadtkritiker [Website des Deutschlandradios]. Abgerufen am 1.2.2017. URL: http://www.deutschlandfunk.de/die-unwirtlichkeit-unserer-staedte.700.de.html?dram:article_id=83778

fragnebenan.com. (o. D.). Abgerufen am 28.12.2016. URL: <https://fragnebenan.com/faq>

GB* Gebietsbetreuung Stadterneuerung: Unsere Leistungen. (o. D.). Abgerufen am 28.12.2016. URL: <http://www.gbstern.at/ueber-die-gb/was-wir-tun/unsere-leistungen/>

Gehsteig-Guerrilleros. (o. D.). Abgerufen am 17.2.2017. URL: <http://www.gehsteigguerrilleros.net/Gehsteig-Guerrilleros/wersindwir.html>

Gesetz über die Feuerpolizei in Wien (2015). Abgerufen am 19.9.2016. URL: <https://www.ris.bka.gv.at/Geltende-Fassung.wxe?Abfrage=LrW&Gesetzesnummer=20000504>

Guggenberger, E., & Voitl, H. (1976). Das Planquadrat. ORF. Wien. Abgerufen am 18.2.2017. URL: <https://www.youtube.com/watch?v=62OUjdcfwu8>

IBA Wien - Neues soziales Wohnen. (o. D.). [Offizielle Website der IBA_Wien 2022]. Abgerufen am 15.3.2017. URL: <http://www.iba-wien.at/iba-wien/iba-wien/?L=0>

Kadawittfeldarchitektur: Projekte - St. Nikolaus. (o. D.). Abgerufen am 2.1.2017. URL: <http://www.kadawittfeldarchitektur.de/projekte/projekt-aktion/show/projekt-titel/st-nikolaus.html>

Kankarash, M., & Moors, G. (2007). Heterogeneity in solidarity attitudes in Europe. Insights from a multiple-group latent-class factor approach. ResearchGate. Konferenzbeitrag der ESRA 2007. Prag. URL: https://www.researchgate.net/publication/5129743_Heterogeneity_in_solidarity_attitudes_in_Europe_Insights_from_a_multiple-group_latent-class_factor_approach

Klo und Dusche am Gang: Was haben Sie in Zinshäusern erlebt? (2016). Abgerufen am 16.2.2017. URL: <http://derstandard.at/2000046480787/Klo-und-Dusche-am-Gang-Was-haben-Sie-schon-in>

Knogler, H. (o. D.). Wäschepflegemuseum Rainbach i. M. Abgerufen am 7.1.2017. URL: <http://www.waesche-pflegemuseum.at/>

la lulla. (2010). Abramović & Ulay - Imponderabilia [1977].mp4. Bologna: Youtube. URL: <https://www.youtube.com/watch?v=UDM7WJxbXNY>

Maerki, D., Leitner, M., & Schikowitz, A. (2009). Endbericht der Studie „Zum Verhältnis von Wohnzufriedenheit und Gemeinschaftseinrichtungen an jüngeren Beispielen im geförderten Wiener Wohnbau“ (Wiener Wohnbauforschung). Wien: das fernlicht - Institut für Forsicht und systemische Innovation e.V. Abgerufen am 6.2.2017. URL: <http://www.wohnbauforschung.at/index.php?id=347>

Mayer-Habian, C., Novy, K., & Mellauner, M. (o. J.). Geschichte und Archiv [Vereinswebsite]. Abgerufen am 18.2.2017. URL: <http://planquadrat.weebly.com/geschichte-und-archiv.html>

Musikzeit - Theorie - Artikulation. (o. D.). Abgerufen am 8.12.2016. URL: <http://www.musikzeit.de/theorie/artikulation.php>

Nachbarschaft und Gesundheit. (o. D.). Abgerufen am 29.12.2016. URL: <http://www.gesunde-nachbarschaft.at/wissen/nachbarschaft-und-gesundheit>

Niemann, B., & Schädler, P. (2011). Urbane RaumStrategien – Kernthesen des strategischen Entwerfens im Kontext der zeitgenössischen Stadt. In Change for stability; livecycles of cities and regions; the role and possibilities of foresighted planning in transformation process; Konferenzbeitrag der 16th International Conference on Urban Planning, Regional Development and Information Society; 18-20.5.2011, Essen; REAL CORP 2011; Tagungsband 2011. Schwechat: Eigenverlag des Vereins CORP - Competence Center of Urban and Regional Planning. URL: http://www.corp.at/archive/CORP2011_59.pdf

OIB Richtlinie 2 – Brandschutz (2015). URL: <https://www.oib.or.at/de/oib-richtlinien/richtlinien/2015/oib-richtlinie-2>

OIB Richtlinie 4 – Nutzungssicherheit und Barrierefreiheit (2015). URL: <https://www.oib.or.at/de/oib-richtlinien/richtlinien/2015/oib-richtlinie-4>

Pitha, U., & Scharf, B. (2012). Bodenentsiegelung – Bodenbeläge unter der Lupe. Gehalten am Lehrgang Kommunale Bodenschutzbeauftragte, Kirchberg an der Pielach. Abgerufen am 26.2.2017. URL: https://forschung.boku.ac.at/fis/suchen/publikationen_uni_autoren?sprache_in=en&menue_id_in=105&id_in=3428&publikation_id_in=84863

Rohr-Zänker, R., & Müller, W. (1998). Die Rolle von Nachbarschaften für die zukünftige Entwicklung von Stadtquartieren. Arbeitspapiere des Bundesamtes für Bauwesen und Raumordnung, 6. Abgerufen am 6.1.2017. URL: http://stadtdregion.net/fileadmin/downloads/Rolle_von_Nachbarschaften.pdf

Schipper, L. (3.6.2016). Umverteilung im Sozialstaat: Einwanderung macht unsolidarisch. Frankfurter Allgemeine Zeitung. URL: <http://www.faz.net/aktuell/wirtschaft/arm-und-reich/auslaenderanteil-einwanderung-macht-unsolidarisch-14107817-p2.html>

Widetschek, O. (2014). Blaulicht. Brandschadenstatistik, 12. Abgerufen am 19.9.2016. URL: <http://www.blaulich.at/brandschutz-info.html>

Wiegand, B. (26.10.2001). Ausstellung: London in Berlin, die Wirklichkeit der Künstlerin Rachel Whiteread. Frankfurter Allgemeine Zeitung. URL: <http://www.faz.net/aktuell/feuilleton/ausstellung-london-in-berlin-die-wirklichkeit-der-kuenstlerin-rachel-whiteread-140737.html>

Wohnungstypen und Gemeinschaftseinrichtungen. (o. J.). Abgerufen am 8.2.2017. URL: <http://www.frauenwohnprojekt.org/wohnungstypen-und-gemeinschaftseinrichtungen>

ABBILDUNGS- VERZEICHNIS

Abb. 1: Aufbau der vorliegenden Arbeit, die in zwei Teile gegliedert ist. Laura Lipensky.

Abb. 2: Die Konkrete Poesie geht über den schriftlichen Inhalt hinaus und nutzt das Schriftbild um zusätzliche Inhalte zu transportieren: 13 klare gerührt, Ernst Jandl, aus Laut und Luise, 1976, S. 140, 141.

Abb. 3: Das Logo spielt dem Negativraum und impliziert damit das Motto „Think different“: Logo Design Think, Gustav Wiese, Kopenhagen – DK, 2014. Abgerufen am 7.2.2017. URL: <https://dribbble.com/shots/1679324-THINK>

Abb. 4: Zwischenraumbezeichnungen in der Typografie. Laura Lipensky.

Abb. 5: Abgüssen eines Stiegenhauses. Der Zwischenraum steht als Negativraum für sich: Transient Space, Rachel Whiteread, Deutsches Guggenheim, Berlin – D, 2001. Abgerufen am 20.1.2017. URL: <http://www.faz.net/aktuell/feuilleton/ausstellung-london-in-berlin-die-wirklichkeit-der-kuenstlerin-rachel-whiteread-140737/gesamtansicht-rachel-143069.html>

Abb. 6: Der Eingang als markante Schwelle, verdeutlicht durch die nackten Künstler an denen man sich vorbei drängen muss: Imponderabilia, Marina Abramovic und Ulay, Bologna – IT, 1977. Abgerufen am 20.1.2017. URL: <http://artepformativa.tumblr.com>

Abb. 7: Zwischenräume als Resträume im Stadtgefüge dokumentiert: Fake Estates, Gordon Matta Clark, NYC – US, 1973. Abgerufen am 15.10.2016. URL: <http://www.cabinetmagazine.org/events/oddlots.php>

Abb. 8: Durch das Schließen von Baulücken mit standardisierten Konstruktionen ergaben sich Zwischenräume, die sich heute hinter Verkleidungen entdecken lassen: Option Lots, Brandlhuber+, Berlin – D, seit 2010. Babias, M., Brandlhuber, A. (2013). Brandlhuber+; von der Stadt der Teile zur Stadt der Teilhabe ; Berliner Projekte ; [Anlässlich der Ausstellung „Arno Brandlhuber. Archipel“ im Neuen Berliner Kunstverein, 8. September - 4. November 2012]; Brandlhuber +. Köln: König. S. 146.

Abb. 9: Durch den Abriss eines alten Theaters entstand eine Baulücke im Stadtgefüge. RCR Architekten bespielten diesen Zwischenraum indem sie ihn als öffentlichen Platz frei ließen: La Lira, RCR Architectes, Ripoll – ES, 2011. Abgerufen am 31.12.2016. URL: <http://aasarchitecture.com/2013/09/la-lira-by-rcr-architectes.html/la-lira-by-rcr-architectes-09>

Abb. 10: Monotonie in der Plattenbausiedlung: Neustadt, Halle – D, 1963-1990. Abgerufen am 15.2.2017. URL: <https://www.welt.de/kultur/literarischewelt/article130143884/Kann-man-in-Halle-Neustadt-kuessen.html>

Abb. 11: Der öffentliche Raum, der Zwischenraum der Stadt wird als zusammenhängendes Netzwerk dargestellt, ohne zwischen drinnen und draußen zu unterscheiden: Nolliplan, Giovanni Battista Nolli, Rom, ca. 1692-1756. Abgerufen am 7.2.2017. URL: http://www.lib.berkeley.edu/EART/maps/nolli_06.jpg

Abb. 12: Die monotone Reihe von Eingängen wird von den BewohnerInnen rasch einem Aneignungsprozess unterzogen: Reihenhaussiedlung in Salzburg – AT. Manfred Glück (oben) und Ernst Lipensky (unten).

Abb. 13: Treppe als raumbildendes Element: Akademie der Künste, Behnisch & Partner, 2005, Berlin – D. Abgerufen am 2.2.2017. URL: http://www.nextroom.at/building.php?id=1496&_show=60494. Jürgen Henkelmann/ARTUR IMAGES.

Abb. 14: Korridor in einem Gründerzeithaus in Wien. Laura Lipensky.

Abb. 15: Stufen zwischen Öffentlich und Privat: Stoep in Amsterdam – NL. Cornelia Schneider.

Abb. 16: Grundriss Erdgeschoß: Drei Häuser, Sergison Bates, Ballmoos Krucker und Werner Neuwirth, Wien – AT, 2013. Modifiziert nach: Werner Neuwirth.

Abb. 17: Foto vom Zwischenraum: Drei Häuser, Sergison Bates, Ballmoos Krucker und Werner Neuwirth, Wien – AT, 2013. Abgerufen am 8.1.2017. URL: <http://sergisonbates.com/en/projects/housing-vienna>

Abb. 18: Hausbank der Moderne: Haus Schröder, Gerrit Rietveld, Utrecht – NL, 1924. Abgerufen am 17.12.2017. URL: <http://zy-xin.blogspot.co.at/2012/11/rietveld-schroderhuis.html>

Abb. 19: Hausbank im Seniorenheim: kadawittfeldarchitektur, Seniorenwohnheim St. Nikolaus, Neumarkt – AT, 2001. Laura Lipensky.

Abb. 20: Sitzecke im Stiegenhaus einer Wohnanlage: Herman Hertzberger, Wohnanlage „Schöne Aussicht“, 1982, Kassel – D. Lüchinger, A. (1987). Herman Hertzberger; Bauten und Projekte, 1959 - 1986. Den Haag: Arch-Ed. S. 261.

Abb. 21: Mauervorsprünge im Zwischenraum: Herman Hertzberger, Studentenhuis Weesperstraat, 1966, Amsterdam – NL. Lüchinger, A. (1987). Herman Hertzberger; Bauten und Projekte, 1959 - 1986. Den Haag: Arch-Ed. S. 19.

Abb. 22: Sitzmöglichkeit als Teil der Erschließung: Baugruppen-Wohnprojekt En-Famille, Manderscheid Architekten, Tübingen – D, 2014. Johannes-Maria Schlorke.

Abb. 23: Querschnitt durch den Wohntrakt mit den Korridoren: Narkomfin Kommunenhaus, Moisei Ginzburg, Ignaty Milinis, Moskau – RU, 1930. Abgerufen am 18.3.2017. URL: https://en.wikiarquitectura.com/index.php/File:Narkomfin_plantas_seccion.jpg

Abb. 24: Der Korridor und sein ergänzender Balkon sollte für vielseitige Aktivitäten verwendet werden können und der Begegnung dienen: Narkomfin Kommunenhaus, Moisei Ginzburg, Ignaty Milinis, Moskau – RU, 1930. Abgerufen am 2.1.2017. URL: <https://www.espazium.ch/promenade-cooprative>

Abb. 25: Das zweite Wohnzimmer ausgelagert in Nischen im Zwischenraum: Frauenwohnprojekt [ro*sa] kalYpso, 2009, Wien – AT. Ingrid Shukri Farag.

Abb. 26 : Lichtdurchflutete, breite Mittelgangerschließung für allerlei Aktivitäten: Grundriss Regelgeschoß, Frauenwohnprojekt [ro*sa] Donaustadt, Köb & Pollak Architektur, Wien – 2009. Abgerufen am 8.2.2017. Modifiziert nach: URL: <http://www.frauenwohnprojekt.org/wohnungstypen-und-gemeinschaftseinrichtungen>

Abb. 27: Dieses Gebäude aus den Vierzigerjahren wurde 2001 renoviert und mit einer neuen Erschließung versehen, die ein Raumplus für alle BewohnerInnen darstellt. Hier findet tagtäglich Begegnung statt: Archer Courts Chinatown, Landon Bone Baker Architects, 2001, Chicago – US. Elser, O., & Rieper, M. (2010). Wohnmodelle: Experiment und Alltag. Wien: Revolver Publishing.

Abb. 28: In der Axonometrie des Justus van Effen Complex ist die erhöhte Straße farbig markiert: Justus van Effen Complex, Michiel Brinkman, 1922, Rotterdam – NL. Abgerufen am 7.3.2017. Modifiziert nach: URL: <http://www.manolisvenierakis.com/atrium-housing/>

Abb. 29: Die historische Aufnahme zeigt den belebten Zwischenraum: Justus van Effen Complex, Michiel Brinkman, 1922, Rotterdam – NL. Abgerufen am 7.3.2017. URL: http://www.deoudrotterdammer.nl/archief/dor/2012/week38_jaargang8/files/assets/basic-html/page15.html

Abb. 30: Nach der Renovierung 2012 wurde der Zwischenraum wieder mit neuem Leben erfüllt: Justus van Effen Complex, Michiel Brinkman, 1922, Rotterdam – NL. Abgerufen am 17.12.2017. URL: <https://ksamedia.osu.edu/work/54276>

Abb. 31: Dieses Foto zeigt kurz nach dem Einzug die noch leeren Laubengänge, die multifunktionalen Räume und die Zugänge zu den Wohnungen: SMART-Wohnen, Geiswinkler & Geiswinkler Architekten, 2016, Wien – AT. Laura Lipensky.

Abb. 32: Private und geteilte Freiräume des Wohnhauses: SMART-Wohnen, Geiswinkler & Geiswinkler Architekten, 2016, Wien – AT. Laura Lipensky.

Abb. 33: Wohnbautypen Wiens: nach Erbauungszeit und Anteil an der Gesamtwohnbebauung nach Daten aus 2011. Laura Lipensky.

Abb. 34: Parameter der Raumanalyse. Laura Lipensky.

Abb. 35: Der Anteil der Wohnbebauung in Wien aus den Jahren vor 1919 beträgt zirka 20%. Laura Lipensky.

Abb. 36: Entwicklung des Bassenahauses vom barocken Vorstadthaus bis hin zum Bassenahaus als Doppeltrakter. Laura Lipensky.

Abb. 37-46: Fotoessay: Arbeitermietshaus der Gründerzeit. Rebecca Hirneise.

Abb. 47: Gebäudevolumen mit eingeschriebenem Zwischenraum. Laura Lipensky.

Abb. 48: Zwischenraum mit Öffnungen. Laura Lipensky.

Abb. 49: Der Zwischenraum als Explosionszeichnung – geteilt in seine einzelnen Sequenzen. Laura Lipensky.

Abb. 50: Sequenz Eingangsbereich. Laura Lipensky.

Abb. 51: Sequenz Parterre. Laura Lipensky.

Abb. 52: Sequenz Parterre – Abgang Richtung Hof. Laura Lipensky.

Abb. 53: Sequenz Hof. Laura Lipensky.

Abb. 54: Sequenz Treppenhaus – hier dargestellt: Parterre zu Mezzanin. Laura Lipensky.

Abb. 55: Sequenz Regelgeschoß – hier dargestellt: Mezzanin. Laura Lipensky.

Abb. 56: Verhältnis der Nutzfläche (grau) zur Fläche des Zwischenraums (farbig). Laura Lipensky.

Abb. 57: Geometrie der Volumina: Gangvolumen aufgelöst in Kuben à 50 x 50 cm. Laura Lipensky.

Abb. 58: Topografie des Zwischenraums. Laura Lipensky.

Abb. 59: Belichtung (links) und künstliche Beleuchtung (rechts) im Zwischenraum: Axonometrie mit Darstellung der Helligkeit durch Weiß und der Dunkelheit durch Farbe. Laura Lipensky.

Abb. 60: Oberflächen im Zwischenraum. Laura Lipensky.

Abb. 61: Eingangsbereich mit Postkästen und Fenster zu einer Wohnung. Laura Lipensky.

Abb. 62: Charakteristisches Stiegengeländer der Gründerzeit. Rebecca Hirneise.

Abb. 63: Handlauf. Rebecca Hirneise.

Abb. 64: Haken am Türrahmen. Rebecca Hirneise.

Abb. 65: Historische Wasserkübelablage. Rebecca Hirneise.

Abb. 66: Hof mit Fahrradständern und Mülltonnen. Laura Lipensky.

Abb. 67: Gestaltung und Verwendung der gründerzeitlichen Höfe heutzutage. Laura Lipensky

Abb. 68: Gestaltung und Verwendung der gründerzeitlichen Höfe heutzutage. Laura Lipensky.

Abb. 69: Der Gehsteig als Möglichkeitsraum: Gehsteig-Guerrilleros, 2011, Wien – AT. Abgerufen am 29.11.2017. URL: http://archiv.la21wien.at/la-21-plus/der-verein-la-21-in-wien/Veranstaltungen/pressekonferenz-start-la-21-plus/pressefotos/Gehsteig_Guerrilleros_2.jpg. Rene Ziegler.

Abb. 70: Temporäres Nutzen von Baumscheiben oder Fensterbänken von Souterrains: Vienna Para-Sites, Landschaftsarchitektur Büro Yewo Landscapes, Wien – AT. Abgerufen am 2.12.2016. URL: <http://yewo.at/gardens/items/vipsi-vienna-para-site.html>

Abb. 71: Sitzmöglichkeit vor dem Haus für BewohnerInnen, PassantInnen und andere NachbarInnen: Die neue Stadthausbank. Laura Lipensky.

Abb. 72: Über die Mauer will einen Denkanstoß geben und die Potentiale der gründerzeitlichen Höfe aufzeigen. Rebecca Hirneise.

Abb. 73: In der Ansicht ist die Intervention Über die Mauer als gespiegeltes Duplikat des bestehenden Treppenelementes zu sehen. Rebecca Hirneise.

Abb. 74: Über die Mauer ermöglicht einen Panoramablick über die Grenzmauern hinweg und damit eine gedankliche Verbindung der Höfe. Rebecca Hirneise.

Abb. 75: Als Element im Hof dient die Intervention auch als Sitzmöglichkeit für die BewohnerInnen. Rebecca Hirneise.

Abb. 76: Bassena 2.0 bietet eine Sitzmöglichkeit im Stiegenhaus für Pausen und spontane Gespräche. Rebecca Hirneise.

Abb. 77: Das historische Element wird durch den Einsatz einer Plexiglasplatte zum Tisch umfunktioniert. Rebecca Hirneise.

Abb. 78: Die Klappsitze sind farblich an das historische Element angeglichen und fügen sich so nahtlos in den Bestand ein. Rebecca Hirneise.

Abb. 79 - 81: Dazwischen Sehen – Periskop im Zwischenraum. Rebecca Hirneise.

Abb. 82 und 83: Dazwischen Hören – Miteinander sprechen und das über alle Geschoße hinweg. Rebecca Hirneise.

Abb. 84: Die Sitznische verbreitert die Fensterlaibung und dient als Lieblingssitzplatz im Zwischenraum: Collage Sitznische. Laura Lipensky.

Abb. 85: Schnitt der Sitznische. Laura Lipensky.

Abb. 86 - 93: Fotoessay Wohnhof des Roten Wien. Rebecca Hirneise.

Abb. 94: Der Wohnhof als axonometrisches Volumen. Laura Lipensky.

Abb. 95: Der Zwischenraum als Volumen. Laura Lipensky.

Abb. 96: Der Zwischenraum als Explosionszeichnung, geteilt in seine einzelnen Sequenzen. Laura Lipensky.

Abb. 97: Verhältnis der Nutzfläche (grau) zur Fläche des Zwischenraums (farbig). Laura Lipensky.

Abb. 98: Oberflächen im innenliegenden Zwischenraum: Wandoberfläche und Fußboden im Zubau. Rebecca Hirneise.

Abb. 99: Fußbodenbelag. Rebecca Hirneise.

Abb. 100: Hof. Rebecca Hirneise.

Abb. 101: Braun lackiertes Stiegegeländer aus Metall mit hölzernem Handlauf. Rebecca Hirneise.

Abb. 102: Die Sitzmöglichkeiten laden zum Verweilen ein. Sie sind nicht fix montiert, sondern nur durch ein Seil gesichert, was zum individuellen Arrangieren einlädt: Collage zur Umgestaltung des Gebäudevorbereichs. Laura Lipensky.

Abb. 103: Funktionsverschiebungen und das Einsetzen von verschiedensten Sitzmöglichkeiten regen zum Aufenthalt im Hof an: Axonometrische Konzeptdarstellung. Laura Lipensky.

Abb. 104: In jedem zweiten Stock fehlt der Zugang zum Aufzug. Dadurch ergibt sich eine Nische ohne Funktion: Foto der Nische mit Aufzugszugang und ohne. Rebecca Hirneise.

Abb. 105: Sitzlandschaften in der funktionslosen Aufzugsnische: zwei Konzeptdarstellungen als Ansicht. Laura Lipensky.

Abb. 106: Anteil der Wohnbebauung in Wien aus den Jahren 1945 bis 1970. Laura Lipensky.

Abb. 107: Die Wettbewerbsbeiträge der Siedlung Dammerstock, die in den 1920er Jahren erbaut wurde, zeigen, die vorherrschende Bauweise der Wohnzeile in Deutschland: Gropius, Haesler, Schwitters, Dammerstocksiedlung, 1929, Karlsruhe – D. Schmitt, P. (1997). Neues Bauen der 20er Jahre: Gropius, Haesler, Schwitters und die Dammerstocksiedlung in Karlsruhe 1929. Karlsruhe: Info Verlagsgesellschaft. S. 12.

Abb. 108: Schema-Skizze der gegliederten und aufgelockerten Stadt. Aufgerufen am 10.1.2017. URL: <https://www.architektur-aktuell.at/news/ausstellung-in-graz-hubert-hoffmann-alle-architektur-ist-raumkunst>

Abb. 109: Luftbild einer Zeilenbausiedlung aus den Sechzigerjahren: Oska Helmer Hof, 1967, Wien – AT. Google. (o.D.). [Google Maps: Göpfritzgasse, 1210 Wien, 3D Ansicht]. Abgerufen am 5.12.2017. URL: <https://goo.gl/maps/jNxGQDkusEx>

Abb. 110: Lageplan der analysierten Zeilenbausiedlung. Laura Lipensky.

Abb. 111 - 119: Fotoessay Wohnzeile der 50er und 60er Jahre. Rebecca Hirneise.

Abb. 120: Gebäudevolumen mit eingeschriebenem Zwischenraum: Markiert sind die fünf baulich identischen Zwischenräume (farbig dargestellt ist der im Detail analysierte Teil). Laura Lipensky.

Abb. 121: Der Zwischenraum als Explosionszeichnung mit erkennbaren einzelnen Sequenzen. Laura Lipensky.

Abb. 122: Verhältnis der Wohnnutzfläche zum Zwischenraum. Laura Lipensky.

Abb. 123: Materialien im Zwischenraum: Wandoberfläche und Bodenbelag. Rebecca Hirneise.

Abb. 124: Das Fenster im Stiegenhaus bringt viel Licht in den Zwischenraum, bietet aber keinen Ausblick: Fensterdetail. Rebecca Hirneise.

Abb. 125: Detail des hölzernen Handlaufs. Rebecca Hirneise.

Abb. 126: Der Staubsauger wurde in den Siebzigerjahren zum Standard in jedem Haushalt: Staubsauger Werbung Ende der 60er/ Anfang der 70er. Abgerufen am 28.2.2017. URL: <http://www.teenagewasteland.de/haushalt/staubsauger.html>

Abb. 127: In den Fünfzigern und Sechzigerjahren traf sich die Nachbarschaft zum gemeinsamen Fernsehen: Ausschnitt aus der Serie 11er Haus – Folge 1: Manderl Radio 1955-1960. Abgerufen am 12.2.2017. URL: http://www.mr-film.com/produktionen/11er_haus.html

Abb. 128: Freiraum zwischen den Zeilen: Wohnweg in der Zeilenbausiedlung. Rebecca Hirneise.

Abb. 129: Abstandsgrün und Wohnwege in der Zeilenbausiedlung. Rebecca Hirneise.

Abb. 130: Die schwebenden Balkone des Parterres ohne Bezug zum Freiraum. Rebecca Hirneise.

Abb. 131: In der Axonometrie der Zeilensiedlung sind die Konzepte zur Aktivierung des Raums zwischen den Zeilen veranschaulicht. Laura Lipensky.

Abb. 132: Eine Bank unter dem Vordach ermöglicht das Verweilen am Hauseingang: Fotocollage. Laura Lipensky.

Abb. 133: Eine Erweiterung des Eingangsbereichs schafft einen Begegnungsort für die BewohnerInnen einer Stiege und dient zusätzlich als Raumplus für verschiedenste Aktivitäten. Laura Lipensky.

Abb. 134: Die mobile, pneumatische Zelle schafft Raum, wo man ihn gerade braucht: Gelbes Herz, Haurucker-Co, 1968, Wien – AT. Abgerufen am 4.3.2017. URL: https://www.mumok.at/sites/default/files/styles/adaptive_gallery/public/cms/onlinesammlung/1382/00026609_m_2.jpg?itok=akKT3363

Abb. 135: Die Rauminstallation schafft eine Oase in der Stadt: Oase Nr°7, Haus-Rucker-Co, 1972, Kassel – DE. Abgerufen am 2.3.2017. URL: http://www.ortner-ortner.com/de/haus-rucker-co/projekt/oase-nr-7-documenta-5-kassel-1972/bilder?image=1300_oase_02.jpg

Abb. 136: Im Schnitt des Gebäudes sind drei Variationen von Zwischenraumexpansionen ersichtlich. Laura Lipensky.

BEWOHNERINNEN- BEFRAGUNG

2

1

GLÜHWEINABEND – BEFRAGUNG

Beitragung Name / Nr. _____

Wie alt sind Sie?
 16-29 30-49 50-69 70-99

Wie viele Personen leben in Ihrem Haushalt?

Wie viele davon sind Kinder?

Wie viel Zeit verbringen Sie an einem durchschnittlichen Wochentag zuhause?
 1-5 h 6-10 h 11-16 h 17-24 h

Wie viel Zeit verbringen Sie durchschnittlich am Wochenende zuhause?
 1-5 h 6-10 h 11-16 h 17-24 h

Rauchen Sie?
 Nein Ja Wenn ja, wo?: _____

Wie sehr stimmen Sie folgenden Aussagen zu?

	1 (gar nicht)	2 (eher nicht)	3 (neutral)	4 (eher)	5 (sehr)
Ich fühle mich hier wohl.					
Ich bin mit der Wohnung zufrieden.					
Ich bin mit dem Haus zufrieden.					

Der Bereich vor Ihrer Wohnungstüre ...
 ist Ihrer Wohnung zugehörig. ist Allgemenfläche und gehört allen Hausbewohnern.

In welchem Top finde ich Sie, falls Rückfragen auftreten sollten? Kennen Sie Ihre Nachbarn?

rechts links drunter drüber
 Ich kenne keine. Ich kenne ... _____

Unter welchen Umständen hatten Sie schon Kontakt zu den Nachbarn:
 Klatsch und Gerüchte Gießen von Blumen Aufsicht von Kindern
 Verschmutzung / Zerstörung v. Gem.-Einrichtungen Aushelfen mit Lebensmitteln Hilfe bei Einkäufen oder Reparaturen
 Rücksichtslosigkeit von Kindern / Jugendlichen Hilfe im Krankheitsfall Hilfsbereitschaft
 Post Streit unter Nachbarn ...

Gegenstände vor Ihrer Wohnungstüre? X
Welche Gegenstände würden Sie gerne dort einrichten? O

Türmatte Fahrrad Aschenbecher
 Schuhregal Kinderwagen Regal
 Pflanzen Stizmöglichkeit Wäscheständer
 Dekoration Garderobe ...

Was stört Sie im Stiegenhaus?
 Offenstehende Haustüren Neugierige Nachbarn
 Fremde Personen Sperrige Gegenstände
 Zigarettenrauch Schuhe
 Schlechte Beleuchtung Dekorationsgegenstände
 Lärmende Kinder Mich stört nichts.
 Küchen-/Essensgerüche Sonstiges: _____

Hatten Sie schon einmal Streit mit den Nachbarn?
 Nein Ja Wenn ja, was war der Auslöser? _____

Fühlen Sie sich von den Nachbarn gestört durch...?
 Laute Musik Streit Heimwerken/ Waschmaschine Spielende Kinder

Es ist Sonntag und Sie würden gerne etwas backen, aber Ihnen fehlt ein Ei. Was machen Sie?
 Sie backen nicht oder etwas Anderes.
 Sie gehen zum Nachbarn, um sich eines auszuleihen.

4

3

Geschichten, Erzählungen, Wissenswertes,

Sie fahren zu einem Supermarkt, der am Sonntag geöffnet hat.
EinE Nachbarin läutet an und bittet Sie darum, ihm/ihr einen Akkuschauber zu leihen. Wie stehen Sie dazu?
 Ich verleihe gerne Dinge.
 Ich verleihe Dinge ungern, weil _____

Ich verleihe keine Dinge an Nachbarn, weil _____

Unter Ihnen ist laute Musik zu hören und Sie können nicht Ihrer gewünschten Tätigkeit nachkommen. Wie reagieren Sie?
 Sie rufen die Polizei.
 Sie läuten beim Nachbarn und bitten ihn leiser zu stellen.
 Sie rufen ihreN Nachbarin an und bitten ihn leiser zu stellen.
 Sie gehen in einen anderen Raum, verlassen das Haus od. gehen anderen Tätigkeiten nach.

Es ist 21 Uhr, Sie feiern Ihren Geburtstag und einE Nachbarin beschwert sich über die Lautstärke. Wie reagieren Sie?
 Sie entschuldigen sich und stellen die Musik leiser.
 Sie bitten um Verständnis, da Sie Geburtstag feiern.
 Sie reagieren nicht. Es ist erst 21 Uhr und ihr Geburtstag gehört gefeiert.

Jemand im Haus organisiert ein Fest für alle Nachbarn.
 Sie freuen sich und gehen hin.
 Sie schauen kurz vorbei.
 Sie sind nicht interessiert und gehen nicht hin.

Haben Sie Wünsche, Erwartungen oder Ideen die Hausgemeinschaft betreffend oder das Haus an sich? Eine Hausbank? Ein Schwarzes Brett?...

FRAGE	ANTWORT	ANZAHL	BEMERKUNGEN
Wie alt sind sie?	18-29 29-39 40-49	5 1 1	
Wie viele Personen leben in Ihrem Haushalt?	1 2 4	3 2 2	Die zwei Befragten wohnen in einem Haushalt. Grundsätzlich weiß ich von 2 Familien, einem Ehepaar, und 7 allein wohnenden Personen
Wie viel Zeit verbringen Sie an einem durchschnittlichen Wochentag Zuhause?	1-5 h 6-10 h 11-16 h 16-24 h	0 4 5 0	
Wie viel Zeit verbringen Sie durchschnittlich an einem Wochentag Zuhause?	1-5 h 6-10 h 11-16 h 16-24 h	1 1 4 3	Alle Befragten sind wenig zu Hause. Ein Befragter ist nur Mo-Fr nach der Arbeit zu Hause. Es gibt im Haus ein paar Personen (vor allem PensionistInnen), die quasi ständig da sind.
Sind Sie RaucherIn?	ja nein	4 3	
Wo Rauchen Sie?	Vor der Tür In der Wohnung Im Stiegenhaus	1 3 3	
Wohlfühlfaktor	1 2 3 4 5	0 0 0 0 7	In der obersten Fensternische steht ein Aschenbecher. Zwei Befragte erzählen, dass mehrere BewohnerInnen dort rauchen.
Der Bereich vor Ihrer Wohnungstür ist ...	Ihrer Wohnung zugehörig. Allgemeinfläche.	2 5	Negativ erwähnt wurde der Keller, der nicht für alle zugänglich ist, die Balkone, die beim Einzug versprochen wurden, aber nie gebaut wurden, und die dünnen Wände / Decken, die ein akustisches Problem zwischen manchen Wohnungen darstellen. Positiv geäußert hat sich eine Befragte mit den Worten: "Ich fühle mich hier sicher."
Kennen Sie Ihre Nachbarn?	im selben Stock drunter drüber	6 3 3	Kommentar der Befragten dazu: "Aber Putzen muss es jemand anderer." Kommentar der Befragten dazu: "Ich kann hier gestalten und Dinge abstellen, aber jeder hat hier Zugriff und Zugang, deshalb ist er Teil der Allgemeinfläche." Ein Befragter kennt nur den Hausbesorger und eine weitere Person
Unter welchem Umständen hatten Sie schon Kontakt zu den Nachbarn?	Post Tausch des Abstellraumschlüssels zufällig im Stiegenhaus vor der Tür beim Rauchen Vorstellen beim Einzug	1 1 1 1 2	Eine Befragte kennt fast alle BewohnerInnen, da sie sich oft vor der Haustüre zum Rauchen aufhält. Mit vielen, die nach Hause kommen oder ausgehen quatscht sie auch. Kommentar des Befragten dazu: "Es ist fast wie ein Geisterhaus. Ich treffe nie Leute." Die beiden Befragten wohnen in einer Wohnung und haben diese Vorstellungsrunde gemeinsam gemacht. Alle Befragten.
Gegenstände vor Ihrer Wohnungstür:	Türmatte Deko Schuhregal Tisch Müll	7 3 2 1 2	Kommentar der Befragten dazu: "Zu Silvester schmücken wir unseren Eingang mit Lametta und Glitzerzeug. Da weiß jeder, dass wir hier ordentlich Silvester feiern." Kommentar der Befragten dazu: "Joschis Schuhe müssen raus! Das würden wir hier drinnen nicht aushalten." Kommentar der Befragten dazu: "Der hat sich total bewährt. Der Postler stellt das Paket ab, wenn man vom Einkaufen kommt, kann man die Sackerl hier ablegen, während man den Schlüssel sucht, ..." Kommentar des Befragten dazu: "Manchmal stell ich den Müll raus, um ihn später nach unten zu tragen. Und zwei Mal ist es schon passiert, dass jemand den Sack nimmt und ihn so vor unsere Türe platziert, dass man beim raus Gehen drüber fällt. Das find ich schon eine Unart, wenn sich da wer bei mir einmisch. Stinkt ja nicht."
Welche Gegenstände würden Sie gerne dort einrichten?	Keine. Kinderwagen.	6 1	
Hatten Sie schon einmal Streit mit den Nachbarn?	nein ja	7 0	
Was stört Sie im Stiegenhaus?	düster + dunkel Kochgerüche Lautstärke	4 1 3	Der Hausbesorger kocht mit offener Tür. Kommentar der Befragten zum Hifi-System des Nachbarn darunter: "Also früher haben wir angerufen, wenn's zu arg geworden ist. Jetzt schreiben wir nur mehr SMS und so einmal im Monat gehen wir runter. Sonst mittlerweile ignorieren wir's einfach soweit das geht." Als weitere Störung wird ein Kind, das am Wochenende laut rum schreit genannt. Ein anderer Befragter erzählt, dass er die Nachbarn rechts und links beim Reden in normaler Lautstärke hört und den Fernseher.
Nachbarschaftshilfe: Um Lebensmittel fragen:	ja nein vl	2 4 1	Kommentar der Befragten dazu: "Hab das erst einmal gemacht. Ist nichts Gängiges. Kostet Überwindung." Alle Befragten antworten zögerlich.
Nachbarschaftshilfe: Jemand bittet um etwas:	ja nein vl	7 0 0	Die Frage wird von allen eindeutig und schnell beantwortet.
Party FÜR NachbarInnen:	hingehen vorbei schauen nicht hingehen	4 3 0	Kommentar der Befragten dazu: "Alle Nachbarn geben den anderen Bescheid, wenn sie ein Fest veranstalten. Aber bei uns war noch nie jemand dann da und wir sind auch noch keiner Party von den Nachbarn gegangen."
An welchen Orten im Stiegenhaus treffen Sie NachbarInnen?	Eingangstüre Postkästen	5 7	
Geschichten, Erzählungen, Wissenswertes:			Im zweiten Stock wohnt ein älterer Herr, der nicht mehr ganz agil ist. Er plaudert sehr gerne mit anderen im Stiegenhaus. Ein Befragter erzählt, dass er teilweise 45 Minuten mit ihm am Treppenabsatz steht. Erzählung einer Befragten: "Wollte mir Reis bei einer Nachbarin ausleihen und ihre Pflegerin hat mir welchen gegeben. Am nächsten Tag wollte ich den Reis zurückbringen, aber sie wollte ihn nicht annehmen. Sie hat mich dann gebeten ihr zu helfen, beim Bestellen von irgendwas im Internet. Schlussendlich hab' ich ihr das dann mit meiner Kreditkarte bestellt, weil sie keine Visa hatte." Kommentar einer Befragten dazu: "Ich komme vom Land aus Rumänien und dort ist es üblich alle Nachbarn zu kennen. Jeder sitzt vor seinem Haus auf der Bank und mit jedem wird gequatscht. Und jeder wird gleich auf Café oder Schnaps eingeladen.... Hier in Wien habe ich noch nie eine enge Nachbarschaft erlebt. Aber das hätte ich gerne." Kommentar einer Befragten: "Wir treffen uns manchmal beim Rauchen draußen. Jetzt hab' ich uns über Willhaben zwei Stühle für den Hof besorgt. Da ist es im Sommer schön kühl und gemütlich. Aber die Stühle waren nach einem Monat plötzlich weg! Und dem Hauswart hab' ich Bescheid gegeben. Der wusste, dass das unsere sind."

Danke

Mein Dank gilt allen, die mich durch konstruktive Gespräche und wertvolle Aktionen am Weg zu meinem Diplom gefordert und gefördert haben – Lehrende, KollegInnen, ArchitektInnen und FreundInnen – im Besonderen aber meinen Eltern, **Sieglinde Lipensky und Ernst Lipensky**, die mir diesen Weg ermöglicht haben und stets unterstützend zur Seite standen.

Danke **Michael Klein** für deine gewissenhafte Betreuung, die mich herausgefordert und bereichert hat. Ich habe im letzten Jahr unglaublich viel gelernt. Danke!
Danke **Peter Fattinger** für die Eröffnung *der Welt des Design Build* und deine stets motivierenden Worte.

Danke an die MA 7, besonders Dr. Berthold Ecker und der **MUSA** (Museum Startgalerie Artothek), für die Unterstützung meiner 1:1 Umsetzungen.
Danke auch an **Petra Surböck-Bernhofer**, die mir die Realisierung der Interventionen im Gründerzeithaus überhaupt ermöglicht hat.
Danke an das **future.lab** für die Chance im OPENmarx einen Arbeitsplatz zu haben und eine Werkstatt nutzen zu können – gemeinsam mit den besten KollegInnen.

Danke **Magdalena Lipensky**, dass du dir die Zeit genommen hast, um meine *Abers* und *Jedochs* im Text zu reduzieren und meine sonstigen Schwierigkeiten in der Deutschen Sprache zu korrigieren.
Danke **Rebecca Hirneise** für dein geduldiges Ausharren in den eiskalten Stiegenhäusern im Wiener Winter, die wunderschönen Fotos und dein Mitpacken wo es nötig war. Auch danke an **Markus Aichinger** für das Kameraequipment inklusive Lieferung.
Danke **Theresa Hattinger** für deine Einführung in die hohe Kunst des Layoutierens.
Danke **Robert Graf** für das sorgsam gefädelt Garn, das diese Arbeit zusammen hält.
Danke auch an die anderen meines *Dream Teams*: **Lukas Steiner**, dem Lackiermeister, **Jurica Kos**, dem ultimativen *Design-Builder*, und **Grigorji Kuklin**, dem Mann mit Lastenraderfahrung, Hausverstand, Kraft und Herz.